



Kindheit und Knabenalter

Lew Tolstoi

Kindheit und Knabenalter

Lew Tolstoi

Leo Tolstoj

Deutsch von Hanny Brentano

Mit Bildschmuck von Professor A.
Brentano

Regensburg

Druck und Verlag von Josef Habbel

Vorwort.

Unter den belletristischen Werken *Leo Tolstojs* findet sich so viel des Schönen, von tiefer Poesie und zugleich von strengster Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe Durchdrungenen, so vieles, was in die schier unergründlichen Tiefen seiner mitleidigen Liebe zum Nächsten und vor allem zum russischen Volke blicken läßt, daß diese Werke es wohl verdienen, über den Kreis derer, die *alles* an Tolstoj blind verehren und bewundern, hinauszudringen. Andererseits kann nicht bestritten werden, daß so manchen unter Tolstojs Werken – besonders unter denen seiner späteren Lebensjahre – eine weitere Verbreitung nicht zu wünschen ist.

Es war mir daher eine Freude, daß bald nach dem Tode des berühmten Dichter-Philosophen der Verlag Habel an mich die Aufforderung richtete, eine Übersetzung der belletristischen Werke Tolstojs *in*

Auswahl herzustellen, aus diesen Werken das herauszuheben, was dem deutschen Volk, der deutschen Jugend unbedenklich vorgelegt werden kann, was einen Platz in jeder Volksbibliothek wie in jeder Familienbücherei beanspruchen darf.

Ich habe mich nach Möglichkeit bemüht, bei den aufgenommenen Dichtungen mich streng an das Original zu halten, was bei den Eigentümlichkeiten des Tolstojschen Stiles, zumal bei den Volkserzählungen, nicht immer leicht war. Von den großen Romanen, die sich sowohl ihrem Anfange als ihrer Tendenz nach nicht in den Rahmen der vorliegenden Ausgabe einfügen lassen, wurden nur einige wenige, durch ihre Schilderungskraft hervorragende Kapitel aufgenommen, um den Lesern ein charakteristisches Bild der Tolstojschen Erzählkunst zu bieten.

Wien, Juni 1911.
Hanny Brentano.

1. Kindheit.

Der Hauslehrer Karl Iwanowitsch.

Am 12. August 18.., genau am dritten Tage nach meinem Geburtstage, an dem ich zehn Jahre alt geworden war und so wundervolle Geschenke erhalten hatte, weckte mich Karl Iwanowitsch um sieben Uhr früh auf, indem er gerade über meinem Kopfe mit einer Fliegenklappe – Zuckerhutpapier an einem Stocke – nach einer Fliege schlug. Er tat das so ungeschickt, daß er das Bildchen meines Schutzheiligen, welches an der Eichenwand meines Bettes hing, berührte, und daß mir die getötete Fliege gerade auf den Kopf fiel. Ich steckte die Nase unter der Bettdecke hervor, hielt das Heiligenbild, das noch immer hin und her schaukelte, mit der Hand an, warf die tote Fliege auf den Fußboden und blickte mit zwar verschlafenen, aber bösen Augen auf Karl Iwanowitsch. Der aber – in buntem, wattiertem Schlafrock, mit einem Gürtel

aus gleichem Stoff umgürtet, ein rotes, gestricktes Käppchen mit Troddel auf dem Kopfe und weiche Ziegenlederschuhe an den Füßen – fuhr fort, an den Wänden entlang zu gehen, nach den Fliegen zu zielen und zu klatschen.

»Ich bin zwar noch klein,« dachte ich, »aber dennoch, warum stört er mich? Warum schlägt er nicht bei Wolodjas Bett nach den Fliegen? Dort sind doch so viele! Aber Wolodja ist älter als ich, und ich bin der Allerkleinste, daher quält er mich. Sein Leben lang denkt er nur nach,« murmelte ich, »wie er mir etwas Unangenehmes zufügen könnte. Er sieht sehr gut, daß er mich aufgeweckt und erschreckt hat, tut aber so, als merke er nichts ... Ein unausstehlicher Mensch! Und der Schlafrock und das Käppchen und die Troddel – alles ist unausstehlich!«

Während ich so in Gedanken meinem Ärger über Karl Iwanowitsch Ausdruck gab, trat er an sein Bett, sah nach der Uhr, die über dem Bett in einem perlgestickten

Pantöffelchen hing, hing die Fliegenklappe an den Nagel und wandte sich in sichtlich ausgezeichneter Laune zu uns.

»Auf, Kinder, auf! 's ist Zeit! Die Mutter ist schon im Saal!« rief er mit seiner gutmütigen deutschen Stimme in seiner Muttersprache, dann trat er an mein Bett, setzte sich am Fußende nieder und zog die Tabaksdose aus der Tasche. Ich stellte mich schlafend. Karl Iwanowitsch nahm eine Prise, putzte seine Nase, schnalzte mit den Fingern, und dann erst widmete er sich mir. Leise lachend begann er meine Fußsohlen zu kitzeln.

»Nun, nun, Faulenzer!« sagte er.

So sehr ich auch das Kitzeln fürchtete, sprang ich doch nicht aus dem Bett und antwortete auch nicht; ich grub den Kopf noch tiefer in die Kissen, strampelte aus Leibeskräften mit den Beinen und bot alles auf, um das Lachen zu verbeißen.

»Wie er gut ist, und wie er uns liebt! Und ich konnte schlecht von ihm denken!« sagte ich mir. Ich war ärgerlich über mich selbst und über Karl Iwanowitsch; mir war halb nach Lachen und halb nach Weinen zumute: meine Nerven waren erregt.

»Ach lassen Sie, Karl Iwanowitsch!« rief ich mit Tränen in den Augen, den Kopf aus den Kissen hervorsteckend.

Karl Iwanowitsch war verwundert, ließ meine Sohlen in Ruhe und fing an, mich besorgt auszufragen: was mir fehle? Ob ich etwas Schlechtes geträumt habe? – Sein gutes deutsches Gesicht, die Teilnahme, mit welcher er sich bemühte, die Ursache meiner Tränen zu erraten, ließen diese noch reichlicher fließen: ich schämte mich, und es war mir unverständlich, wie ich einen Augenblick früher Karl Iwanowitsch nicht lieben und seinen Schlafrock, das Käppchen und die Troddel unausstehlich finden konnte; jetzt erschien mir das alles im Gegenteil außerordentlich lieb, und sogar die Troddel kam mir wie ein

deutlicher Beweis seiner Güte vor. Ich erzählte ihm, daß ich wegen eines bösen Traumes weinte: ich hätte geträumt, daß *maman* gestorben sei und beerdigt werden sollte. Das alles erfand ich, weil ich mich gar nicht mehr erinnerte, was ich in dieser Nacht geträumt hatte. Aber als Karl Iwanowitsch, durch meine Erzählung gerührt, mich zu trösten und zu beruhigen anfang, schien es mir, als hätte ich wirklich so schrecklich geträumt, und meine Tränen strömten nun schon aus anderem Grunde.

Als Karl Iwanowitsch mich verlassen hatte und ich, im Bette aufrecht sitzend, die Strümpfe auf meine kleinen Füße zog, versiegten die Tränen allmählich, doch die trüben Gedanken an den erfundenen Traum verließen mich nicht. Unser Instruktor Nikolaj trat ein, ein kleines, reinliches Männchen, immer ernst, pünktlich, ehrerbietig und sehr befreundet mit Karl Iwanowitsch. Er brachte unsere Kleider und Schuhe: für Wolodja Stiefel, für mich immer noch die unausstehlichen Schuhe mit Schleifchen. In seiner Gegenwart hätte

ich mich geschämt zu weinen, auch schien die Morgensonne so lustig durchs Fenster, und Wolodja, über die Waschschüssel gebeugt, ahmte Maria Iwanowna (die Gouvernante meiner Schwester) nach und lachte dazu so lustig und laut, daß sogar der ernste Nikolaj, der mit dem Handtuch über der Schulter, der Seife in der einen und dem Wasserkrug in der andern Hand neben ihm stand, lächelnd sagte:

»Hören Sie doch auf, Wladimir Petrowitsch; bitte, waschen Sie sich!«

Ich war ganz heiter geworden.

»Sind Sie bald fertig?« ließ sich Karl Iwanowitsch aus dem Unterrichtszimmer vernehmen. Seine Stimme klang streng und hatte nicht mehr jenen Ausdruck von Güte, der mich zu Tränen gerührt hatte. Im Schulzimmer war Karl Iwanowitsch ein ganz anderer Mensch: dort war er Lehrer. Ich zog mich schnell an, wusch mich und folgte seinem Rufe noch mit der Bürste in der Hand, meine nassen Haare glättend.

Karl Iwanowitsch saß, mit der Brille auf der Nase und einem Buche in der Hand, auf seinem gewöhnlichen Platze zwischen Tür und Fenster. Links von der Tür befanden sich zwei Bücherbretter: eines für uns Kinder, das andere für Karl Iwanowitsch – sein »eigenes«. Auf dem unsrigen standen Bücher jeder Art, Lehrbücher und Nichtlehrbücher, die einen aufrecht, die andern liegend. Nur zwei große Bände *Histoire des voyages* in rotem Einband lehnten würdevoll an der Wand; dann aber folgten lange, dicke, große, kleine Bücher, Deckel ohne Bücher und Bücher ohne Deckel; gewöhnlich wurde alles dort hineingestopft und -gedrückt, wenn es hieß, vor der Pause müsse die »Bibliothek« in Ordnung gebracht werden, wie Karl Iwanowitsch dieses bescheidene Bücherbrett hochtrabend nannte. Die Büchersammlung auf seinem Privatbrett war, wenn auch nicht so groß wie die unsere, so doch noch verschiedenartiger. Ich erinnere mich an drei Bücher: eine deutsche Broschüre über das Düngen von Kohlgärten – ohne Einband; einen Band der

Geschichte des siebenjährigen Krieges – in Pergament, mit einer verbrannten Ecke; und ein vollständiges Lehrbuch der Hydrostatik. Karl Iwanowitsch verbrachte den größten Teil seiner Zeit mit Lektüre und hatte sich dadurch sogar seine Augen verdorben, er las aber nichts anderes als diese Bücher und »Die nordische Biene« Russische Zeitschrift. (Anm. d. Übers.).

Unter den Gegenständen, die auf dem Bücherbrett von Karl Iwanowitsch herumlagen, war einer, welcher ihn mir ganz besonders ins Gedächtnis ruft. Es war eine Scheibe aus Pappe in einem hölzernen Fuße, in dem sich die Scheibe durch kleine Zapfen bewegen ließ. Auf die Scheibe war ein Bild geklebt, welches die Karikatur irgend einer Dame und ihres Friseurs darstellte. Karl Iwanowitsch war sehr geschickt in Papparbeiten, und diese Scheibe hatte er selbst erfunden und zum Schutze seiner schwachen Augen gegen grelles Licht hergestellt.

Heute noch sehe ich die lange Gestalt vor mir: in wattiertem Schlafrock und mit dem roten Käppchen, unter welchem spärliche graue Haare hervorschimern. Er sitzt neben dem Tischchen, auf welchem die Scheibe mit dem Friseur steht und sein Gesicht beschattet; in einer Hand hält er ein Buch, die andere ruht auf der Armlehne des Sessels, und neben ihm liegt eine Uhr, auf deren Zifferblatt ein Jäger gemalt ist, ein kariertes Taschentuch, eine schwarze, runde Tabaksdose, ein grünes Brillenfutteral, eine Lichtputzschere mit Untersatz. All das liegt so sittsam und ordentlich auf seinem Platz, daß man aus dieser Ordnung allein schon schließen kann, daß Karl Iwanowitsch ein reines Gewissen und Seelenfrieden besitzt.

Zuweilen, wenn ich mich unten im Saal nach Herzenslust ausgetollt hatte, stahl ich mich auf den Fußspitzen hinauf ins Unterrichtszimmer und beobachtete Karl Iwanowitsch, wie er gemütlich in seinem Lehnstuhl saß und mit ruhig erhabenem Gesichtsausdruck irgend eines seiner Lieblingsbücher las. Manchmal traf ich ihn

auch in solchen Momenten, wo er nicht las: die Brille saß dann tiefer auf der großen Adlernase, die blauen, halbgeschlossenen Augen hatten einen ganz eigenen Ausdruck, und die Lippen lächelten traurig. Im Zimmer ist's still; man hört nichts als gleichmäßiges Atmen und das Ticken der Uhr mit dem Jäger.

Er bemerkte mich manchmal nicht, ich aber stand an der Tür und dachte: »Armer, armer alter Mann! Unsrer sind viele, wir spielen, wir sind lustig, aber er – ist ganz, ganz allein, und niemand liebkost ihn. Er hat recht, wenn er sich eine Waise nennt. Und seine Lebensgeschichte ist so traurig! Ich erinnere mich, wie er sie einmal Nikolaj erzählte. Es ist schrecklich, in seiner Lage zu sein!«

Und so leid tat er mir dann, daß ich zuweilen an ihn herantrat, seine Hand faßte und sagte: »Lieber Karl Iwanowitsch!« Er hatte es gern, wenn ich so zu ihm sprach; er liebkoste mich dann immer, und ich sah's ihm an, daß er gerührt war. – – –

An der andern Wand hingen Landkarten, fast alle zerrissen, aber von Karl Iwanowitsch kunstvoll unterklebt. An der dritten Wand, in deren Mitte sich die nach unten führende Tür befand, hingen an einer Seite zwei Lineale: ein stark abgenutztes – das unsere, und ein neues – das »eigene«, das mehr zur Anspornung unsres Fleißes als zum Linieren diente; an der andern Seite eine schwarze Tafel, auf welche unsere großen Vergehen mit kleinen Kreisen, unsre geringeren mit Kreuzchen vermerkt wurden. Links von der Tafel war der Winkel, in den man uns zur Strafe knien ließ.

Wie steht mir dieser Winkel im Gedächtnis! Ich erinnere mich der Ofentür und der Luftklappe darin und des Geräusches, das die Klappe verursachte, wenn man sie bewegte. Zuweilen kniete und kniete man in dem Winkel, bis Knie und Rücken schmerzten, und dachte: »Karl Iwanowitsch hat mich vergessen; ihm ist's wahrscheinlich sehr behaglich, im weichen Lehnstuhl zu sitzen und seine Hydrostatik

zu lesen, aber wie ist mir?« Und um sich bemerkbar zu machen, fing man an, die Ofentür behutsam auf- und zuzumachen oder den Kalkbewurf von der Wand abzubröckeln; aber wenn plötzlich ein allzu großes Stück mit Geräusch zu Boden fiel, – wirklich, der Schreck war ärger als jede Strafe. Dann sah man sich nach Karl Iwanowitsch um, der aber saß ruhig mit dem Buche in der Hand da und schien nichts gemerkt zu haben.

Mitten im Zimmer stand der Tisch, mit zerrissenem schwarzem Wachstuch bedeckt; unter dem Wachstuch sahen an vielen Stellen die mit dem Taschenmesser zerschnittenen Ränder des Tisches hervor. Rund um den Tisch standen einige nicht angestrichene, aber durch den langen Gebrauch förmlich lackierte Holztaburets. Die letzte Wand nahmen drei Fenster ein, aus denen man folgende Aussicht hatte: grade unter den Fenstern sah man den Weg, auf welchem mir jede ausgefahrene Stelle, jedes Steinchen, jede Radspur längst bekannt und lieb waren; jenseits des Weges

– die geschorene Lindenallee, hinter welcher hier und da ein geflochtener Zaun sichtbar war; durch die Allee blickte man auf eine Wiese hinaus; an einem Ende derselben befand sich die Tenne, am andern ein Wald; in der Ferne sah man das Häuschen des Wächters. Aus dem rechten Fenster erblickte man einen Teil der Terrasse, auf welcher die Großen bis zum Mittagessen zu sitzen pflegten. Oft, während Karl Iwanowitsch das Diktat korrigierte, schaute ich hinaus, sah Mütterchens kleinen dunklen Kopf und irgend jemens Rücken und hörte undeutlich Gespräch und Lachen von unten herauf. Dann ärgerte ich mich, daß ich nicht dort sein konnte, und dachte: »Wann endlich werde ich groß sein, wann werde ich zu lernen aufhören und anstatt bei den Vokabeln zu sitzen bei denen weilen dürfen, die ich lieb habe?« Der Ärger verwandelte sich in Trauer und ich versank unversehens so tief in Gedanken, daß ich nicht einmal hörte, wie Karl Iwanowitsch sich über die Fehler ärgerte.

Karl Iwanowitsch warf den Schlafrock ab, zog den blauen Frack mit den auf den Schultern gebauschten Ärmeln an, richtete vor dem Spiegel seine Krawatte und führte uns hinunter, damit wir Mütterchen guten Morgen sagten.

Maman .

Mütterchen saß im Salon und goß heißes Wasser auf den Tee: mit einer Hand hielt sie die Teekanne, mit der andern den Hahn des Ssamowars, aus dem das Wasser über den Rand der Teekanne auf den Untersatz floß. Aber obgleich sie unausgesetzt hinsah, bemerkte sie das nicht, ebenso wie sie unser Hereinkommen nicht bemerkt hatte.

Es tauchen so viele Erinnerungen an die Vergangenheit auf, wenn wir uns bemühen, die Züge eines geliebten Wesens in unsrer Vorstellung auferstehen zu lassen, daß man sie wie durch Tränen nur undeutlich sieht. Es sind das die Tränen der

Einbildungskraft. Wenn ich versuche, mir meine Mutter so vorzustellen, wie sie damals war, sehe ich nur ihre braunen Augen, die ihre stets gleiche Güte und Liebe ausdrückten; das kleine Muttermal am Halse, etwas unter der Stelle, wo die kleinen Härchen sich kräuselten; den weißen gestickten Kragen, die zarte, magere Hand, die mich sooft liebte und die ich sooft küßte, – der Gesamtausdruck aber ist mir entschwunden.

Links vom Divan stand ein alter englischer Flügel; davor saß mein schwarzbraunes Schwesterlein Ljubotschka und spielte mit ihren rosigen, eben erst mit kaltem Wasser gewaschenen Fingerchen ausdrucksvoll die Etüden von Clementi. Sie war elf Jahre alt, hatte ein kurzes Leinenkleidchen an und weiße, mit Spitzen besetzte Höschen; die Oktaven konnte sie nur *arpeggio* greifen. Neben ihr, halb zu ihr gewendet, saß Maria Iwanowna in einer Haube mit rosa Bändern, in himmelblauer Morgenjacke und mit rotem, bösem Gesicht, das einen noch strengeren Ausdruck annahm, als Karl

Iwanowitsch ins Zimmer trat. Sie blickte ihn drohend an und fuhr – ohne auf seine Verbeugung zu achten und mit dem Fuße den Takt schlagend – fort zu zählen: un, deux, trois ... un, deux, trois, noch lauter und befehlender als zuvor.

Karl Iwanowitsch achtete nicht im geringsten darauf, sondern schritt seiner Gewohnheit gemäß mit deutschem Gruß grade auf meine Mutter los. Sie fuhr aus ihrem Sinnen auf, schüttelte schnell das Köpfchen, als wolle sie mit dieser Bewegung trübe Gedanken verscheuchen, streckte Karl Iwanowitsch die Hand entgegen und berührte seine runzelige Schläfe mit ihren Lippen, während er ihr die Hand küßte.

»Ich danke, lieber Karl Iwanowitsch!« und indem sie fortfuhr, deutsch zu sprechen, fragte sie: »Haben die Kinder gut geschlafen?«

Karl Iwanowitsch war taub auf einem Ohr, und infolge des Lärmes vom Klavier her

konnte er jetzt gar nichts hören. Er neigte sich näher zum Divan, stützte sich, auf einem Fuß stehend, mit einer Hand auf den Tisch, lüftete mit einem Lächeln, das mir dazumal als der Gipfel des feinen Tones erschien, sein Käppchen und fragte:

»Sie werden mich entschuldigen, Natalia Nikolajewna?« Karl Iwanowitsch nahm, um seinen kahlen Kopf nicht zu erkälten, das rote Käppchen nie ab, doch jedesmal, wenn er in den Salon trat, bat er meine Mutter deswegen um Entschuldigung.

»Setzen Sie's nur auf, Karl Iwanowitsch. – Ich fragte Sie, ob die Kinder gut geschlafen haben?« sagte *maman*, näher zu ihm rückend und recht laut sprechend.

Aber er verstand sie wieder nicht, bedeckte seine Glatze mit dem roten Käppchen und lächelte noch liebenswürdiger.

»Hören Sie einen Augenblick auf, Mimi,« sagte *maman* lächelnd zu Maria Iwanowna, »man hört nichts.«

Wenn Mütterchen lächelte, so wurde ihr Gesicht, so schön es auch sonst war, noch unvergleichlich schöner, und rund umher schien sich alles aufzuheitern. Wenn ich in schweren Augenblicken des Lebens auch nur flüchtig dieses Lächeln sehen könnte, – ich wüßte nicht, was Kummer heißt. Ich glaube, im Lächeln allein liegt, was man die Schönheit des Gesichtes nennt; wenn das Lächeln dem Gesicht größeren Liebreiz verleiht, so ist das Gesicht schön; wenn es das Gesicht gar nicht verändert, so ist dieses gewöhnlich; wenn es das Gesicht entstellt, so ist dieses häßlich.

Als maman mich begrüßt hatte, nahm sie meinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, bog ihn zurück, sah mich aufmerksam an und sagte:

»Du hast heute geweint?«

Ich antwortete nicht. Sie küßte meine Augen und fragte deutsch:

»Warum hast du geweint?«

Wenn sie freundschaftlich mit uns plauderte, bediente sie sich immer der deutschen Sprache, die sie vollkommen beherrschte.

»Ich hab' nur im Traum geweint, *maman*,« erwiderte ich; der erfundene Traum fiel mir mit allen seinen Einzelheiten wieder ein, und ich erschauerte unwillkürlich.

Karl Iwanowitsch bestätigte meine Worte, verschwieg aber den Traum selbst. Nach einem Gespräch über das Wetter, an dem auch Mimi teilnahm, legte *maman* auf das Teebrett sechs Stückchen Zucker für einige der Auszeichnung würdige Dienstboten, erhob sich und ging zum Stickrahmen, der am Fenster stand.

»Nun, Kinder, geht jetzt zu Papa! Und sagt ihm auch, daß er auf jeden Fall zu mir kommen möge, bevor er zur Tenne geht.«

Die Musik, das Zählen und die strengen Blicke begannen wieder und wir gingen zu Papa. Nach Durchschreiten des Zimmers,

das noch von Großvaters Zeiten her die Offiziantenstube hieß, traten wir ins Arbeitszimmer.

Papa.

Er stand neben dem Schreibtisch und erklärte, auf einige Briefumschläge, Papiere und Geldhäufchen deutend, in ärgerlichem und lebhaftem Tone irgend etwas dem Verwalter Jakob Michailowitsch, der, die Hände auf dem Rücken, aus seinem gewöhnlichen Platze zwischen der Tür und dem Barometer stand und seine Finger sehr schnell nach allen Richtungen bewegte.

Je hitziger Papa wurde, um so schneller bewegten sich die Finger, und umgekehrt, wenn Papa schwieg, wurden auch die Finger ruhig; wenn aber Jakob selbst zu sprechen begann, gerieten die Finger in die ärgste Unruhe und sprangen verzweifelt nach allen Seiten. Ich glaube, an ihren Bewegungen konnte man Jakobs geheime

Gedanken erraten; sein Gesicht aber blieb immer ruhig und drückte das Bewußtsein seiner Würde und zugleich seiner Unterwürfigkeit aus, das heißt es schien zu sagen: ich habe recht, im übrigen aber – wie es Ihnen beliebt!

Als Papa uns sah, sagte er nur:

»Wartet, sogleich!« und gab durch eine Bewegung des Kopfes zu verstehen, daß einer von uns die Tür schließen solle.

»Ach du barmherziger Gott, was hast du heute nur, Jakob?« fuhr er gegen den Verwalter gewendet und achselzuckend (das war seine Gewohnheit) fort. »Dieses Kuvert mit achthundert Rubeln ...«

Jakob zog das Rechenbrett heran, schob acht Hunderter in die Höhe und heftete seinen Blick auf einen unbestimmten Punkt, auf das Weitere wartend.

»... für Wirtschaftsausgaben in meiner Abwesenheit. Verstehst du? Für die Mühle

mußt du tausend Rubel bekommen ...
stimmt das oder nicht? An Kautionsgeldern
hast du vom Fiskus achttausend
zurückzuerhalten; für das Heu, von dem wir
nach deiner Berechnung siebentausend Pud
1 Pud = 40 russ. Pfund. (Anm. d. Übers.)
verkaufen können, – ich rechne das Pud zu
fünfundvierzig Kopeken – bekommst du
dreitausend; folglich wirst du im ganzen
haben? – zwölftausend ... Stimmt das oder
nicht?«

»Stimmt genau,« sagte Jakob. Aber an der
Schnelligkeit der Fingerbewegungen erriet
ich, daß er etwas entgegen wollte, doch
Papa kam ihm zuvor:

»Also, von diesem Gelde schickst du
zehntausend in die Hypothekenkasse für
Petrowskoje. Dann: das Geld, das wir im
Kontor haben – (Jakob warf auf dem
Rechenbrett die früher angemarkten zwölf
Tausender zusammen und notierte statt
dessen einundzwanzigtausend) – bringst du
mir und schreibst sie unter dem heutigen
Datum als Ausgabe ein. (Jakob schob die

Röllchen durcheinander und drehte das Rechenbrett um, als wollte er damit andeuten, daß auch die einundzwanzigtausend verloren seien.) Und diesen Geldbrief hier wirst du in meinem Namen dem Adressaten übergeben.«

Ich stand dicht neben dem Tische und blickte auf die Adresse. Da stand geschrieben: »An Karl Iwanowitsch Mauer.«

Papa hatte wohl bemerkt, daß ich etwas gelesen hatte, was ich nicht zu wissen brauchte, legte seine Hand auf meine Schulter und drehte mich mit leichter Bewegung vom Tische fort. Ich wußte nicht recht, ob das eine Liebkosung oder ein Tadel sein sollte, küßte aber auf alle Fälle die große sehnige Hand, die auf meiner Schulter lag.

»Zu Befehl,« sagte Jakob; »und was belieben Sie wegen des Geldes von Chabarowka zu verfügen?«

Chabarowka war das Gut meiner Mutter.

»Das bleibt im Kontor und darf ohne meinen Befehl unter keinen Umständen irgendwie verwendet werden.«

Jakob schwieg ein paar Sekunden; dann begannen seine Finger, sich mit verstärkter Geschwindigkeit zu drehen, und den Ausdruck gehorsamen Stumpfsinns, mit dem er die Befehle des Herrn angehört hatte, in den ihm für gewöhnlich eigenen Ausdruck spitzbübischer Aufgewecktheit verwandelnd, zog er das Rechenbrett wieder näher zu sich heran und sagte:

»Erlauben Sie zu vermelden, Peter Alexandrowitsch, was Sie auch belieben mögen, aber in die Hypothekenkasse kann zum Termin nicht eingezahlt werden. Sie beliebten zu sagen,« – fuhr er langsam und nachdrücklich fort – »daß ich die Kautionsgelder, ferner Geld fürs Heu und für die Mühle bekommen müsse. (Indem er die Posten nannte, merkte er sie auf dem Rechenbrett vor.) Ich fürchte aber, daß wir

uns in der Rechnung irren könnten,« fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, wobei er Papa vielsagend ansah.

»Wieso?«

»Also belieben Sie zu sehen: was die Mühle betrifft, so war der Müller schon zweimal bei mir, um einen Aufschub zu erbitten, und schwor bei Christus dem Herrn, daß er kein Geld habe. Er ist übrigens auch jetzt hier; vielleicht belieben Sie selbst mit ihm zu sprechen?«

»Was sagt er denn?« fragte Papa, indem er durch eine Bewegung mit dem Kopfe andeutete, daß er nicht mit dem Müller sprechen wolle.

»Ach, man kennt das ja! Er sagt, er habe nichts zu mahlen gehabt, und was er an Geld besessen, habe er im Damme verbaut. Und, gnädiger Herr, wenn wir ihm kündigen, – ob wir dabei auf unsere Rechnung kommen? – Dann belieben Sie von den Kautionsgeldern zu sprechen; mir

scheint, ich habe Ihnen schon einmal gemeldet, daß unser Geldchen dort fest sitzt und daß wir's wohl nicht sobald bekommen werden. Ich hab' neulich wegen dieser Angelegenheit eine Fuhre Mehl und einen Brief zu Iwan Afanassitsch in die Stadt geschickt: er antwortet halt wieder, daß er sich gern für Peter Alexandrowitsch bemühen würde, die Sache liege aber nicht in seiner Hand und allem Anschein nach werde Ihre Quittung auch nach zwei Monaten noch schwerlich herauszubekommen sein. – Sie beliebten auch vom Heu zu sprechen. Angenommen, wir verkaufen es wirklich für dreitausend ...«

Er notierte auf dem Rechenbrett drei Tausender, schwieg einen Augenblick und schaute bald auf das Rechenbrett, bald auf Papa, mit einem Gesichtsausdruck, als wollte er sagen: »Sie sehen selbst, wie wenig das ist. Und auch bei dem Heu werden wir uns wieder verrechnen, wenn wir's jetzt verkaufen sollen, Sie wissen ja selbst –«

Man sah ihm an, daß er noch einen großen Vorrat an Widerlegungsgründen bereit hatte; daher wohl unterbrach Papa ihn:

»Ich werde meine Anordnungen nicht ändern,« sagte er, »wenn sich aber dem Einkassieren dieser Gelder wirklich Hindernisse in den Weg stellen, dann – nichts zu machen – nimmst du von dem Chabarowskischen Gelde soviel als nötig ist.«

»Zu Befehl.«

Dem Gesicht wie den Fingern Jakobs merkte man es an, daß die letzte Weisung ihm großes Vergnügen bereitete.

Jakob war Leibeigener, ein sehr eifriger und ergebener Mensch; wie alle guten Verwalter war er äußerst geizig für seinen Herrn und hatte von den herrschaftlichen Vorteilen die sonderbarsten Begriffe. Er sorgte beständig für die Vermehrung des Eigentums seines Herrn auf Kosten des Eigentums der Herrin, indem er sich bemühte zu beweisen,

daß alle Einnahmen von ihrem Gute auf Petrowskoje (das Gut, auf dem wir lebten) verwendet werden müßten. Jetzt triumphierte er, weil ihm das so vollständig gelungen war.

Als Papa uns begrüßt hatte, sagte er, wir hätten nun lange genug auf dem Lande gefaulenzt, wir seien keine kleinen Kinder mehr, und es sei Zeit, daß wir ernstlich zu lernen anfangen.

»Ihr wißt schon, glaube ich, daß ich heute nacht nach Moskau reise und euch mitnehme,« sagte er. »Wir werden bei Großmama leben, und *maman* bleibt mit den Mädchen hier. Und merkt euch, ihr einziger Trost wird es sein, zu hören, daß ihr gut lernt und daß man mit euch zufrieden ist.«

Obgleich wir nach all den Vorbereitungen, welche seit einigen Tagen bemerkbar waren, schon irgend etwas Außergewöhnliches erwartet hatten, erschütterte uns diese Neuigkeit sehr.

Wolodja wurde rot und richtete mit zitternder Stimme Mütterchens Auftrag aus.

»Das also hat mein Traum mir verkündet!« dachte ich; »gebe Gott, daß nicht noch etwas Schlimmeres komme!«

Um Mütterchen tat es mir sehr, sehr leid, zugleich aber freute mich der Gedanke, daß wir nun groß geworden seien.

»Wenn wir heute reisen, so werden wir wahrscheinlich keine Stunden haben, das ist herrlich!« dachte ich. »Übrigens tut mir Karl Iwanowitsch leid. Er wird wahrscheinlich verabschiedet werden, denn sonst hätte man nicht jenes Kuvert für ihn vorbereitet ... Lieber doch mein Lebenlang lernen und nicht fort müssen, sich nicht von Mütterchen trennen und den armen Karl Iwanowitsch nicht kränken! Er ist ja ohnedies sehr unglücklich.«

Solche Gedanken zogen mir blitzartig durch den Sinn; ich rührte mich nicht von

der Stelle und starrte die schwarzen Schleifen meiner Schuhe an.

Nachdem Papa mit Karl Iwanowitsch ein paar Worte über das Sinken des Barometers gesprochen hatte, befahl er Jakob, die Hunde nicht zu füttern, da er am Nachmittage zum Abschied auf die Jagd fahren und die jungen Jagdhunde ausprobieren wollte, und schickte uns dann ganz gegen meine Erwartung ins Schulzimmer, tröstete uns jedoch mit dem Versprechen, uns auf die Jagd mitzunehmen.

Auf dem Wege in den oberen Stock lief ich schnell auf die Terrasse hinaus. An der Tür in der Sonne lag Milka, der Lieblingswindhund meines Vaters.

»Milotschka,« sagte ich, indem ich ihn streichelte und auf die Schnauze küßte, »wir fahren heute fort! Lebewohl, wir werden uns nie wiedersehen!«

Ich gab mich ganz meinen Gefühlen hin
und fing zu weinen an.

Der Unterricht.

Karl Iwanowitsch war sehr schlechter
Laune. Man merkte das an seinen
zusammengezogenen Augenbrauen und an
der Art, wie er seinen Rock in die
Kommode schleuderte, wie er ärgerlich
seinen Gurt festzog und wie tief er mit dem
Fingernagel im Buch die Stelle anmerkte,
bis zu welcher wir die Dialoge auswendig
zu lernen hatten. Wolodja lernte recht gut,
aber ich war so aufgeregt, daß ich wirklich
gar nichts machen konnte. Lange starrte ich
zerstreut ins Vokabelbuch, aber die Tränen,
die mir beim Gedanken an die
bevorstehende Trennung in die Augen
traten, hinderten mich am Lesen. Und als
die Zeit des Hersagens kam und Karl
Iwanowitsch mich mit zugekniffenen
Augen (das war ein schlechtes Zeichen)

anhörte, grade an der Stelle, wo der eine sagt: »Wo kommen Sie her?« und der andere antwortet: »Ich komme vom Kaffeehause,« konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten und vor Schluchzen nicht mehr sagen: »Haben Sie die Zeitung nicht gelesen?«

Als es zum Schönschreiben kam, machte ich infolge der Tränen, die aus das Papier fielen, solche Kleckse, als wenn ich mit Wasser auf Packpapier geschrieben hätte.

Karl Iwanowitsch wurde böse, ließ mich knien, behauptete, das sei Trotz, Puppenkomödie (das war sein Lieblingswort), drohte mit dem Lineal und verlangte, ich solle um Verzeihung bitten, während ich vor Weinen kein Wort hervorbringen konnte; schließlich, wohl seine Ungerechtigkeit fühlend, ging er in Nikolajs Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Vom Schulzimmer aus hörte man das Gespräch im Zimmer des Instructors.

»Hast du gehört, Nikolaj, daß die Kinder nach Moskau fahren?« fragte Karl Iwanowitsch, ins Zimmer tretend.

»Freilich hab' ich's gehört.«

Wahrscheinlich wollte Nikolaj sich erheben, denn Karl Iwanowitsch sagte:
»Bleib sitzen, Nikolaj!«

Ich kam aus meinem Winkel hervor und ging zur Tür, um zu horchen.

»Soviel Gutes man den Menschen auch tut und soviel Anhänglichkeit man ihnen auch erweist, auf Dankbarkeit kann man, scheint's, nicht rechnen, Nikolaj!« sprach Karl Iwanowitsch mit Gefühl.

Nikolaj, der am Fenster bei einer Schusterarbeit saß, nickte bestätigend mit dem Kopfe.

»Ich lebe zwölf Jahre in diesem Hause und kann vor Gott bezeugen, Nikolaj,« fuhr Karl Iwanowitsch fort, indem er die Augen

und die Schnupftabaksdose zur Stubendecke erhob, »daß ich sie liebe, und daß ich mich mit ihnen mehr beschäftigt habe, als wie wenn's meine leiblichen Kinder wären. Erinnerst du dich, Nikolaj, als Wolodjachen das hitzige Fieber hatte, erinnerst du dich, wie ich damals neun Tage, ohne ein Auge zu schließen, an seinem Bette saß? Ja, damals war ich der gute, liebe Karl Iwanowitsch, damals brauchte man mich; aber jetzt« – fügte er ironisch lächelnd hinzu – »jetzt ›sind die Kinder groß geworden, sie müssen ernstlich lernen«. Als ob sie hier nichts lernten, Nikolaj?«

»Wie sollen sie denn anders lernen?« fragte Nikolaj, die Schusterahle beiseite legend und mit beiden Händen am Pechdraht ziehend.

»Ja, jetzt bin ich unnütz geworden, jetzt muß man mich fortjagen; und wo sind alle Versprechungen? wo ist die Dankbarkeit? Natalia Nikolajewna achte und liebe ich, Nikolaj,« sprach er, die Hand aufs Herz

legend, »aber was kann sie? Ihr Wille gilt in diesem Hause nicht mehr als das!« und dabei warf er mit ausdrucksvoller Geste ein Lederschnitzel auf den Fußboden. »Ich weiß wohl, wessen Schuld es ist und weshalb ich nicht mehr nötig bin: weil ich nicht schmeichle und nicht alles gut heiße wie gewisse Leute! Ich bin gewöhnt, immer und vor allen die Wahrheit zu reden,« sagte er stolz; »Gott mit ihnen! Dadurch, daß sie mich fortschicken, werden sie nicht reich werden, ich aber – Gott ist barmherzig – ich werde wohl noch ein Stück Brot für mich finden, – nicht wahr, Nikolaj?«

Nikolaj hob den Kopf und blickte Karl Iwanowitsch so an, als wollte er sich vergewissern, ob er in der Tat noch ein Stück Brot finden könnte, sagte aber nichts.

Karl Iwanowitsch sprach noch lange und viel in diesem Sinne; er sprach davon, daß man seine Verdienste bei einem General, bei dem er früher gewesen war, besser zu würdigen gewußt hatte (es tat mir sehr weh, das zu hören), sprach von Sachsen, von

seinen Eltern, von seinem Freunde, dem Schneider Schönheit usw.

Ich nahm an seinem Kummer teil und es tat mir leid, daß mein Vater und Karl Iwanowitsch, die ich beide fast gleich lieb hatte, einander nicht verstanden; ich begab mich zurück in meinen Winkel, kauerte mich nieder und dachte darüber nach, wie man zwischen ihnen ein Einverständnis erzielen könnte.

Als Karl Iwanowitsch ins Unterrichtszimmer zurückgekehrt war, befahl er mir, aufzustehen und das Diktatheft vorzunehmen. Als alles bereit war, ließ er sich majestätisch in seinem Lehnstuhl nieder und begann mit einer Stimme, die aus der Unterwelt zu kommen schien, folgendes zu diktieren: »Von al-len Lei-denschaf-ten die grau-samste ist ... Haben Sie geschrieben?« Hier machte er eine kleine Pause, nahm langsam eine Prise und fuhr dann mit frischen Kräften fort: »die grausamste ist die Un-dank-bar-keit ... Ein großes U.« Als ich das letzte Wort

niedergeschrieben hatte, schaute ich in Erwartung des Weiteren zu ihm auf.

»Punktum!« sagte er mit kaum merklichem Lächeln und gab uns ein Zeichen, ihm die Hefte vorzulegen.

Mit verschiedener Betonung und mit dem Ausdruck des größten Vergnügens las er mehrmals den Satz, der das Gefühl seines Herzens ausdrückte; dann gab er uns eine Aufgabe aus der Geschichte und setzte sich ans Fenster. Sein Gesicht war nicht mehr mürrisch wie vorhin, sondern verriet die Genugtuung eines Menschen, der sich für eine ihm zugefügte Kränkung würdig gerächt hatte.

Es war dreiviertel auf eins, aber Karl Iwanowitsch schien noch gar nicht daran zu denken, uns zu entlassen; er gab uns immerzu neue Aufgaben. Langeweile und Appetit nahmen bei mir in gleichem Maße zu. Mit großer Ungeduld folgte ich allen Anzeichen, die das Nahen des Mittagessens verrieten. Da geht eine Magd mit dem

Scheuerbast die Teller waschen; da hört man, wie im Speisezimmer mit dem Geschirr geklappert wird, wie der Tisch ausgezogen und die Stühle gestellt werden; da kommt auch schon Mimi mit Ljubotschka und Katjenka (Katjenka war Mimis zwölfjährige Tochter) aus dem Garten, aber Foka ist noch nicht zu sehen, der Haushofmeister Foka, der immer melden kommt, wenn das Essen fertig ist. Dann erst kann man die Bücher beiseite werfen und, ohne auf Karl Iwanowitsch zu achten, hinunterlaufen.

Jetzt hört man Schritte auf der Stiege, doch das ist nicht Foka. Ich habe mir seinen Gang genau gemerkt und erkenne stets das Knarren seiner Stiefel.

Die Tür ward geöffnet und in ihr zeigte sich eine mir ganz fremde Gestalt.

Der Idiot.

Ins Zimmer trat ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit blassem, pockennarbigem, länglichem Gesicht, langen grauen Haaren und einem dünnen, rötlichen Barte. Er war so groß, daß er, um durch die Tür zu kommen, nicht nur den Kopf beugen, sondern seinen ganzen Körper zusammenbiegen mußte. Er war in ein zerfetztes Gewand gehüllt, das teils einem Bauernrock, teils einem Priesterkleide glich; in der Hand trug er einen riesigen Stab. Ins Zimmer tretend, klopfte er mit diesem Stabe aus Leibeskräften auf den Fußboden, wobei er die Augenbrauen zusammenzog, den Mund übermäßig weit aufsperrte und in ein schreckliches, unnatürliches Lachen ausbrach. Auf einem Auge war er blind, und die weiße Pupille dieses Auges rollte unaufhörlich hin und her und verlieh dem ohnedies häßlichen Gesichte einen noch garstigeren Ausdruck.

»Aha, erwischt?« schrie er, mit kurzen Schritten auf Wolodja zueilend, den er beim Kopfe packte, um sorgfältig seinen Scheitel zu betrachten; dann ging er mit ganz ernster

Miene von Wolodja fort, trat an den Tisch und begann, unter das Wachstuch zu blasen und das Kreuzeszeichen darüber zu machen.

»Ooo schade! ooo, tut weh! – Die Lieben werden davonfliegen!« sprach er sodann mit von Tränen zitternder Stimme, indem er Wolodja voller Herzeleid anblickte, und mit dem Ärmel die tatsächlich fallenden Tränen trocknete.

Seine Stimme war rauh und heiser, seine Bewegungen waren hastig und unregelmäßig, seine Worte sinnlos und ohne Zusammenhang (er gebrauchte niemals ein Fürwort), aber die Betonung war so rührend, und das gelbe, mißgestaltete Gesicht nahm zuweilen einen so aufrichtig betrübten Ausdruck an, daß man sich beim Zuhören eines gewissen, aus Mitleid, Angst und Traurigkeit zusammengesetzten Gefühles nicht erwehren konnte.

Das war der unstät umherirrende Grischa.

Woher stammte er? wer waren seine Eltern?
was hatte ihn veranlaßt, das Wanderleben,
das er führte, zu erwähnen? – Das wußte
niemand. Ich weiß nur, daß er von seinem
fünfzehnten Lebensjahre an als Narr
bekannt war, der Sommer und Winter
barfuß ging, die Klöster besuchte und
Leuten, die er lieb gewann, kleine
Heiligenbilder schenkte; daß er rätselhafte
Worte sprach, welche von manchen als
Weissagungen aufgefaßt wurden; daß ihn
niemand je anders gekannt hatte, als er jetzt
war; daß er zuweilen zu meiner Großmutter
kam und daß die einen von ihm sagten, er
sei der unglückliche Sohn reicher Eltern
und eine unschuldsvolle Seele, und andere,
er sei nichts als ein Bauer und Faulenzer.

Endlich erschien der langersehnte und
pünktliche Foka, und wir gingen hinunter.
Grischa folgte uns schluchzend, ohne mit
seinen unsinnigen Reden aufzuhören, und
stieß mit dem Stabe auf die Stufen der
Treppe. – Papa und maman schritten Arm in
Arm im Salon auf und nieder und sprachen
miteinander. Maria Iwanowna saß

würdevoll in einem Lehnstuhl, der symmetrisch in rechtem Winkel an den Diwan gerückt war, und gab den neben ihr sitzenden Mädchen mit strenger, aber gedämpfter Stimme gute Lehren. Als Karl Iwanowitsch ins Zimmer trat, blickte sie sich nach ihm um, wandte sich aber sofort wieder ab, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, den man ungefähr deuten konnte: »Ich bemerke Sie nicht, Karl Iwanowitsch!« Den Mädchen sah man's an den Augen an, daß sie sich danach sehnten, uns irgend eine sehr wichtige Mitteilung zu machen; aber vom Platze aufspringen und uns entgegengehen wäre eine Übertretung von Mimis Regeln gewesen. Zuerst mußten wir zu ihr gehen, mußten sagen: » Bonjour, Mimi« und einen Kratzfuß machen, dann erst durfte man ein Gespräch anfangen.

Was war diese Mimi doch für eine unerträgliche Person! In ihrer Gegenwart durfte man zuweilen gar nichts sprechen: sie fand alles unpassend. Überdies quälte sie uns mit ihrem unaufhörlichen: » Parlez donc français!« während wir, wie zum

Trotz, gerade gern russisch geplaudert hätten; oder man wollte sich beim Mittagessen eine Speise eben so recht schmecken lassen und wünschte, von niemand gestört zu werden, da ertönt unbedingt ihr: »Mangez donc avec du pain!« oder: »Comment-c'est que vous tenez votre fourchette?« – »Was hat sie sich überhaupt um uns zu kümmern?« denkt man, »mag sie doch ihre Mädels schulmeistern, wir haben dazu doch Karl Iwanowitsch!« Ich teilte dessen Haß gegen »gewisse Leute« vollständig.

»Bitt' doch Mama, daß man uns auf die Jagd mitnehme!« flüsterte Katjenka mir zu, indem sie mich beim Rock festhielt, als die Erwachsenen ins Zimmer vorangingen.

»Gut, ich werde mir Mühe geben.«

Grischa verzehrte sein Mittagbrot im Speisezimmer, aber an einem besonderen Tischchen; er blickte von seinem Teller nicht auf, seufzte von Zeit zu Zeit, schnitt entsetzliche Grimassen und sprach wie zu

sich selbst: »Schade! – fortgeflogen – die Taube wird zum Himmel fliegen – ach, auf dem Grabe liegt der Stein!« usw.

Maman war seit dem Morgen aufgeregt; die Gegenwart, die Worte und das Gebaren des Idioten verstärkten ihre Erregung merklich.

»Ach ja, fast hätte ich vergessen, dich um etwas zu bitten,« sagte sie, indem sie meinem Vater den Teller mit Suppe reichte.

»Was denn?«

»Bitte, laß deine schrecklichen Hunde einsperren; sie haben beinahe den armen Grischa zerrissen, als er über den Hof ging. Sie können ebensogut die Kinder anfallen.«

Als Grischa hörte, daß man von ihm sprach, kehrte er sich dem Eßtisch zu, zeigte die zerrissenen Schöße seines Gewandes und sprach dabei kauend:

»Wollte, daß totbeißen – Gott ließ nicht zu! Sünde, mit Hunden hetzen, große Sünde!

Schlag' nicht, Großer, So nannte er alle Männer ohne Unterschied. – warum schlagen? Gott wird verzeihen – die Zeiten sind nicht so –«

»Was redet er da?« fragte Papa, ihn aufmerksam und streng betrachtend; »ich verstehe nichts.«

»Aber ich verstehe ihn.« erwiderte *maman*, »er hat mir erzählt, daß irgend ein Jäger absichtlich die Hunde auf ihn losgelassen hat, deshalb sagte er: wollte, daß totbeißen, aber Gott ließ nicht zu, – und er bittet dich, du mögest den Jäger dafür nicht bestrafen.«

»Ach so!« sagte Papa; »woher weiß er denn, daß ich diesen Jäger bestrafen will? – Du weißt, ich bin im allgemeinen kein großer Freund dieser Herren,« fuhr er in französischer Sprache fort, »und dieser mißfällt mir ganz besonders und muß –«

»Ach, sag' das nicht, mein Freund!« unterbrach ihn *maman* fast erschrocken, »wie kannst du wissen?«

»Ich denke, ich habe Gelegenheit genug gehabt, diese Gattung Menschen kennen zu lernen, – es kommen ihrer so viele zu dir, – alle nach demselben Schnitt! Ewig die gleiche Geschichte –«

Man merkte, daß Mütterchen in dieser Angelegenheit völlig anderer Meinung war und nicht darüber streiten wollte.

»Reich mir, bitte, ein Pastetchen,« sagte sie, »sind sie heute gut, wie?«

»Nein, mich ärgert es,« fuhr Papa fort, indem er ein Pastetchen ergriff, aber so weit weg hielt, daß *maman* es nicht erreichen konnte; »mich ärgert es, wenn ich sehe, daß kluge und gebildete Leute sich betrügen lassen.« Und er schlug mit der Gabel auf den Tisch.

»Ich bat dich, mir ein Pastetchen zu reichen,« wiederholte *maman*, die Hand ausstreckend.

»Und man tut gut daran, daß man solche Leute polizeilich einsperrt,« sprach Papa weiter, indem er seine Hand zurückzog: »sie tun nichts, als daß sie die ohnehin schwachen Nerven gewisser Leute noch mehr aufregen,« schloß er mit einem Lächeln, als er merkte, daß dieses Gespräch *maman* durchaus nicht gefiel, und reichte ihr das Pastetchen.

»Ich will dir darauf nur eines sagen,« erwiderte *maman*, »es ist schwer zu glauben, daß ein Mensch, der trotz seiner sechzig Jahre Winter und Sommer barfuß geht und unter seinem Gewande, ohne sie je abzulegen, Ketten im Gewicht von zwei Pud trägt, der wiederholt das Anerbieten ausschlug, ruhig und mit allem versorgt zu leben, – es ist schwer zu glauben, daß ein solcher Mensch das alles nur aus Trägheit tut. Was die Weissagungen betrifft –« fügte sie mit einem Seufzer hinzu und schwieg ein Weilchen, » *je suis payée pour y croire*; ich hab' dir ja erzählt, glaube ich, wie Kirjuscha meinem seligen Papa Tag

und Stunde seines Todes ganz genau vorhergesagt hat.«

»Ach, was hast du mir angetan!« sagte Papa lächelnd und die Hand an der Seite, wo Mimi saß, vor seinen Mund haltend. (Wenn er das tat, horchte ich stets mit gespannter Aufmerksamkeit, weil ich etwas Komisches erwartete.) »Warum hast du mich an seine bloßen Füße erinnert? Ich hab' hingeschaut und kann nun nichts mehr essen!«

Das Mittagsmahl näherte sich dem Ende. Ljubotschka und Katjenka machten uns unaufhörlich Zeichen, rutschten auf ihren Stühlen hin und her und verrieten überhaupt große Unruhe. Ihre Zeichen bedeuteten: »Warum bittet ihr denn nicht, daß man uns auf die Jagd mitnehme?« Ich stieß Wolodja mit dem Ellenbogen an, Wolodja stieß mich an, entschloß sich aber endlich: zuerst schüchtern, dann ziemlich sicher und laut erklärte er, da wir heute abreisen müßten, sei es unser Wunsch, daß die Mädchen zusammen mit uns auf die Jagd fahren dürften, und zwar auf der Liniendroschke

Eine Art breiter, gepolsterter Bank auf Rädern, auf welcher man in zwei Reihen Rücken an Rücken sitzt; in Rußland auf dem Lande zu Familienausflügen, Picknicks usw. sehr beliebt. (Anm. d. Übers.). Nach einer kurzen Beratung zwischen den Erwachsenen wurde die Frage zu unsern Gunsten entschieden und – was das Schönste war – *maman* sagte, daß sie selbst ebenfalls mitfahren wolle.

Vorbereitungen zur Jagd.

Während des Desserts wurde Jakob gerufen; die Weisungen in Bezug auf die Liniendroschke, die Hunde und die Reitpferde wurden ihm mit größter Ausführlichkeit erteilt, wobei jedes Pferd beim Namen genannt wurde. Wolodjas Pferd hinkte; Papa befahl daher, für ihn ein Jagdpferd zu satteln. Dieses Wort »Jagdpferd« erschreckte *maman*: es schien ihr, als müsse ein Jagdpferd so etwas wie

ein wildes Tier sein, und als werde es ganz bestimmt durchgehen und Wolodja ums Leben bringen. Trotz des Zuredens meines Vaters und Wolodjas – der mit staunenswerter Kurage behauptete, das mache ihm gar nichts, er habe es sehr gern, wenn das Pferd durchgeht, – hörte die arme *maman* nicht auf zu versichern, daß sie auf der ganzen Fahrt Angst ausstehen werde.

Das Mittagsmahl war zu Ende; die Großen begaben sich ins Kabinett Kaffee trinken, und wir liefen in den Garten, scharrtten mit den Füßen in dem welken Laub, das die Wege bedeckte, und plauderten. Wir sprachen darüber, daß Wolodja auf dem Jagdpferde reiten werde, daß Ljubotschka sich schämen müsse, weil sie langsamer lief als Katjenka, daß es interessant wäre, Grischas Ketten anzuschauen usw.; über unsere Trennung aber wurde kein Wort gesprochen. Unser Gespräch wurde durch das Rollen der Liniendroschke unterbrochen, auf welcher an jeder Ecke ein Knechtsjunge saß. Hinter der Droschke ritten die Jäger mit den Hunden, hinter den

Jägern der Kutscher Ignaz auf dem für Wolodja bestimmten Pferde, meinen uralten Klepper am Zügel führend. Wir stürzten alle zum Zaun, von dem aus diese interessanten Dinge zu sehen waren; dann aber liefen wir mit Gekreisch und Getrappel nach oben, um uns anzuziehen, und zwar so, daß wir einem Jäger so ähnlich sahen wie nur möglich. Eines der Hauptmittel zur Erreichung dieses Zwecks war das Hineinstecken der Hosen in die Stiefelschäfte. Ohne Zögern machten wir uns daran, um so schnell als möglich fertig zu sein, auf die Veranda hinauszulaufen und uns am Anblick der Hunde und Pferde sowie am Geplauder mit den Jägern zu ergötzen.

Es war ein heißer Tag. Weiße Wölkchen von seltsamer Form hatten sich schon am Morgen am Horizont gezeigt; ein leichter Wind hatte sie näher und näher getrieben, so daß sie zuweilen die Sonne verdeckten. Doch wie auch die Wolken hin und her zogen und dunkler und dunkler wurden, – es war ihnen nicht vergönnt, sich zu einem

Gewitter zusammenzuziehen und noch zuguterletzt unser Vergnügen zu stören. Gegen Abend zerstreuten sie sich wieder: die einen wurden blaß und lang und eilten dem Horizonte zu; andere, gerade über uns stehende, verwandelten sich in weiße, durchsichtige Schuppen; nur eine große schwarze Wolke blieb im Osten stehen. Karl Iwanowitsch wußte immer schon vorher, wohin jede einzelne Wolke ziehen würde; er erklärte, daß diese Wetterwolke nach Maßlowka ziehe, daß es nicht regnen, sondern wunderschön bleiben werde.

Foka kam trotz seines vorgerückten Alters schnell und gewandt die Treppe herabgeeilt, schrie: »Vorfahren!« und stellte sich breitspurig und sicher zwischen der Stelle, wohin der Kutscher den Wagen fahren mußte, und der Türschwelle auf, mit der Haltung eines Menschen, der nicht erst an seine Pflicht erinnert zu werden braucht. Die Damen kamen die Treppe herab, und nach einer kurzen Debatte darüber, wo eine jede sitzen und an wem sie sich festhalten sollte (obgleich ich der Ansicht war, daß es

gar nicht notwendig sei, sich festzuhalten), nahmen sie Platz, öffneten ihre Sonnenschirme und fuhren ab. Als die Droschke sich in Bewegung setzte, fragte maman den Kutscher mit zitternder Stimme, indem sie aus das »Jagdpferd« zeigte:

»Ist das das Pferd für Wladimir Petrowitsch?« Und als der Kutscher bejahte, machte sie eine resignierte Handbewegung und wandte sich ab.

Ich war in höchster Ungeduld, bestieg mein Pferdchen, sah zwischen seinen Ohren hindurch und führte auf dem Hof allerhand Evolutionen aus.

»Überreiten Sie die Hunde nicht, wenn's beliebt!« sagte einer der Jäger zu mir.

»Sei ruhig, ich reite nicht zum erstenmal,« erwiderte ich stolz.

Wolodja bestieg das »Jagdpferd« ungeachtet seiner Charakterfestigkeit nicht

ohne einiges Zusammenzucken und fragte mehrmals, indem er das Pferd streichelte:

»Ist es sanft?«

Aber er nahm sich zu Pferde sehr gut aus, – ganz wie ein Großer. Seine in engen Beinkleidern steckenden Schenkel schlossen so fest am Sattel, daß ich neidisch war, besonders weil ich, nach meinem Schatten zu urteilen, bei weitem keine so gute Figur machte.

Jetzt erschallten Papas Schritte auf der Treppe; der Hundewärter trieb die sich umhertummelnden Hunde zusammen; die Jäger riefen ihre Windhunde und bestiegen die Pferde; der Leibjäger führte das Reitpferd vor die Freitreppe und die Hunde von Papas Koppel, die sich bisher in verschiedenen malerischen Stellungen um das Pferd gruppiert hatten, stürzten ihm entgegen. Mit einem Perlenhalsband geschmückt und mit der Schnalle klirrend, kam Milka lustig hinter Papa hergelaufen. Beim Herauskommen pflegte sie sich stets

mit den Hunden aus dem Zwinger zu begrüßen: mit den einen spielte sie, mit anderen beschnüffelte sie sich knurrend, und bei noch anderen suchte sie nach Flöhen.

Papa bestieg sein Pferd, und wir brachen auf.

Die Jagd.

Allen voran, auf blaugrauem, krummnasigem Pferde, ritt der Pikör, der den Beinamen »der Türke« hatte, mit einer zottigen Pelzmütze auf dem Kopfe, einem riesigen Horn über der Schulter und einem Jagdmesser im Gürtel. Aus dem finstern, wilden Aussehen dieses Menschen hätte man schließen können, daß er nicht zur Jagd, sondern in einen Kampf auf Leben und Tod reite. Neben den Hinterbeinen seines Pferdes liefen in buntem, wogendem Knäuel die zusammengekoppelten Jagdhunde. Es war traurig zu sehen,

welches Schicksal den unglücklichen Hund ereilte, der es sich einfallen ließ, zurückzubleiben. Mit großer Anstrengung mußte er seinen Kameraden zu sich herüberziehen, und wenn ihm dies gelungen war, schlug ihn unbedingt einer der hinterher reitenden Hundewärter mit der Hetzpeitsche und schrie ihm zu: »In die Koppel!«

Als wir das Hoftor passiert hatten, befahl Papa den Jägern und uns, die Straße entlang zu reiten, während er selbst ins Roggenfeld hineinlenkte.

Die Getreideernte war in vollem Gange. Das unübersehbare, glänzend gelbe Feld stieß nur an einer Seite an den hohen, bläulich schimmernden Wald, der mir damals als der allerentfernteste und geheimnisvollste Ort erschien, hinter welchem entweder die Welt aufhörte oder eine unbewohnbare Wildnis begann. Das ganze Feld war mit Garben und Menschen bedeckt. Im hohen und dichten Roggen sah man hier und da auf einem ausgemähten

Streifen den gekrümmten Rücken einer Schnitterin, das Schwingen der Ähren, wenn sie sie zwischen den Fingern ordnete, dann eine im Schatten stehende Frau, die sich über eine Wiege beugte, und auf dem mit Kornblumen besäten Erntefelde verstreut umherliegende Garben. Auf der anderen Seite luden die Männer, nur mit Hemd und Beinkleid bekleidet und auf den Leiterwagen stehend, die Garben auf, wobei sie auf dem ausgedörrten Felde viel Staub aufwirbelten. Der Aufseher, in hohen Stiefeln, mit über die Schulter geworfenem Rocke und dem Merkholz in der Hand, hatte Papa schon von weitem bemerkt, nahm seinen aus Lämmerwolle gemachten Hut ab, trocknete sein rötliches Haupt- und Barthaar mit einem Handtuche und trieb die Weiber durch Zurufe zur Arbeit an. Der kleine Fuchs, den Papa ritt, ging leicht und tänzelnd, dann und wann den Kopf zur Brust neigend, am Zügel ziehend und mit dem dichten Schweif die Bremsen und Fliegen forttreibend, die sich gierig an ihm festsaugen wollten. Zwei Windhunde setzten graziös über die hohen Stoppeln

hinter dem Pferde her, die Beine hochhebend, mit sichelförmig nach oben gekrümmtem Schweife; Milka lief voran und bog den Kopf zurück, als erwarte sie etwas. Die Stimmen der Leute, das Getrappel der Pferde, der Lärm der Wagen, der fröhliche Schlag der Wachteln, das Summen der Insekten, die in fast unbeweglichen Schwärmen in der Luft hingen, der Geruch von Wermut, Stroh und Pferdeschweiß, die tausenderlei Farben und Schatten, welche die glühende Sonne über das hellgelbe Erntefeld, die blaue Ferne des Waldes und die lichtvioletten Wolken verteilte, die weißen Sommerfäden, die in der Luft schwebten oder sich über die Stoppeln legten, – all das sah, hörte und fühlte ich.

Als wir am Kalinowschen Walde anlangten, fanden wir die Liniendroschke schon vor und außerdem – ganz unerwarteterweise – einen einspännigen Feldwagen, in welchem der Küchenmeister saß. Aus dem Heu, das den Boden des Wagens bedeckte, lugten hervor: ein Ssamowar, eine Eismaschine

und einige verheißungsvolle Bündelchen und Schächtelchen. Ein Irrtum war nicht möglich: das bedeutete einen Tee im Freien mit Gefrorenem und Früchten. Beim Anblick des Wagens bekundeten wir eine lärmende Freude, denn im Walde Tee zu trinken, auf dem Grase gelagert, und überhaupt an einem Orte, auf dem niemand je Tee getrunken hatte, galt uns als besonderer Genuß.

»Der Türke« kam an das Gehölz herangeritten, machte halt, hörte aufmerksam Papas genaue Weisungen an, wie man ausrücken und wo man herauskommen sollte (übrigens befolgte er diese Weisungen niemals, sondern tat, was ihm gut schien), koppelte die Hunde los, band ohne besondere Eile die Koppeln hinten an den Sattel, bestieg wieder sein Pferd und verschwand, den Hunden zupfeifend, hinter den jungen Birken.

Die losgekoppelten Jagdhunde äußerten vor allem durch Schweifwedeln ihre Freude, schüttelten und reckten sich und rannten

dann in leichtem Trab schnüffelnd und schweifwedelnd nach verschiedenen Richtungen.

»Hast du ein Taschentuch?« fragte mich Papa.

Ich zog es hervor und zeigte es ihm.

»Nun, so binde diesen grauen Hund daran
—«

»Den Giran?« fragte ich mit Kennermiene.

»Ja, und lauf den Weg entlang. Wenn du an die Lichtung kommst, bleibst du stehen. Und paß auf: daß du mir nicht ohne Hasen zurückkommst!«

Ich umwickelte Girans zottigen Hals mit dem Tuche und rannte Hals über Kopf der bezeichneten Stelle zu. Papa lachte und rief mir nach:

»Schneller, schneller! sonst kommst du zu spät!«

Giran blieb alle Augenblicke stehen, spitzte die Ohren und horchte auf die antreibenden Rufe der Jäger. Es fehlte mir an Kraft, ihn von der Stelle zu schleppen, und ich begann zu rufen: »Hatu! hatu!« Da stürmte er so ungestüm vorwärts, daß ich ihn kaum halten konnte und mehr als einmal hinfiel, bevor ich an Ort und Stelle kam. Nachdem ich mir am Fuße einer hohen Eiche ein schattiges und ebenes Plätzchen ausgesucht hatte, legte ich mich ins Gras, placierte Giran neben mir und wartete. Meine Phantasie eilte, wie das in ähnlichen Fällen immer zu sein pflegt, der Wirklichkeit weit voraus: ich bildete mir ein, daß ich schon den dritten Hasen hetzte, während im Walde der erste Hund Laut gab. Die Stimme des »Türken« schallte lauter und lebhafter durch den Wald; ein Jagdhund schlug an, und seine Stimme wurde öfter und öfter hörbar; bald gesellte sich eine zweite, tiefere Stimme dazu, dann eine dritte und vierte. – Zuweilen verstummten diese Stimmen, dann wieder klangen sie bunt durcheinander. Sie wurden immer lauter und anhaltender und vereinigten sich

schließlich zu einem hellen, langgezogenen
Getöse. Das ganze Gehölz schien von
Tönen erfüllt und die Jagdlust der Meute
hatte den höchsten Grad erreicht.

Als ich das alles hörte, erstarrte ich
förmlich auf meinem Platze. Die Augen fest
auf den Waldessaum gerichtet, stand ich da
und lächelte gedankenlos; die
Schweißtropfen rannen mir über das
Gesicht, und obgleich sie mich im
Herabrollen am Kinn kitzelten, wischte ich
sie nicht ab. Mir war, als ob es keinen
wichtigeren Augenblick geben könne als
diesen. Eine solche Nervenanspannung war
zu unnatürlich, um von Dauer zu sein. Die
Jagdhunde ließen sich bald ganz in der
Nähe der Lichtung hören, bald in weiterer
Ferne; kein Hase zeigte sich. Ich begann
mich nach allen Seiten umzuschauen. Giran
machte es ähnlich wie ich: zuerst hatte er
gewinselt und sich frei machen wollen,
dann aber streckte er sich neben mir aus,
legte die Schnauze auf mein Knie und
beruhigte sich.

Rund um die bloßgelegten Wurzeln der Eiche, unter der ich saß, auf der grauen, trockenen Erde, zwischen dem dürrn Eichenlaub, den Eicheln, dem vertrockneten, bemoosten Reisig, dem gelblichgrünen Moos und den spärlichen, dünnen, grünen Grashälmchen wimmelte es von Ameisen. Eine hinter der andern hasteten sie auf den von ihnen selbst gebahnten Wegen vorwärts, einige eine Last schleppend, andere unbeladen. Ich nahm einen dürrn Zweig und versperrte ihnen damit den Weg. Man muß es mitangesehen haben, wie sie, jede Gefahr verachtend, entweder unter dem Hindernis durchkrochen oder es überkletterten; aber einige, besonders die beladenen, verloren alle Fassung und wußten nichts anzufangen: sie blieben stehen, suchten einen Umweg, liefen zurück oder gelangten über den Zweig bis zu meiner Hand und schienen die Absicht zu haben, in den Ärmel meines Rockes zu schlüpfen. Von diesen interessanten Beobachtungen wurde ich durch einen gelbflügeligen Schmetterling abgelenkt, der mich äußerst

verlockend umgaukelte. Sobald ich ihm aber meine Aufmerksamkeit zuwandte, flog er auf etwa zwei Schritte von mir fort, umflatterte eine halbverwelkte weiße Kleeblüte und ließ sich schließlich darauf nieder. Ich weiß nicht, ob er sich in der Sonne wärmte oder ob er Saft aus der Blume sog, aber ich sah es ihm an, daß er sich ungemein wohl fühlte. Er bewegte nur zuweilen die Flügelchen und schmiegte sich fest an die Blüte; schließlich blieb er unbeweglich sitzen. Ich stützte meinen Kopf in beide Hände und betrachtete ihn mit Vergnügen.

Plötzlich heulte Giran auf und riß mich so ungestüm vorwärts, daß ich beinahe hingefallen wäre. Ich blickte mich um. Am Waldessaume – den einen Löffel gesenkt, den andern gespitzt – sprang ein Hase umher. Mir schoß das Blut zu Kopfe; alles vergessend schrie ich etwas mit wilder Stimme, gab den Hund frei und stürmte vorwärts. Aber kaum hatte ich das getan, als ich's auch schon bereute: der Hase

machte ein Männchen, hüpfte hoch auf –
und ich sah ihn nicht wieder.

Aber wie sehr schämte ich mich, als hinter
der Meute, die jetzt laut bellend die Spur
des Hasen auf die Lichtung heraus
verfolgte, aus dem Gestrüpp hervortretend
»der Türke« erschien! Er hatte meinen
Fehler (der darin bestand, daß ich nicht
stillgehalten hatte) bemerkt und sagte nur
mit einem Blick voller Verachtung: »Ei,
Herr!« Aber man muß wissen, *wie* er das
sagte! Es wäre mir lieber gewesen, wenn er
mich wie einen Hasen hinten an seinen
Sattel gehängt hätte.

Lange stand ich in höchster Verzweiflung
auf demselben Fleck, rief den Hund nicht
zurück und sagte nur immer wieder, indem
ich mich auf die Schenkel schlug:

»Mein Gott, was hab' ich angerichtet!«

Ich hörte, wie die Meute weiterjagte, wie
der Lärm sich auf die andere Seite des
Gehölzes hinzog, wie »der Türke« mit

seinem Riesenhorne die Hunde zurückrief,
– aber ich rührte mich nicht von der Stelle.

Spiele.

Die Jagd war zu Ende. Im Schatten der jungen Birken wurde ein Teppich ausgebreitet, auf dem sich jetzt die ganze Gesellschaft im Kreise lagerte. Gabriel, der Küchenmeister, drückte das grüne, saftige Gras neben sich nieder, wischte Teller ab und holte aus einer Schachtel in Blätter gewickelte Pflaumen und Pfirsiche hervor. Durch die grünen Zweige der jungen Birken schien die Sonne und warf auf den Teppich, auf meine Füße und sogar auf die schweißbedeckte Glatze Gabriels runde, schwankende Lichtflecken. Der leichte Wind, der durch das Laub der Bäume, durch meine Haare und über mein erhitztes Gesicht wehte, erfrischte mich außerordentlich.

Als wir unsern Anteil am Gefrorenen und an den Früchten erhalten hatten, gab es für uns auf dem Teppich nichts mehr zu tun, und trotz der schräg fallenden, glühenden Strahlen der Sonne standen wir auf und gingen spielen.

»Also was spielen wir?« fragte Ljubotschka, mit den Augen blinzeln und auf dem Grase umherhüpfend, »vielleicht Robinson?«

»Nein, das ist langweilig,« sagte Wolodja, der sich faul ins Gras geworfen hatte und an einem Blatt kaute. »Immer und ewig Robinson! Wenn ihr schon durchaus etwas tun wollt, so laßt uns lieber eine kleine Laube bauen.«

Wolodja machte sich sehr wichtig: wahrscheinlich war er stolz darauf, daß er auf einem Jagdpferde geritten war; er tat, als wäre er sehr müde. Vielleicht auch hatte er schon zu viel gesunden Verstand und zu wenig Einbildungskraft, um sich am Robinsonspiel genügend zu ergötzen.

Dieses Spiel bestand in der Darstellung von Szenen aus » Robinson suisse«, den wir nicht lange zuvor gelesen hatten.

»Ach bitte, warum willst du uns nicht das Vergnügen machen?« bettelten die Mädchen; »du wirst Charles sein, oder Ernest, oder der Vater, was du willst,« sagte Katjenka, indem sie sich bemühte, ihn am Rockärmel in die Höhe zu ziehen.

»Ich mag wirklich nicht, es ist langweilig,« entgegnete Wolodja, sich reckend und mit selbstgefälligem Lächeln.

»Da wär's doch besser gewesen, zu Hause zu sitzen, wenn niemand spielen will,« stammelte Ljubotschka unter Tränen. Sie war eine schreckliche Heulliese.

»Na, so kommt, nur wein' bitte nicht, ich kann das nicht ausstehen.«

Wolodjas Herablassung bereitete uns sehr wenig Vergnügen, im Gegenteil: sein träges und gelangweiltes Aussehen zerstörte den

ganzen Zauber des Spieles. Als wir uns niedersetzten und – in der Einbildung, daß wir auf den Fischfang fahren – aus allen Kräften zu rudern anfangen, saß Wolodja mit gekreuzten Armen da, in einer Stellung, die nicht die geringste Ähnlichkeit hatte mit derjenigen eines Fischers. Ich sagte ihm das, aber er antwortete, daß wir durch unser stärkeres oder schwächeres Armschwenken weder etwas gewinnen noch verlieren, da wir ja doch nicht von der Stelle kämen. Ich mußte ihm unwillkürlich recht geben. Als ich, einen Gang auf die Jagd darstellend, mit einem Stocke auf der Schulter, dem Walde zuging, legte sich Wolodja mit unterm Kopf verschränkten Händen auf den Rücken und sagte mir, ich solle annehmen, daß auch er zur Jagd gehe. Ein solches Benehmen und solche Reden wirkten abkühlend auf unseren Spieleifer und waren sehr unangenehm, um so mehr, als man im Grunde seines Herzens zugeben mußte, daß Wolodja vernünftig handelte.

Ich weiß ja selbst, daß man mit einem Stocke nicht schießen, geschweige denn

einen Vogel töten kann. Es ist nur Spiel.
Aber wenn man so urteilt, so kann man ja
auch nicht auf Stühlen spazieren fahren,
und doch weiß Wolodja noch recht gut,
denke ich, wie wir an langen
Winterabenden einen Lehnstuhl mit
Tüchern bedeckten und aus ihm einen
Wagen machten; der eine von uns spielte
den Kutscher, der andere den Lakai, die
Mädchen saßen in der Mitte, drei Stühle
bildeten das Dreigespann – und wir
machten uns auf die Reise. Und welch
verschiedene Abenteuer erlebte man auf
diese Art, und wie lustig und schnell
vergingen die Winterabende! – Wenn man
nur an die Wirklichkeit denken soll, kann
kein Spiel zustande kommen. Und wenn
das Spiel aufhört, was bleibt da übrig?

Etwas wie eine erste Liebe.

In der Einbildung, daß sie irgend welche
amerikanische Früchte vom Baume

pflückte, riß Ljubotschka ein Blatt mit einer riesigen Raupe ab, warf es entsetzt zu Boden, hob die Hände hoch und sprang zurück, als fürchte sie, bespritzt zu werden. Das Spiel hörte auf; wir alle warfen uns ins Gras und steckten die Köpfe zusammen, um das Wundertier anzustaunen.

Ich blickte über die Schulter Katjenkas, welche sich bemühte, die Raupe auf ein Blatt zu bringen, das sie ihr vorhielt.

Ich habe bemerkt, daß viele Mädchen die Gewohnheit haben, mit den Schultern zu zucken, um durch diese Bewegung den herabsinkenden Halsausschnitt des Kleides zurechtzurücken. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß Mimi sich über diese Bewegung immer ärgerte und oft sagte: »

C'est une geste de femme de chambre.« Über die Raupe gebeugt, machte Katjenka jetzt wieder diese Bewegung, und im selben Moment lüftete der Wind das Halstuch auf ihrem weißen Hälschen, das kaum zwei Finger breit von meinen Lippen entfernt war. Ich blickte hin und drückte

einen herzhaften Kuß auf Katjenkas Schulter. Sie drehte sich nicht um, aber ich bemerkte, daß sie sehr rot wurde. Wolodja sagte, ohne den Kopf zu heben, verächtlich:

»Wozu die Zärtlichkeiten?«

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich blickte Katjenka noch immer an. Ich sah ihr frisches, von blonden Locken umrahmtes Gesichtchen seit je sehr gern, heute aber erschien es mir ganz besonders lieblich.

Als wir zu den Erwachsenen zurückkehrten, eröffnete uns Papa zu unsrer großen Freude, daß unsere Abreise auf Mamas Bitten bis zum nächsten Morgen verschoben sei.

Auf dem Heimwege ritten wir neben der Liniendroschke her. Von dem Wunsche beseelt, einander durch Reiterkunststückchen und Kühnheit zu übertreffen, tummelten Wolodja und ich unsere Pferde um den Wagen herum. Mein Schatten war jetzt länger als vorhin und daher meinte ich, daß ich das Aussehen

eines stattlichen Reitersmannes haben müsse; aber die Selbstzufriedenheit, die ich darüber empfand, ward bald durch folgendes Geschehnis vernichtet: Um alle auf der Droschke Sitzenden völlig für mich einzunehmen, blieb ich ein wenig zurück, trieb dann mit der Gerte und den Stiefelabsätzen mein Pferdchen an, gab mir eine ungezwungen-graziöse Haltung und wollte wie ein Wirbelwind an der Seite des Wagens, wo Katjenka saß, vorüberjagen. Nur wußte ich nicht, wie es sich besser ausnehmen würde: wenn ich schweigend vorbeiritt oder wenn ich einen wilden Schrei ausstieß? – Doch das unausstehliche Pferd hatte kaum das Droschkengespann eingeholt, als es ungeachtet all meiner Bemühungen so plötzlich stehen blieb, daß ich aus dem Sattel auf den Hals des Pferdes flog und beinahe abgeworfen worden wäre.

Was mein Vater für ein Mann war.

Er war ein Mann des vorigen Jahrhunderts und besaß die Charaktereigenschaften, welche der Jugend jener Zeit eigen waren: Ritterlichkeit, Unternehmungslust, Selbstvertrauen, Liebenswürdigkeit und Vergnügungssucht. Auf die Menschen unseres Jahrhunderts blickte er mit Verachtung; das kam sowohl von dem ihm angeborenen Stolz, als auch von dem heimlichen Ärger darüber, daß er in unserer Zeit nicht mehr den Einfluß und die Erfolge haben konnte, die er zu seiner Zeit gehabt hatte. Seine beiden Hauptleidenschaften waren die Karten und die Frauen. Er hatte in seinem Leben einige Millionen gewonnen und verloren und hatte Beziehungen zu unzähligen Frauen aller Stände angeknüpft.

Ein hoher, stattlicher Wuchs, ein sonderbarer, fast trippelnder Gang, die Gewohnheit, mit der Schulter zu zucken, kleine, immer lächelnde Augen, eine große Adlernase, unregelmäßige, aber gefällig gefügte Lippen, ein kleiner Sprachfehler – er lispelte – und eine große, über den

ganzen Kopf gehende Glatze: das war das Äußere meines Vaters von der Zeit an, wo ich mich seiner erinnere, ein Äußeres, mit dem er es verstand, nicht nur ein Mann à bonnes fortunes zu heißen und zu sein, sondern auch allen ohne Ausnahme zu gefallen, Menschen aller Stände und Kreise und besonders denen, welchen er gefallen wollte.

Er verstand es, im Umgange mit jedem die erste Rolle zu spielen. Ohne je den »höchsten« Gesellschaftskreisen angehört zu haben, verkehrte er immer mit Leuten dieser Kreise, und zwar so, daß er von ihnen geachtet wurde. Er kannte jenes äußere Maß von Stolz und Selbstvertrauen, welches, ohne die andern zu verletzen, ihn in den Augen der Welt höher stellte. Er war originell, aber nicht immer; er gebrauchte die Originalität als ein Mittel, welches in manchen Fällen Weltgewandtheit und Reichtum ersetzt. Nichts auf Erden vermochte ihn in Verwunderung zu setzen; wie glänzend seine Lage auch sein mochte, es schien immer, als sei er in ihr geboren.

Er verstand es so gut, die allbekannte, dunkle, mit kleinlichen Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten erfüllte Hälfte seines Lebens vor anderen zu verbergen und von sich selbst fernzuhalten, daß man nicht umhin konnte, ihn zu beneiden. Er war Kenner in alle dem, was Bequemlichkeit und Genuß verschaffen kann, und wußte sich dessen zu bedienen. Sein Steckenpferd waren die glänzenden Verbindungen, zu denen er teils durch den Verwandtenkreis meiner Mutter, teils durch seine Jugendfreunde gekommen war; über die letzteren ärgerte er sich im Grunde seines Herzens, weil sie es zu hohem Rang gebracht hatten, während er für immer Gardeleutnant a. D. geblieben war. Wie alle früheren Militärs verstand er es nicht, sich nach der Mode zu kleiden, aber er kleidete sich wenigstens originell und geschmackvoll. Er trug stets bequeme und leichte Kleider, schöne Wäsche, breit umgeschlagene Kragen und Manschetten. Übrigens stand ihm alles gut bei seiner stattlichen Figur, dem kahlen Kopf und den ruhigen, selbstbewußten Bewegungen. Er

war gefühlvoll und sogar leicht gerührt. Wenn er beim Vorlesen an eine pathetische Stelle kam, fing seine Stimme oft an zu zittern, seine Augen füllten sich mit Tränen, und ärgerlich legte er das Buch beiseite. Er liebte die Musik und sang bisweilen – sich selbst auf dem Klavier begleitend – die Romanzen seines Freundes A..., Zigeunerlieder oder Opernmotive; klassische Musik aber hatte er nicht gern, und ohne sich um die allgemeine Meinung zu kümmern, gestand er offen, daß Beethovens Sonaten ihm Langweile und Schlaf verursachten, und daß er nichts Schöneres kannte als »Weckt mich junges Mädchen nicht«, so wie die Ssemjonowa es sang, oder das »Nicht allein« der Zigeunerin Tanjuscha. Er war einer jener Charaktere, die zu einer guten Tat unbedingt ein Publikum haben müssen. Und nur das hielt er für gut, was das Publikum gut nannte. Gott weiß, ob er überhaupt irgend welche moralische Überzeugungen hatte. Sein Leben war so ausgefüllt mit Zerstreuungen jeder Art, daß er keine Zeit fand, sich Überzeugungen zu

bilden, und es verlief so glücklich, daß er auch die Notwendigkeit dazu nicht einsah. Im Alter bildeten sich in ihm zwar feste Ansichten aus, aber nur auf praktischer Grundlage: die Art des Handelns und der Lebensweise, die ihm Glück und Vergnügungen verschafft hatten, nannte er gut und fand, daß jedermann immer so handeln müßte. Er war äußerst redegewandt, und diese Fähigkeit, glaube ich, trug viel zur Unsicherheit seiner Grundsätze bei: er konnte ein und dieselbe Handlung sowohl als reizende Schelmerei wie als niedrige Gemeinheit schildern.

Beschäftigungen im Arbeitszimmer und im Salon.

Es dämmerte schon, als wir zu Hause ankamen. Maman setzte sich an das Klavier, wir Kinder holten Papier, Bleistifte und Farben herbei und setzten uns um den runden Tisch, um zu zeichnen. Ich hatte nur

blaue Farbe, nahm mir aber trotzdem vor, die Jagd zu malen. Schnell hatte ich einen blauen Knaben auf blauem Pferd und von blauen Hunden gefolgt hingemalt, dann aber geriet ich in Zweifel, ob ich einen blauen Hasen malen könne, und lief ins Arbeitszimmer zu Papa, um mit ihm darüber zu beraten. Papa las gerade, und auf meine Frage, ob es blaue Hasen gebe, antwortete er ohne aufzusehen: »Es gibt, mein Freund, es gibt!« Zum runden Tisch zurückgekehrt, entwarf ich einen blauen Hasen, fand es dann aber doch notwendig, aus diesem blauen Hasen einen Strauch zu machen. Allein auch der Strauch gefiel mir nicht; ich verwandelte ihn in einen Baum, den Baum in einen Heuschober, den Heuschober in eine Wolke, und schließlich war das ganze Papier mit blauer Farbe verschmiert, so daß ich es ärgerlich zerriß und mich bequem in einen Lehnstuhl setzte, um zu schlummern.

Maman spielte das zweite Konzert von Field, ihrem Lehrer. Ich war im Einschlafen, und in meiner Phantasie tauchten verschiedene

leichte, helle, duftige Erinnerungsbilder auf. Dann spielte sie die *Sonate pathétique* von Beethoven, und durch meinen Sinn zog etwas Trauriges, Schweres, Finsteres. Maman pflegte diese zwei Stücke oft zu spielen, daher erinnere ich mich genau der Empfindungen, die sie in mir wachriefen. Diese Empfindungen glichen Erinnerungen, aber Erinnerungen an was? – Es war, als erinnerte ich mich an etwas, was nie geschehen war.

Mir gegenüber befand sich die Tür zu Papas Arbeitszimmer, und ich sah, wie Jakob und einige bärtige Männer in langen Bauernröcken dort eintraten. Die Tür schloß sich sofort hinter ihnen. »Aha, jetzt beginnen die Geschäfte!« dachte ich. Mir schien es, als gebe es auf der ganzen Welt nichts Wichtigeres als die Dinge, die im Arbeitszimmer vorsichgingen; in diesem Glauben bestärkte mich noch der Umstand, daß alle, die sich der Tür des Arbeitszimmers näherten, gewöhnlich nur auf den Zehenspitzen und leise flüsternd daran vorübergingen; aus dem Zimmer

heraus aber schallte Papas laute Stimme und drang Zigarrenduft, der für mich immer – ich weiß selbst nicht, warum – eine große Anziehungskraft besaß.

Im Halbschlummer vernahm ich plötzlich von der Offiziantenstube her ein mir sehr bekanntes Stiefelknarren: Karl Iwanowitsch näherte sich auf den Fußspitzen, aber mit finsterem und entschlossenem Gesichte, mit verschiedenen Zetteln in der Hand, der Tür des Arbeitszimmers und klopfte leise an. Er wurde hineingelassen und die Tür fiel wieder zu.

»Wenn nur kein Unglück geschieht!« dachte ich; »Karl Iwanowitsch ist verärgert, – er ist zu allem fähig –« Dann schlummerte ich wieder ein.

Allein es geschah keinerlei Unglück; nach einer Weile weckte mich dasselbe Stiefelknarren. Karl Iwanowitsch trat aus dem Arbeitszimmer, sich mit dem Taschentuch die Tränen von den Wangen trocknend, murmelte etwas vor sich hin und

ging nach oben. Nun kam auch Papa heraus und betrat den Salon.

»Weißt du, was ich eben beschlossen habe?« fragte er in heiterem Tone, indem er *maman* die Hand auf die Schulter legte.

»Was denn, mein Freund?«

»Ich nehme Karl Iwanowitsch mit den Kindern nach Moskau. Im Reisewagen ist Platz genug. Sie sind an ihn gewöhnt, und er seinerseits scheint wirklich sehr an ihnen zu hängen; und siebenhundert Rubel im Jahre kommen doch gar nicht in Betracht, *et puis au fond c'est un très bon diable.*«

Ich begriff durchaus nicht, warum Papa Karl Iwanowitsch schimpfte. »Das freut mich sehr,« entgegnete *maman*, »für ihn und für die Kinder: er ist ein prächtiger alter Herr.«

»Wenn du gesehen hättest, wie gerührt er war, als ich ihm sagte, er möge die

fünfhundert Rubel als Geschenk betrachten!
Aber das Alleramüsanteste ist doch die
Rechnung, die er mir gebracht hat! Die ist
wirklich wert, angesehen zu werden!« fügte
Papa lächelnd hinzu, indem er ^{maman} einen
von Karl Iwanowitsch beschriebenen Zettel
hinhielt, »wirklich prachtvoll!«

Auf dem Zettel stand in
unorthographischem und
ungrammatikalischem Russisch folgendes:

»Für die Kinder zwei Angeln 70 Kop.
Buntes Papier, Goldborte, Kleister und
Modell für eine
Schachtel, als Geschenk 6 Rbl. 55 Kop.
Buch u. Armbrust, Geschenke f. d. Kinder 8
Rbl. 16 Kop.
Beinkleid für Nikolaj 4 Rbl. 16 Kop.
Die von Peter Alexandrowitsch i. J. 18..
versprochene
goldene Uhr aus Moskau 140 Rbl. 16 Kop.

Folglich hat Karl Mauer außer dem Gehalt
zu bekommen: 159 Rbl. 79 Kop.

Beim Lesen dieser Rechnung, in welcher Karl Iwanowitsch verlangt, daß man ihm alles bezahle, was er für Geschenke ausgegeben, und daß man ihm sogar ein versprochenes Geschenk vergüte, wird jedermann denken, daß Karl Iwanowitsch nichts als ein gefühlloser und habsüchtiger Egoist gewesen sei, – und jedermann wird sich irren.

Als Karl Iwanowitsch mit den Zetteln in der Hand und einer wohl vorbereiteten Rede im Kopf das Arbeitszimmer betreten hatte, war es seine Absicht gewesen, meinem Vater in schön gesetzten Worten alle die Ungerechtigkeiten vorzuhalten, die er in unserem Hause erduldet hatte; aber als er dann zu sprechen anfing – mit rührender Stimme und der gefühlvollen Betonung, mit welcher er uns zu diktieren pflegte, – wirkte seine Beredsamkeit am stärksten auf ihn selbst, so daß er, als er an die Stelle kam, an welcher er sagen wollte: »So traurig es für mich auch sein wird, mich von den Kindern zu trennen –«, in Verwirrung geriet; seine Stimme bebte, und er war gezwungen, sein

kariertes Taschentuch aus der Tasche zu ziehen.

»Ja, Peter Alexandrowitsch,« sagte er unter Tränen (diese Worte waren in der beabsichtigten Rede gar nicht vorgesehen), »ich habe mich an die Kinder so gewöhnt, daß ich nicht weiß, was ich ohne sie anfangen werde. Lieber will ich ohne Gehalt bei Ihnen bleiben,« fügte er hinzu, indem er mit einer Hand seine Tränen trocknete und mit der andern die Rechnung überreichte.

Daß Karl Iwanowitsch in diesem Augenblick aufrichtig war, das kann ich ruhig behaupten, denn ich kenne sein gutes Herz. Aber wie die Rechnung mit seinen Worten in Einklang zu bringen ist, – das bleibt mir ein Rätsel.

»Wenn es Ihnen schwer fällt, – mir wäre es noch schwerer, mich von Ihnen zu trennen,« sagte Papa, ihm auf die Schulter klopfend, »ich hab' mir's überlegt.« – – –

Kurz vor dem Abendessen trat Grischa ins Zimmer. Von dem Augenblick an, da er in unser Haus gekommen war, hatte er nicht aufgehört, zu seufzen und zu weinen, was nach der Meinung derer, die an seine Weissagungsgabe glaubten, für unser Haus irgend ein Unglück bedeuten mußte. Er verabschiedete sich und erklärte, daß er morgen früh weiterwandern werde. Ich blinzelte Wolodja zu und ging zur Tür hinaus.

»Was ist los?«

»Wenn ihr Grischas Ketten sehen wollt, so kommt gleich nach oben auf die Männerabteilung der Dienstboten. Grischa schläft im zweiten Zimmer, – in dem Verschlage daneben kann man famos sitzen, – von dort können wir alles sehen!«

»Vortrefflich! Warte hier, ich hol' die Mädels.«

Die Mädchen kamen herausgelaufen und wir begaben uns hinauf. Nicht ohne Streit

entschieden wir, wer als erster in den dunklen Verschlag hinein sollte; dann setzten wir uns darin nieder und warteten.

Grischa.

Uns allen war in der Dunkelheit ein wenig bange; wir schmiegt uns aneinander und sprachen kein Wort. Sehr bald nach uns trat Grischa langsamen Schrittes ins Zimmer. In der einen Hand hielt er seinen Stab, in der andern einen Messingleuchter mit einem Talglichte. Wir hielten den Atem an.

»Herr Jesus Christus! Heilige Mutter Gottes! Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste – —« wiederholte er mehrmals seufzend mit verschiedenen Betonungen und Kürzungen, die nur denen eigen sind, welche diese Worte oft sprechen.

Nachdem er unter Gebet seinen Stab in die Ecke gestellt und sein Bett angeschaut

hatte, begann er sich auszukleiden. Seinen alten schwarzen Gurt lösend, warf er langsam den zerrissenen langen Nankingrock ab, legte ihn sorgfältig zusammen und hing ihn über eine Stuhllehne. Sein Gesicht drückte jetzt nicht mehr wie gewöhnlich ängstliche Hast und Stumpfsinn aus, es war im Gegenteil ruhig, nachdenklich und sogar hoheitsvoll. Seine Bewegungen waren langsam und wohlüberlegt.

Als er die Oberkleider abgelegt hatte, ließ er sich bedächtig auf das Bett nieder, machte nach allen Seiten das Zeichen des Kreuzes darüber und rückte mit merklicher Anstrengung (denn er verzog das Gesicht dabei) die Ketten unter seinem Hemde zurecht. Er saß ein Weilchen still da und betrachtete sorgenvoll seine an einzelnen Stellen zerrissene Wäsche, dann richtete er sich auf, hob das Licht unter Gebet bis zur Höhe des Heiligenschreines, in welchem einige Heiligenbilder standen, bekreuzigte sich vor ihnen und drehte das Licht mit der Flamme nach unten. Es verlosch knisternd.

Durch die Fenster, die sich auf der Waldseite befanden, fiel das Licht des Vollmondes. Die lange, weiße Gestalt des Idioten war von einer Seite von den blassen, silberigen Mondesstrahlen beleuchtet und warf nach der andern einen langen Schatten, der über Fußboden und Wände bis zur Decke reichte. Auf dem Hofe schlug der Wächter auf die Kupferplatte.

Die großen Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf geneigt und immer wieder schwer aufseufzend, stand Grischa stumm vor den Heiligenbildern, ließ sich dann mit Anstrengung auf die Knie nieder und begann zu beten.

Zuerst flüsterte er bekannte Gebete, indem er nur einzelne Worte stärker betonte, dann wiederholte er sie lauter und mit größerer Inbrunst. Endlich begann er mit eigenen Worten zu beten, wobei er sich eifrig bemühte, sich der Kirchensprache zu bedienen. Seine Worte waren unzusammenhängend, aber rührend. Er

betete für alle seine Wohltäter (so nannte er diejenigen, die ihn bei sich aufzunehmen pflegten), darunter auch für unsere Mutter und uns selbst; er betete auch für sich, bat, Gott möge ihm seine schweren Sünden verzeihen, und wiederholte häufig: »Herr, vergib meinen Feinden!« Stöhnend und immer wieder die Gebetsworte sprechend, erhob er sich, warf sich wieder auf die Kniee nieder, erhob sich wieder und so fort, ungeachtet der schweren Ketten, die bei der Berührung mit dem Boden ein hartes, scharfes Klirren hören ließen.

Walodja kniff mich schmerzlich ins Bein, aber ich sah mich nicht einmal um, rieb nur die Stelle mit der Hand und ließ nicht ab, mit einem aus kindlichem Staunen, Mitleid und Andacht zusammengesetzten Gefühl allen Bewegungen und Worten Grischas zu folgen.

Anstatt des lustigen Spaßes, den ich beim Aufsuchen des Verschlages erwartet hatte, empfand ich Beklemmung und Herzklopfen.

Lang noch blieb Grisha in diesem Zustande religiöser Verzückung und improvisierte Gebete. Bald wiederholte er schnell nacheinander: »Herr, erbarme dich!« aber jedesmal mit neuer Kraft und stärkerer Betonung; bald flehte er: »Verzeih mir, Herr! lehre mich, was ich tun soll! O lehre mich, was ich tun soll, Herr!« mit solcher Inbrunst, als erwarte er sofort eine Antwort auf seine Worte; dann wieder hörte man nur herzbrechendes Schluchzen. – Er richtete sich auf den Knien auf, faltete die Hände über der Brust und verstummte.

Ich streckte vorsichtig den Kopf zur Tür hinaus und hielt den Atem an. Grisha rührte sich nicht; schwere Seufzer entragen sich seiner Brust; in der trüben Pupille seines blinden, vom Monde beschienenen Auges glänzte eine Träne.

»Dein Wille geschehe!« rief er plötzlich laut mit unnachahmlichem Ausdruck, warf sich nieder, mit der Stirn den Fußboden berührend, und schluchzte wie ein Kind.

Viel Wasser ist seit jener Zeit den Berg
hinabgeflossen, viele Erinnerungen an die
Vergangenheit haben für mich jede
Bedeutung verloren und sind zu
verworrenen Schattengebilden geworden;
auch der unstäte Wanderer Grischa hat
längst schon seine letzte Pilgerreise
vollendet; aber der Eindruck, den er auf
mich gemacht hat, und das Gefühl, das er in
mir erweckt hat, werden in meinem
Gedächtnis nie erlöschen.

O du großer Christ Grischa! Dein Glaube
war so mächtig, daß du die Nähe Gottes
spürtest, deine Liebe so stark, daß die
Worte wie von selbst deinen Lippen
entströmten, ohne daß du sie vom Verstande
abschätzen liebest. – Und welch hohes Lob
brachtest du der Erhabenheit Gottes dar, als
du dich wortlos zu Boden warfst und
weintest! ...

Natalia Ssawischna.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lief im Dorfe Chabarowka in zerrissenem Kleide ein barfüßiges, lustiges, rundliches und rotbäckiges Mädcl umher: Nataschka. Um die Verdienste ihres Vaters, des Klarinettisten Ssawwa, zu belohnen, erfüllte mein Großvater dessen Bitte und nahm das Mädchen ins Herrschaftshaus, wo es den weiblichen Dienstboten meiner Großmutter zugezählt wurde. Als Stubenmädchen zeichnete Nataschka sich durch Sanftmut und Pflichteifer aus, und als meine Mutter zur Welt kam und eine Wärterin notwendig wurde, wählte man Nataschka dazu. Auch auf dem neuen Schauplatz ihrer Tätigkeit erntete sie Lob und Belohnung für ihren Fleiß, ihre Treue und ihre Anhänglichkeit an die junge Herrin. Doch die gepuderten Locken und die Schnallenschuhe des jungen, schneidigen Dieners Foka, der dienstlich oft mit Natalia zu tun hatte, nahmen ihr zwar rauhes, aber hartes Herz gefangen. Sie entschloß sich sogar, selbst zu meinem Großvater zu gehen und ihn um die Erlaubnis zu bitten, Foka heiraten zu

dürfen. Mein Großvater legte diese Bitte als Undankbarkeit aus, geriet in Zorn und verbannte die arme Natalia zur Strafe auf den Viehhof eines Steppengutes. Jedoch nach sechs Monaten wurde sie – da sie durch niemand ersetzt werden konnte – ins Herrschaftshaus zurückgeholt und wieder in ihr früheres Amt eingesetzt. Aus der Verbannung zurückgekehrt, erschien sie im groben Zwillichkittel vor meinem Großvater, fiel ihm zu Füßen und bat ihn, er möge ihr seine Gnade nicht länger entziehen und die Torheit vergessen, die sie überfallen hatte, aber – wie sie unter Schwüren beteuerte – nie wiederkehren werde. Und in der Tat, sie hielt Wort.

Von der Zeit an wurde sie nicht mehr Nataschka, sondern Natalia Ssawischna genannt und trug ein Häubchen; den ganzen Vorrat an Liebe aber, der sich in ihr barg, schenkte sie nun ihrem kleinen Fräulein.

Als sie bei meiner Mutter durch eine Gouvernante abgelöst wurde, vertraute man ihr die Schlüssel zur Vorratskammer, die

Wäsche und überhaupt alle Vorräte an. Auch diese neuen Pflichten erfüllte sie mit Eifer und Hingabe. Sie sorgte nur noch für Hab und Gut ihrer Herrschaft, sah überall Verschwendung, Mißbrauch und Veruntreuung und bemühte sich aus aller Kraft, dagegenzuwirken.

Als *maman* heiratete, wollte sie Natalia Ssawischna auf irgend eine Weise für ihre zwanzigjährigen treuen Dienste belohnen; sie rief sie zu sich und übergab ihr – nachdem sie in den schmeichelhaftesten Worten all ihre Dankbarkeit und Zuneigung ausgedrückt hatte – einen Stempelbogen, der Natalias Freilassung verkündete, und sagte ihr zugleich, daß sie – ganz einerlei, ob sie in unserer Familie weiterdienen wolle oder nicht – bis an ihr Ende eine jährliche Pension von dreihundert Rubeln erhalten werde. Natalia hörte das alles schweigend an, nahm das Papier, blickte es zornig an, murmelte etwas zwischen den Zähnen und lief aus dem Zimmer, die Tür hinter sich zuschlagend. Da *maman* den Grund dieses seltsamen Benehmens nicht

herausfinden konnte, begab sie sich nach einer kleinen Weile in Natalias Zimmer. Diese saß mit verweinten Augen auf ihrem Koffer, zupfte und zerrte an ihrem Taschentuche und starrte auf die zu ihren Füßen verstreuten Fetzen des zerrissenen Freibriefes.

»Was haben. Sie denn nur, Herzchen, Natalia Ssawischna?« fragte *maman*, sie bei der Hand fassend.

»Nichts, Herrin,« antwortete Natalia, »ich bin Ihnen wahrscheinlich irgendwie zuwider, daß Sie mich vom Hofe jagen. – Gut, ich werd' halt gehen!«

Sie machte ihre Hand frei und wollte, mühsam die Tränen verhaltend, das Zimmer verlassen, *Maman* hielt sie zurück, schloß sie in die Arme, und beide brachen in Tränen aus.

Solange ich mich meiner selbst erinnere, kenne ich Natalia Ssawischna, ihre Liebe und Zärtlichkeit; aber erst jetzt verstehe ich

sie zu würdigen, – damals kam es mir nicht zum Bewußtsein, welch ein seltenes, prächtiges Menschenkind diese Alte war. Sie sprach nicht nur niemals von sich selbst, – sie dachte auch nicht an sich, glaube ich: ihr ganzes Leben war Liebe und Selbstverleugnung. Ich war so gewöhnt an ihre uneigennützig, zärtliche Liebe zu uns, daß ich es mir gar nicht anders vorstellen konnte, gar keine Dankbarkeit gegen sie empfand und mir niemals die Frage vorlegte: ob sie wohl auch glücklich und mit ihrem Lose zufrieden ist?

Zuweilen lief ich unter dem Vorwande eines dringenden Bedürfnisses aus der Unterrichtsstunde fort und in ihr Zimmer, setzte mich behaglich zurecht und begann laut zu träumen und Luftschlösser zu bauen, ohne mich im geringsten durch ihre Anwesenheit stören zu lassen. Sie war immer mit irgend etwas beschäftigt: entweder strickte sie einen Strumpf, oder sie kramte in den Koffern, mit denen ihr Zimmer vollgestellt war, oder sie zählte und notierte die Wäsche, und dabei hörte sie auf

jeden Unsinn, den ich schwatzte, wie zum Beispiel: »Wenn ich General sein werde, heirate ich eine wunderschöne Frau und kauf' mir ein schönes Pferd – einen Fuchs; dann bau' ich mir ein Haus aus lauter Glas und lasse die Verwandten von Karl Iwanowitsch aus Sachsen kommen« undsoweiter. Sie sagte zu allem dann nur: »Ja, mein Herzensjunge, ja!« Wenn ich aufstand, um fortzugehen, öffnete sie gewöhnlich einen himmelblau angestrichenen Koffer, dessen Deckel auf der Innenseite – ich weiß es noch, als sähe ich's heute! – mit dem bunten Bilde irgend eines Husaren, der Etikette einer Pomadenbüchse und einer Zeichnung von Wolodja beklebt war, holte ein Stückchen Räucherholz hervor, zündete es an, schwenkte es hin und her und sprach:

»Weihrauch ist's, mein Liebling. Als euer seliger Großvater – Gott schenke ihm die ewige Ruhe! – gegen die Türken zog, brachte er's von dort mit. Nur dies eine Stückchen ist mir noch geblieben,« setzte sie seufzend hinzu.

Die Koffer, die in ihrem Zimmer standen, enthielten einfach alles. Wenn etwas im Hause gebraucht wurde, einerlei was es war, so hieß es: »Man muß Natalia Ssawischna fragen!« Und tatsächlich: nach einigem Kramen fand sie das Gewünschte und pflegte dann zu sagen: »Es ist doch gut, daß ich's aufgehoben hab'.« In diesen Koffern gab es tausenderlei Dinge, um die kein Mensch im Hause außer ihr selbst wußte und um die sich niemand kümmerte.

Einmal war ich sehr böse auf sie. Das kam so: als ich mir beim Mittagessen Kwaß Sauerliches Getränk aus Schwarzbrotteig und Malz. (Anm. d. Übers.) einschenken wollte, ließ ich die Karaffe fallen und begoß das Tischtuch.

»Ruft doch Natalia Ssawischna, damit sie sich über ihren Liebling freue!« sagte
maman.

Natalia Ssawischna kam herein und schüttelte den Kopf beim Anblick der von mir angerichteten Überschwemmung;

maman sagte ihr etwas ins Ohr, und sie ging
– mir mit dem Finger drohend – hinaus.

Nach dem Mittagessen hüpfte ich in
lustigster Stimmung in den Saal, als
plötzlich Natalia Ssawischna hinter der Tür
hervorsprang, mich einfieng und trotz
meines verzweifelten Widerstandes mit
dem nassen Tischtuch mein Gesicht zu
reiben begann, wobei sie sprach: »Mach
keine Tischtücher schmutzig! Mach keine
Tischtücher schmutzig!« Ich fühlte mich
dadurch so beleidigt, daß ich vor Wut
brüllte.

»Wie!« sagte ich mir, im Saale auf und ab
gehend und laut schluchzend. »Natalia
Ssawischna, eine einfache ›Natalia‹, sagt zu
mir du und schlägt mich noch dazu mit
einem nassen Tischtuch ins Gesicht wie
einen Dorfbengel! Nein, das ist
entsetzlich!«

Als Natalia Ssawischna sah, daß ich böse
war, lief sie sofort davon, ich aber dachte –
immer noch auf und nieder gehend –

darüber nach, wie ich mich an der frechen
»Natalia« für die mir zugefügte
Beleidigung rächen könnte.

Nach einigen Minuten kam Natalia
Ssawischna wieder ins Zimmer, näherte
sich mir schüchtern und begann mich zu
trösten:

»Genug, mein Herzensväterchen, weinen
Sie doch nicht! Verzeihen Sie mir dummen
Person! Ich bin schuld, aber verzeihen Sie
mir doch, mein Täubchen! Hier – nehmen
Sie!«

Sie zog unter ihrem Tuch eine rote
Papiertüte hervor, in welcher sich zwei
Bonbons und eine Weinbeere befanden, und
hielt sie mir mit zitternder Hand hin. Ich
hatte nicht die Kraft, der guten Alten ins
Gesicht zu sehen; halb abgewandt nahm ich
das Geschenk entgegen, und meine Tränen
flössen noch reichlicher, aber nicht mehr
aus Zorn, sondern aus Liebe und Scham.

Die Trennung.

Am Tage nach den geschilderten Jagderlebnissen standen um zwölf Uhr vormittags eine große Kalesche und ein offener Wagen vor der Freitreppe. Nikolaj war reisemäßig gekleidet, das heißt er hatte die Beinkleider in die Stiefelschäfte gesteckt und den alten Überrock ganz eng umgürtet. Er stand in dem offenen Wagen und legte Mäntel und Polster auf dem Sitz zurecht; wenn ihm der Sitz zu hoch schien, setzte er sich auf die Polster und hüpfte auf und nieder, um sie niederzudrücken.

»Tun Sie mir doch den Gefallen, Nikolaj Dmitritsch, und nehmen Sie die Schatulle des gnädigen Herrn zu sich,« bat atemlos Papas Kammerdiener, indem er den Kopf aus der Kalesche hervorsteckte; »sie ist klein.«

»Hätten Sie das früher gesagt, Michej Iwanowitsch,« erwiderte Nikolaj hastig und ärgerlich, indem er mit aller Kraft ein Bündel auf den Boden des Wagens warf.

»Bei Gott, man weiß ohnedies nicht, wo einem der Kopf steht, und da kommen Sie noch mit Ihren Schatullen!« Er lüftete seine Mütze und wischte die Schweißtropfen von seiner sonnverbrannten Stirn.

Die Bauern des Hofes in kurzen und langen Röcken, in Hemdärmeln, ohne Mützen, Weiber in grobgestreiften Leinenkleidern und bunten Tüchern, ihre Kinder auf den Armen haltend, und bloßfüßige Jungen und Mädchen standen an der Veranda, schauten die Equipagen an und plauderten miteinander. Einer der Kutscher, ein etwas nach vorne gebeugter Alter mit Wintermütze und warmem Rock, hielt die Deichsel der Kalesche in der Hand, rüttelte an ihr und besah mit Kennermiene den Gang. Ein anderer, ein stattlicher, junger Bursche in weißem Hemde mit roten Verzierungen und schwarzem Filzhut, den er, in seinen blonden Locken wühlend, bald auf das eine, bald auf das andere Ohr schob, legte seinen Rock auf den Kutschbock, warf die Zügel darauf und schaute – mit der kurzen, geflochtenen Peitsche spielend –

bald auf seine Stiefel, bald auf die Kutscher, welche den Wagen schmierten. Einer von diesen hielt mit aller Kraft den Hebebaum, der andere schmierte, über das Rad gebeugt, sorgfältig die Achse und die Nabe, und damit der übrigbleibende Teer nicht verderbe, schmierte er ihn sogar an die Außenseite der Räder. Die verschiedenfarbigen, struppigen Postpferde standen am Gitterzaun und wehrten mit ihren Schweifen die Fliegen ab. Die einen hatten ihre zottigen, dicken Füße vorgestellt und die Augen zugeedrückt und schlummerten, die andern rieben sich aus Langeweile aneinander oder zupften an den Blättern und Stengeln des harten, dunkelgrünen Farnkrautes, welches neben der Veranda wuchs. Einige Windhunde lagen keuchend in der Sonne, während andere sich in den Schatten der Wagen geflüchtet hatten und den an den Achsen hervorgequollenen Talg wegleckten. Die Luft war von staubigem Dunst erfüllt; der Horizont von grauviolletter Farbe, aber kein Wölkchen stand am Himmel. Ein starker Westwind trieb große Staubwolken von den

Feldern und der Straße, beugte die Wipfel der hohen Linden und Birken des Gartens und trug die gefallenen gelben Blätter weit fort. Ich saß am Fenster und erwartete mit Ungeduld das Ende aller Vorbereitungen.

Als alle im Salon um den runden Tisch versammelt waren, um ein letztes Mal einige Minuten zusammen zu verbringen, kam es mir gar nicht in den Sinn, welcher schwerer Augenblick uns bevorstand. Die allerunbedeutendsten Gedanken zogen durch meinen Kopf. Ich legte mir Fragen vor, wie zum Beispiel: Welcher Kutscher wird den offenen Wagen lenken und welcher die Kalesche? Wer wird mit Papa fahren und wer mit Karl Iwanowitsch? Und warum will man mich auf jeden Fall in einen Schal und eine wattierte Überjacke einwickeln? Bin ich denn ein solcher Weichling? Ich werd' schon nicht erfrieren! Wenn doch nur schon alles beendet wäre! Aufsitzen und abfahren!

»Wem befehlen Sie die Liste der Kinderwäsche zu übergeben?« fragte die

mit verweinten Augen und einem Zettel in der Hand ins Zimmer tretende Natalia Ssawischna, indem sie sich an *maman* wandte.

»Geben Sie sie Nikolaj und kommen Sie doch nachher sich von den Kindern verabschieden.«

Die Alte wollte etwas sagen, hielt jedoch plötzlich inne, bedeckte das Gesicht mit ihrem Taschentuch, machte eine traurige Handbewegung und verließ das Zimmer. Mein Herz zog sich zusammen, als ich diese Bewegung sah; aber die Ungeduld, endlich abzufahren, war stärker als dieses Gefühl, und ich hörte wieder völlig gleichgültig dem Gespräch zwischen Vater und Mutter zu. Sie sprachen von Dingen, welche – was sehr wohl zu merken war – keinen von beiden interessierten; was für das Haus einzukaufen sei, was man der Fürstin Sofie und Madame Julie sagen solle, und ob der Weg gut sein würde.

Foka trat ein, blieb auf der Schwelle stehen und sagte im selben Ton, in welchem er zu melden pflegte, daß angerichtet sei: »Die Pferde sind bereit.« Ich merkte, daß ^{maman} zusammenzuckte und erbleichte, als käme ihr diese Meldung unerwartet.

Foka erhielt den Befehl, alle Türen im Zimmer zu schließen. Das amüsierte mich sehr, denn es war, als ob wir uns vor jemand versteckten.

Als alle ihre Plätze eingenommen hatten, setzte sich auch Foka auf eine Stuhlecke. Doch kaum hatte er dies getan, als die Tür knarrte und alle sich umblickten. Natalia Ssawischna trat schnell ins Zimmer und drückte sich, ohne den Blick zu erheben, gleich bei der Tür auf denselben Stuhl, auf dem Foka saß. Wie heute sehe ich noch den Kahlkopf, das faltenreiche, unbewegliche Gesicht Fokas und die gebückte, gute, kleine Alte in der Haube, unter welcher die grauen Haare hervorsahen. Sie drücken sich auf dem Stuhl aneinander und fühlen sich beide geniert.

Ich war noch immer sorglos und ungeduldig. Die zehn Sekunden, welche wir so bei geschlossenen Türen dasaßen, erschienen mir wie eine ganze Stunde. Endlich erhoben sich alle, bekreuzigten sich und begannen Abschied zu nehmen. Papa umarmte *maman* und küßte sie mehrmals.

»Sei ruhig, Schatz,« sagte er, »wir trennen uns doch nicht für die Ewigkeit.«

»Schwer ist es doch,« sprach *maman* mit tränenerstickter Stimme.

Als ich diese Stimme hörte und Mütterchens zitternde Lippen und mit Tränen gefüllte Augen sah, vergaß ich alles und mir wurde so traurig, weh und bang zumute, daß ich lieber davongelaufen wäre, anstatt von ihr Abschied zu nehmen. Ich verstand in diesem Augenblick, daß sie, indem sie Papa umarmte, auch von uns Abschied nahm.

Sie küßte und segnete Wolodja ein über das andere Mal; in der Meinung, daß sie sich

jetzt zu mir wenden würde, schob ich mich vor, aber sie machte immer und immer wieder das Zeichen des Kreuzes über ihn und drückte ihn an ihr Herz. Endlich fiel ich ihr um den Hals, klammerte mich fest an sie und weinte, weinte, ohne an etwas anderes zu denken als an meinen Kummer.

Als wir auf die Wagen zuschritten, umdrängte uns im Vorzimmer das lästige Hofgesinde. Ihre Bitte: »Reichen Sie mir doch das Händchen!« ihre lauten Küsse auf die Schulter und der Talggeruch ihrer Haare erweckten in mir ein Gefühl, das an Widerwillen grenzte. Unter dem Einflusse dieses Gefühls küßte ich Natalia Ssawischna äußerst kühl auf die Haube, als sie in Tränen zerfließend von mir Abschied nahm.

Es ist merkwürdig, daß ich noch jetzt alle Gesichter des Hofgesindes vor mir sehe und sie mit den kleinsten Einzelheiten zeichnen könnte, aber daß mamans Gesicht und Stellung meinem Gedächtnisse vollkommen entschwunden sind. Vielleicht

kommt das daher, daß ich während der ganzen Zeit nicht den Mut hatte, sie anzublicken; ich glaubte, wenn ich das täte, so würde ihr und mein Schmerz sich bis ins Unerträgliche steigern.

Ich stieg als erster in die Kalesche und machte mir's auf dem Rücksitz bequem. Des aufgeschlagenen Verdeckes wegen konnte ich nichts sehen, aber ein Instinkt sagte mir, daß *maman* noch da war.

»Soll ich sie noch einmal anschauen oder nicht? – Gut, zum letztenmal,« sagte ich zu mir selber, beugte mich aus der Kalesche und blickte zur Veranda hinüber. Gleichzeitig war *maman*, die wohl denselben Gedanken gehabt hatte, von der entgegengesetzten Seite an die Kalesche herangetreten und rief mich nun bei Namen. Als ich ihre Stimme hinter mir hörte, wandte ich mich so schnell nach ihr um, daß wir mit den Köpfen zusammenstießen. Sie lächelte traurig und küßte mich fest und heiß zum letztenmal.

Als wir ein kleines Stück gefahren waren, entschloß ich mich noch einmal nach ihr zu sehen. Das hellblaue Tüchlein, das sie um den Kopf geschlungen hatte, flatterte im Winde. Gesenkten Hauptes und die Hände vors Gesicht schlagend, ging sie langsam der Veranda zu; Foka stützte sie.

Papa saß schweigend neben mir. Ich schluchzte heftig und etwas schnürte mir die Kehle zu, daß ich zu ersticken fürchtete. – Als die Wagen auf die Landstraße einbogen, sahen wir ein weißes Tuch, mit welchem uns jemand vom Balkon aus nachwinkte. Ich antwortete mit meinem Tuch, und diese Bewegung beruhigte mich ein wenig. Ich fuhr aber fort zu weinen, und der Gedanke, daß meine Tränen mein weiches Herz bekundeten, bereitete mir Trost und Vergnügen.

Nachdem wir etwa eine Werst gefahren waren, wurde ich etwas ruhiger und blickte aufmerksam auf das, was meinen Augen am nächsten war: den Hinterteil des einen Seitenpferdes. Ich schaute zu, wie dieser

Schecke mit dem Schweife schlug, wie er den einen Fuß am andern streifte, wie die geflochtene Peitsche des Kutschers auf ihm tanzte und wie dann seine Beine gleichzeitig zu springen begannen, ich sah das Geschirr und die Ringe daran auf dem Pferde hin und her hüpfen und blickte so lange hin, bis sich das Lederzeug am Schweife mit Schaum bedeckte. Ich begann um mich zu schauen: auf die Felder mit wogendem, reifem Roggen, auf das dunkle Brachfeld, auf welchem hier und da ein pflügender Bauer oder eine Stute mit ihrem Füllen sichtbar wurden, auf die Meilenzeiger und auch auf den Kutschbock, um mich zu vergewissern, welcher Kutscher mit uns fahre. Mein Gesicht war noch nicht von Tränen trocken, als meine Gedanken schon weit von der Mutter waren, die ich vielleicht auf immer verlassen hatte; aber jede Erinnerung lenkte meine Gedanken zu ihr zurück. Ich erinnerte mich des Pilzes, den ich tags zuvor in der Birkenallee gefunden hatte, ich erinnerte mich, wie Ljubotschka und Katjenka gestritten hatten, wer in brechen

sollte; ich dachte daran, wie sie beim Abschied geweint hatten.

»Es tut mir leid um sie und um Natalia Ssawischna und um die Birkenallee und um Foka; und sogar um die böse Mimi, ja selbst um die ist's mir leid. Um alle, alle! Ach und die arme *maman*!« Und die Tränen traten mir wieder in die Augen, aber nicht für lange.

Kindheit.

O, du glückliche, glückliche, unwiederbringliche Kinderzeit! Wie soll man die Erinnerung an dich nicht lieben und hegen! Diese Erinnerungen erquicken und erheben meine Seele und sind mir eine Quelle des reinsten Genusses.

Wenn man sich müde gelaufen hatte, saß man am Teetisch auf dem hohen Kinderstühlchen; es ist spät, man hat seine Tasse mit Zuckermilch längst geleert, der

Schlaf läßt die Augen zufallen, aber man rührt sich nicht von der Stelle, sitzt da und horcht. Und wie sollte man nicht horchen? Maman spricht mit irgend jemand, und der Klang ihrer Stimme ist so süß, so lieblich; dieser Klang allein sagt meinem Herzen soviel. Mit vom Schlaf umnebelten Augen blicke ich gespannt auf ihr Gesicht, und plötzlich erscheint sie mir klein, ganz klein, ihr Gesicht ist nicht größer als ein Knopf; aber trotzdem sehe ich sie ganz genau. Ich sehe, wie sie mich anblickt und lächelt; es macht mir Vergnügen, sie so klein zu sehen, ich drücke die Augen noch mehr zusammen, und sie ist jetzt nicht größer als die Männchen in der Pupille. Da mache ich eine Bewegung, und der Zauber ist gestört; ich bemühe mich meine Augen enger zu machen, ich wende mich hierhin und dorthin und tu alles, um den Zauber wieder herzurufen, aber umsonst.

Ich stehe auf, klettere auf den Lehnstuhl und mache es mir darin bequem.

»Du wirst wieder einschlafen, Nikolenka,«
sagt *maman*, »du solltest lieber nach oben
gehen.«

»Ich will nicht schlafen, *maman*,« erwidere
ich, und undeutliche, aber süße
Träumereien erfüllen meine Phantasie, ein
gesunder Kinderschlaf schließt meine
Augenlider, und eine Minute später bin ich
eingeschlafen und schlafe so lange, bis man
mich weckt.

Im Halbschlummer fühlte ich manchmal
eine zärtliche Hand, die mich berührte. An
der bloßen Berührung erkannte ich sie, und
noch im Schlaf griff ich unwillkürlich nach
dieser Hand und drückte sie fest, fest an
meine Lippen.

Die andern alle sind schon fortgegangen.
Nur eine Kerze brennt im Salon. *Maman* hat
gesagt, daß sie selbst mich wecken werde.
Nun setzt sie sich auf den Lehnstuhl, auf
dem ich schlafe, fährt mit ihrer schönen,
zarten Hand über mein Haar, und an mein
Ohr klingt die liebe, bekannte Stimme:

»Steh auf, mein Herzchen, es ist Zeit,
schlafen zu gehen.«

Keine gleichgültigen Blicke stören sie jetzt
und sie scheut sich nicht, all ihre
Zärtlichkeit und Liebe über mich zu
ergießen; ich rühre mich nicht und küsse
ihre Hand nur noch fester.

»Steh doch auf, mein Engel.«

Sie faßt mich mit der andern Hand um den
Hals, ihre kleinen Finger bewegen sich
blitzschnell und kitzeln mich. Im Zimmer
ist es still und Halbdunkel; meine Nerven
sind durch das Kitzeln und Gewecktwerden
erregt; *maman* sitzt dicht neben mir, sie
streichelt mich, ich fühle ihren Atem und
höre ihre Stimme. Das alles zwingt mich
aufzuspringen, sie mit beiden Armen um
den Hals zu fassen, meinen Kopf an ihre
Brust zu drücken und atemlos zu rufen:

»Ach liebe, liebe *maman*, wie hab' ich dich
lieb!«

Sie lächelt ihr trauriges, bezauberndes
Lächeln, nimmt meinen Kopf in beide
Hände, küßt mich auf die Stirn und setzt
mich auf ihren Schoß.

»Du hast mich also sehr lieb?« Sie schweigt
einen Augenblick und sagt dann: »Hab'
mich immer so lieb, vergiß mich nie. Wenn
deine *maman* einmal nicht mehr ist, wirst du
sie nicht vergessen? Nicht wahr,
Nikolenka?« Sie küßt mich noch zärtlicher.

»Hör' auf und sag' so etwas nicht, meine
Herzensmama, meine Seelenmama!« rufe
ich, indem ich sie küsse, und die Tränen
fließen in Strömen aus meinen Augen;
Tränen der Liebe und des Entzückens.

Und wenn ich dann später nach oben kam
und in meinem wattierten Schlafröckchen
vor den Heiligenbildern stand, welche
wunderbare Gefühle empfand ich da, indem
ich sprach: »Herr, beschütze Papachen und
Mamachen!« In solchen Augenblicken,
wenn ich die ersten Gebete wiederholte,
welche meine Kinderlippen für die geliebte

Mutter gestammelt hatten, flossen die Liebe zu ihr und die Liebe zu Gott in meinem Herzen in *ein* Gefühl zusammen.

Nach dem Gebet wickelte man sich fest in seine Decke, es war einem hell und freudig ums Herz. Ein Gedanke jagte den andern; aber woran dachte ich? Die Gedanken waren unklar, jedoch erfüllt von reiner Liebe und von Hoffnung auf ein strahlendes Glück. Ich dachte manchmal auch an Karl Iwanowitsch und sein trauriges Geschick; er war der einzige Mensch, den ich unglücklich wußte, und er tat mir so leid, ich gedachte seiner mit solcher Rührung, daß meine Augen sich mit Tränen füllten und ich wünschte: möge Gott ihn glücklich machen und mir die Möglichkeit geben, ihm zu helfen, seinen Kummer zu erleichtern; ich bin bereit, alles für ihn zu opfern. – Dann nahm ich wohl auch meine Lieblingsporzellanfigur, ein Häschen oder Hündchen, drückte es in eine Ecke des Daunenkissens und freute mich daran, wie gut, warm und gemütlich es dalag. Ich betete auch noch, daß der liebe Gott alle

Menschen glücklich mache, damit alle zufrieden seien, und daß morgen gutes Wetter sei zum Spaziergang, drehte mich auf die andere Seite, die Gedanken und Träumereien verwirrten sich, und ich schlief sanft und ruhig ein, mit noch tränenfeuchtem Gesicht.

Ob sie wohl je wiederkehren, jene Frische, Sorglosigkeit, jenes Bedürfnis zu lieben und jene Glaubensstärke, die wir in der Kindheit besitzen? Welche Zeit kann besser sein als die, in welcher zwei der schönsten Tugenden: unschuldige Fröhlichkeit und das grenzenlose Bedürfnis zu. lieben, die einzigen Bewegkräfte des Lebens sind?

Wo sind sie geblieben, jene heißen Gebete, wo die schöne Gabe jener reinen Tränen der Rührung? Ein Engel des Trostes kam herbeigeflogen, trocknete lächelnd diese Tränen und schickte der unverdorbenen kindlichen Phantasie süße Träume.

Hat das Leben wirklich so tiefe Spuren in meinem Herzen hinterlassen, daß diese

Tränen und Gefühlsregungen auf immer verschwunden sind? Ist wirklich nichts geblieben als die Erinnerung?

Das Gedicht.

Etwa einen Monat nach unserer Übersiedlung nach Moskau saß ich eines Tages im obern Stock von Großmamas Haus am großen Tisch und schrieb. Mir gegenüber saß der Zeichenlehrer und korrigierte eine Bleistiftzeichnung, den Kopf eines Türken im Turban; Wolodja stand mit gerecktem Hals hinter dem Lehrer und blickte ihm über die Schulter. Dieser Kopf war Wolodjas erste Bleistiftzeichnung und sollte heute der Großmutter als Namenstagsgeschenk überreicht werden.

»Werden sie hierher nicht noch etwas Schatten geben?« fragte Wolodja den Lehrer, indem er sich auf die Fußspitzen stellte und auf den Hals des Türken deutete.

»Nein, das ist nicht nötig,« entgegnete der Lehrer, die Stifte und die Reißfeder in das Penal legend; »jetzt ist's sehr schön, rühren Sie es nicht mehr an. Nun und Sie, Nikolenka?« fügte er hinzu, indem er sich erhob und den Türken noch von der Seite ansah; »verraten Sie uns endlich Ihr Geheimnis, was werden Sie Großmama schenken? Wirklich, ein Kopf wäre doch eigentlich auch das Beste gewesen. Leben Sie wohl, meine Herrschaften!« sagte er, nahm seinen Hut und die Stundenmarke und ging hinaus.

In jenem Augenblicke dachte auch ich, daß ein Kopf besser gewesen wäre als das, womit ich mich abmühte. Als man uns mitgeteilt hatte, daß Großmamas Namenstag nahe sei und daß wir zu diesem Tage Geschenke vorbereiten müßten, war ich auf die Idee gekommen, ihr zu dieser Gelegenheit ein Gedicht zu machen; ich fand auch gleich zwei Reime und hoffte die übrigen ebenso schnell zu finden. Ich erinnere mich gar nicht mehr, wie ich auf diesen, für ein Kind seltsamen Gedanken

gekommen war, ich weiß nur, daß er mir sehr gefiel und daß ich auf alle Fragen über diese Angelegenheit antwortete, daß ich Großmama jedenfalls etwas schenken wolle, daß ich aber niemand sagen würde, worin das Geschenk bestehe.

Gegen meine Erwartung stellte es sich heraus, daß ich außer zwei Versen, die ich im ersten Eifer gefunden hatte, trotz aller Anstrengungen nichts weiter zustande bringen konnte. Ich begann die Gedichte zu lesen, die ich in unsern Büchern fand; aber weder Dmitrijew noch Dershawin konnten mir helfen, im Gegenteil, sie überzeugten mich noch mehr von meiner Unfähigkeit. Da ich wußte, daß Karl Iwanowitsch Gedichte abzuschreiben liebte, durchsuchte ich im geheimen seine Papiere und fand unter vielen deutschen Gedichten ein russisches, das wohl seiner eigenen Feder entstammte.

Petrowskoje, 1828, 3. Juni.

An Fräulein L...

Denken Sie nah,
Denken Sie fern,
Denken Sie meiner
Oft und gern,
Denken Sie bis an mein Grab,
Wie treu ich Sie geliebet hab'.

Karl Mauer.

Dieses Gedicht, das mit schöner
Rundschrift auf feinem Postpapier
geschrieben war, gefiel mir seiner
Rührseligkeit wegen sehr. Ich lernte es
sofort auswendig und beschloß, es als
Muster zu gebrauchen; jetzt ging die Sache
viel leichter. Am Namenstag war ein aus
zwölf Versen bestehender Glückwunsch
fertig, und im Unterrichtszimmer am Tisch
sitzend, schrieb ich das Gedicht auf schönes
Velinpapier ab.

Zwei Blatt Papier waren schon verdorben;
nicht etwa, weil ich etwas an dem Gedichte
ändern wollte, – es erschien mir ganz

vorzüglich, – aber von der dritten Zeile an begannen die Enden der Zeilen sich immer mehr und mehr nach oben zu krümmen, so daß man schon von weitem sah, daß das schief geschrieben war und gar nichts taugte.

Das dritte Blatt wurde ebenso schief wie die früheren, aber ich beschloß, nicht mehr umzuschreiben. In meinem Gedichte beglückwünschte ich Großmama, wünschte ihr noch viele Jahre gesund zu verbringen und schloß folgendermaßen:

Wir wollen stets ein Trost dir sein
Und wie die eig'ne Mutter dich erfreun.

Ich glaube, das Gedicht war gar nicht so übel, nur der letzte Vers beleidigte eigentümlich mein Ohr.

»Und wie die eig'ne Mutter dich erfreun,«
sprach ich vor mich hin, »ließe sich da nichts anderes finden? Ach was, es ist immer noch besser als das von Karl Iwanowitsch.«

Und ich schrieb die letzte Zeile nieder;
dann las ich mir selbst im Schlafzimmer
mit Ausdruck und den nötigen Gesten mein
ganzes Werk vor. Die Verse kümmerten sich
zwar um kein Versmaß, aber das störte
mich nicht; nur der letzte Vers fiel mir jetzt
noch unangenehmer auf. Ich setzte mich
auf mein Bett und dachte nach.

»Warum habe ich geschrieben, wie die
eigene Mutter? Sie ist doch nicht hier,
folglich hätte ich sie nicht erwähnen sollen;
ich liebe und achte Großmama wohl auch,
aber es ist doch nicht das. Warum habe ich
das geschrieben, warum habe ich gelogen?
Es ist zwar nur ein Gedicht, aber es wäre
dennoch nicht notwendig gewesen.«

In diesem Augenblick kam der Schneider
und brachte unsere neuen Jacketts.

»Na, mag's so bleiben,« sagte ich mir
ärgerlich, steckte das Gedicht unter mein
Kopfkissen und lief hin, um den Moskauer
Anzug zu probieren.

Es zeigte sich, daß der Moskauer Anzug vortrefflich paßte: das braune Jackett mit Bronzeknöpfen war eng anliegend und nicht aufs Wachsen berechnet, wie unsere Kleider im Dorf; die schwarzen, ebenfalls engen Beinkleider ließen die Muskeln prächtig erkennen und fielen bis auf die Stiefel hinab.

»Endlich einmal hab' auch ich Beinkleider mit Strippen wie die Erwachsenen!« dachte ich, außer mir vor Freude, von allen Seiten meine Füße betrachtend. Obgleich ich mich beengt und ungeschickt in dem neuen Anzug fühlte, verbarg ich das vor allen, behauptete im Gegenteil, daß mir sehr behaglich sei und daß der Anzug, wenn er überhaupt einen Mangel habe, höchstens ein bißchen zu weit sei. Dann stand ich sehr lange vor dem Spiegel und kämmte mein verschwenderisch pomadisiertes Haar; aber so sehr ich mich auch abmühte, ich konnte das struppige Haar am Wirbel nicht glatt bekommen: sobald ich nur, um seinen Gehorsam zu prüfen, aufhörte, es mit der Bürste niederzudrücken, stellte es sich

wieder auf und starrte nach allen
Richtungen, wodurch mein Gesicht einen
höchst lächerlichen Ausdruck bekam.

Karl Iwanowitsch kleidete sich im
Nebenzimmer an; man brachte ihm durch
das Unterrichtszimmer einen blauen Frack
und irgend welche weiße
Toilettegegenstände. An der Tür, die nach
unten führte, ertönte die Stimme eines der
Stubenmädchen meiner Großmutter; ich
ging hinaus, um zu erfahren, was sie wollte.
Sie hielt in der Hand ein steifgestärktes
Vorhemdchen und sagte mir, sie bringe das
für Karl Iwanowitsch und sie habe die
ganze Nacht nicht geschlafen, um es zur
Zeit fertig zu bekommen. Ich übernahm es,
das Vorhemd weiterzugeben, und fragte, ob
Großmama schon aufgestanden sei.

»Gewiß, sie hat schon Kaffee getrunken,
und der Geistliche ist auch schon da. Wie
schmuck sie heute sind!« fügte sie hinzu,
indem sie lächelnd meinen neuen Anzug
betrachtete.

Diese Bemerkung ließ mich erröten; ich drehte mich auf einem Bein herum, schnalzte mit den Fingern und machte einen Sprung, als wollte ich ihr zu verstehen geben, daß sie eigentlich noch gar nicht wisse, was für ein Prachtjunge ich war.

Als ich das Vorhemd zu Karl Iwanowitsch brachte, brauchte er es nicht mehr. Er hatte schon ein anderes umgelegt und stand eben über den kleinen Spiegel gebeugt, der auf dem Tisch aufgestellt war, hielt mit beiden Händen die prächtige Schleife seiner Halsbinde und probierte, ob sein glatt rasiertes Kinn sich bequem darin hin und her bewegen konnte. Nachdem er unsere Anzüge von allen Seiten zurechtgezupft und Nikolaj gebeten hatte, mit dem seinen dasselbe zu tun, führte er uns zu Großmama. Es belustigt mich noch in der Erinnerung, wie sehr wir drei nach Pomade dufteten, als wir die Treppe hinabgingen.

Karl Iwanowitsch hatte ein selbstgefertigtes Kästchen in der Hand, Wolodja die Zeichnung und ich mein Gedicht; jeder

hatte einen Glückwunsch auf der Zunge, mit dem er sein Geschenk überreichen wollte. In dem Augenblick, als Karl Iwanowitsch die Tür des Saales öffnete, legte der Priester das Meßgewand an, und die ersten Worte des Gebetes erklangen.

Großmama war schon im Saal. Gebückt und sich auf eine Stuhllehne stützend, stand sie an der Wand und betete andächtig: neben ihr stand Papa. Er wandte sich nach uns um und lächelte, als er bemerkte, wie wir die vorbereiteten Geschenke eilig auf dem Rücken versteckten und, um nicht gesehen zu werden, gleich bei der Tür stehen blieben. Der ganze Effekt des Unerwarteten, auf den wir gerechnet hatten, war verdorben.

Als alle sich dem Kruzifix näherten, um es zu küssen, fühlte ich plötzlich, daß ich mich unter dem Einfluß einer nicht zu überwältigenden, mich ganz kopflos machenden Schüchternheit befand, und daß ich niemals den Mut haben würde, mein Geschenk zu überreichen. Ich verbarg mich

hinter dem Rücken von Karl Iwanowitsch, der Großmama in den allergewähltesten Ausdrücken beglückwünschte, das Kästchen aus der rechten in die linke Hand nahm, es dann dem Namenstagskinde überreichte und einige Schritte zurücktrat, um Wolodja Platz zu machen. Großmama schien von dem Kästchen mit den goldenen Borten entzückt zu sein und gab ihrer Dankbarkeit mit freundlichem Lächeln Ausdruck. Man merkte jedoch, daß sie nicht recht wußte, wohin sie dieses Kästchen stellen sollte, und wohl deshalb gab sie es Papa und machte ihn darauf aufmerksam, wie wunderbar kunstvoll es gearbeitet sei. Nachdem Papa seine Neugierde gestillt hatte, übergab er das Kästchen dem Geistlichen, dem das Ding außerordentlich zu gefallen schien: er wiegte den Kopf hin und her und blickte voll Interesse bald auf das Kästchen, bald auf den Meister, der so etwas Schönes zustande gebracht hatte. Wolodja überreichte seinen Türken und erntete ebenfalls die schmeichelhaftesten Lobsprüche von allen Seiten. Nun kam die

Reihe an mich: mit ermunterndem Lächeln wandte sich Großmama zu mir.

Wer die Schüchternheit aus Erfahrung kennt, weiß, daß dieses Gefühl sich im geraden Verhältnisse zur Zeit vergrößert, während die Entschlossenheit sich im umgekehrten Verhältnisse vermindert; das heißt, je länger dieser Zustand währt, desto unüberwindlicher wird er und desto geringer wird die Energie.

Der letzte Rest von Mut und Entschlossenheit hatte mich verlassen, als Karl Iwanowitsch und Wolodja ihre Geschenke überreichten, und meine Schüchternheit war bis zur äußersten Grenze gestiegen; ich fühlte, wie das Blut mir unaufhaltsam vom Herzen zum Kopf strömte, wie die Farben auf meinem Gesicht wechselten und wie mir auf Stirn und Nase dicke Schweißtropfen hervortraten. Meine Ohren brannten, am ganzen Körper fühlte ich Frost und kalten Schweiß; ich trat von einem Fuß auf den andern und rührte mich nicht vom Fleck.

»Na, Nikolenka, zeig' doch her, was hast denn du, ein Kästchen oder eine Zeichnung?« sagte Papa.

Es blieb mir nichts übrig als mit zitternder Hand die zerknitterte, verhängnisvolle Rolle zu überreichen, aber meine Stimme versagte vollständig den Dienst, und ich blieb stumm vor Großmama stehen. Ich konnte mich gar nicht fassen bei dem Gedanken, daß nun statt der erwarteten Zeichnung mein unglückseliges Gedicht zum Vorschein kommen und laut vorgelesen werden würde. Und dazu die Worte »wie die eigene Mutter«, aus welchen doch deutlich hervorging, daß ich sie nie geliebt und daß ich sie vergessen hatte. Wie soll ich die Qualen schildern, die ich erduldet, als Großmama nun laut mein Gedicht zu lesen begann und als sie, weil ihr das Entziffern schwer wurde, in der Mitte eines Verses anhielt und mit einem Lächeln, das mir damals spöttisch erschien, Papa anblickte; als sie nicht so betonte, wie ich gewollt hatte, und als sie, ihrer schwachen Augen wegen, ohne zu Ende zu

lesen, das Papier meinem Vater übergab und ihn bat, das Ganze noch einmal von Anfang zu lesen! Mir war, als täte sie das nur, weil sie meiner schlechten und so schief geschriebenen Verse überdrüssig war, und damit Papa selbst den letzten, meine Gefühllosigkeit verratenden Vers lesen sollte. Ich glaubte, er würde mir mit dem Papier eins auf die Nase geben und sagen: »Du schlechter Bub, vergiß deine Mutter nicht! Da hast du eins dafür!« Aber von allem geschah nichts; im Gegenteil, als das ganze Gedicht verlesen war, sagte Großmama: »Scharmant!« und küßte mich auf die Stirn.

Das Kästchen, die Zeichnung und das Gedicht erhielten ihren Platz neben zwei Batisttüchern und einer Tabaksdose mit mamans Porträt auf dem Ausziehtischchen des Voltaire-Stuhles, auf dem Großmama zu sitzen pflegte.

»Die Fürstin Barbara Iljinischna,« meldete einer der zwei Lakaien, die bei Ausfahrten

auf dem Trittbrett hinter Großmamas Kutsche stehen mußten.

Großmama betrachtete in Gedanken versunken das Porträt, das in die Schildpattdose eingelegt war, und antwortete nicht.

»Befehlen Euer Durchlaucht, die Fürstin hereinzubitten?« fragte der Diener.

Die Fürstin Kornakow.

»Bitte sie, einzutreten.« sagte Großmama, indem sie sich tiefer in den Sessel setzte.

Die Fürstin war eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, klein, schwächlig, mit gelblichem Teint und graugrünen, unangenehmen Äuglein, deren Ausdruck dem des unnatürlich-lieulich verzogenen Mündchens direkt widersprach. Unter dem Sammethut mit Straußenfedern sah hellrotes Haar hervor; die Augenbrauen und

Wimpern erschienen auf der ungesunden Gesichtsfarbe noch heller und rötlicher. Trotz alledem hatte sie – dank der Ungezwungenheit ihrer Bewegungen, der auffallenden Kleinheit der Hände und der besonderen Hagerkeit des Gesichtes – etwas Vornehmes und Energisches an sich.

Die Fürstin sprach sehr viel und gehörte daher zu jenen Leuten, die immer so reden, als ob man ihnen widerspreche, wenn auch niemand ein Wort sagt: bald erhob sie ihre Stimme, bald ließ sie sie allmählich sinken, um dann plötzlich mit neuer Kraft und Schnelligkeit weiterzureden, dabei blickte sie der Reihe nach die anwesenden, aber am Gespräch nicht teilnehmenden Personen an, als wollte sie sich durch diesen Umblick stärken.

Obgleich die Fürstin Großmama die Hand küßte und sie unaufhörlich » *ma bonne tante*« nannte, bemerkte ich, daß ihre Anwesenheit Großmama nicht angenehm war. Die alte Dame zog die Augenbrauen auf eine besondere Art hoch, als die Fürstin

ihr erzählte, daß es dem Fürsten Michael ganz unmöglich gewesen sei, zur Gratulation zu kommen, so sehr er's gewünscht hatte; die französische Anrede der Fürstin in russischer Sprache beantwortend und die Worte eigentümlich dehnend, sagte sie:

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, meine Liebe, für Ihre Aufmerksamkeit; und daß Fürst Michael nicht gekommen ist, – was ist darüber viel zu reden, – er hat immer eine solche Unmenge von Geschäften; und schließlich, offen gesagt, was für ein Vergnügen wäre es für ihn, bei einer alten Frau zu sitzen?«

Und ohne der Fürstin Zeit zum Widerspruch zu lassen, fuhr sie fort:

»Nun, was machen Ihre Kinderchen, meine Liebe?«

»O Gott sei Dank, *ma tante*, sie wachsen, lernen, machen dumme Streiche! Besonders Etienne, der Älteste, wird ein solcher

Taugenichts, daß man gar nicht mehr fertig wird mit ihm. Aber er ist gescheit, – un garçon qui promet. – Denken Sie sich, mon cousin,« fuhr sie fort, sich ausschließlich an Papa wendend, denn Großmama, die sich nicht im geringsten für die Kinder der Fürstin interessierte, sondern mit ihren Enkeln ein wenig prahlen wollte, holte behutsam mein Gedicht unter dem Kästchen hervor und begann das Papier aufzurollen; »denken Sie sich, mon cousin, was er neulich angestellt hat ...«

Und sich zu Papa hinüberbeugend, begann die Fürstin etwas mit großer Lebhaftigkeit zu erzählen. Nach Beendigung der Geschichte, die ich nicht verstanden hatte, begann sie sofort zu lachen, blickte Papa fragend an und sagte:

»Was für ein Junge! nicht wahr, mon cousin? Er hätte Prügel verdient, aber der Einfall war so klug und amüsant, daß ich ihm verzieh.«

Die Fürstin sah meine Großmama an,
schwieg und fuhr fort zu lächeln.

»Ja *schlagen* Sie denn Ihre Kinder, meine
Liebe?« fragte Großmama, die
Augenbrauen bedeutungsvoll in die Höhe
ziehend und das Wort »schlagen« besonders
betonend.

»Ach, ma bonne tante,« erwiderte die
Fürstin nach einem schnellen Blick auf
Papa in gemacht gutmütigem Tone, »ich
kenne Ihre Ansicht über diesen Punkt, aber
erlauben Sie mir, in diesem Einen mit Ihnen
nicht übereinzustimmen. Soviel ich auch
über dieses Thema nachdachte, las oder
mich mit anderen beriet, – die Erfahrung
hat mich gelehrt, daß es unbedingt
notwendig ist, auf die Kinder durch Furcht
zu wirken. Hab' ich nicht recht, mon
cousin? Und was – je vous demande un
peu – was fürchten Kinder mehr als die
Rute?«

Dabei blickte sie fragend auf uns, und ich
gestehe, daß mir in dem Augenblick sehr

unbehaglich zumute war.

»Sagen Sie, was Sie wollen, ein Knabe von zwölf, ja sogar von vierzehn Jahren ist doch immer noch ein Kind; bei einem Mädchen ist's freilich was anderes.«

»Welch ein Glück,« dachte ich mir, »daß ich nicht ihr Sohn bin!«

»Ja, das ist recht schön, meine Liebe,« sagte Großmama, indem sie mein Gedicht zusammenfaltete und wieder unter das Kästchen schob, als hielte sie die Fürstin nach dem eben Gesagten nicht mehr für würdig, ein solches Kunstwerk anzuhören; »das ist recht schön, nur sagen Sie mir bitte, wie können Sie dann von Ihren Kindern Zartgefühl erwarten?«

Und da ihr dieses Argument unwiderleglich erschien, fügte Großmama, wie um das Gespräch abubrechen, hinzu: »Übrigens kann über diesen Punkt jeder seine eigene Meinung haben!«

Die Fürstin antwortete nicht, sondern lächelte nur nachsichtig, als wollte sie zu verstehen geben, daß sie diese seltsamen Vorurteile bei einer von ihr so hochgeachteten Persönlichkeit entschuldigen müsse.

»Ach, machen Sie mich doch mit Ihren jungen Leuten bekannt!« sagte sie dann, uns mit liebenswürdigem Lächeln ansehend.

Wir erhoben uns und blickten der Fürstin gerade ins Gesicht, wußten aber durchaus nicht, was wir tun sollten, um zu beweisen, daß wir uns »bekannt gemacht« hatten.

»Küßt doch der Fürstin die Hand!« sagte Papa.

»Ich bitte euch, die alte Tante lieb zu haben,« sprach sie, indem sie Wolodja auf den Scheitel küßte; »wenn ich auch keine nahe Verwandte bin, – ich rechne nach den freundschaftlichen Beziehungen und nicht nach den Graden der Verwandtschaft,«

fügte sie hinzu, sich hauptsächlich an Großmama wendend, aber Großmama schien noch immer unzufrieden mit ihr und erwiderte:

»Ach, meine Liebe, gilt denn heutzutage eine solche Verwandtschaft überhaupt noch?«

»Dieser hier wird ein junger Weltmann,« mischte sich Papa, auf Wolodja zeigend, ins Gespräch, »und dieser ein Dichter,« setzte er hinzu, während ich die kleine, magere Hand der Fürstin küßte und mir dabei mit erschreckender Deutlichkeit in dieser Hand eine Rute, unter der Rute eine Bank usw. vorstellte.

»Welcher?« fragte die Fürstin, mich an der Hand festhaltend.

»Nun, dieser da, der Kleine mit dem struppigen Haar!« erwiderte Papa mit vergnügtem Lächeln.

»Was hat ihm mein struppiges Haar getan?
Gib's denn keinen anderen
Gesprächsstoff?« dachte ich und zog mich
in eine Ecke zurück.

Ich hatte die allersonderbarsten Begriffe
von Schönheit, – sogar Karl Iwanowitsch
hielt ich für einen der schönsten Männer
der Welt; aber ich wußte sehr genau, daß
ich nicht hübsch war, und darin irrte ich
mich nicht; daher fühlte ich mich durch
jede Anspielung auf mein Äußeres tief
gekränkt.

Ich erinnere mich sehr gut, wie einst beim
Mittagsmahl – ich war damals sechs Jahre
alt – von meinem Äußeren gesprochen
wurde und wie *maman* sich bemühte, irgend
etwas Hübsches in meinem Gesichte zu
finden; sie behauptete, ich hätte kluge
Augen und ein angenehmes Lächeln, sah
sich aber gezwungen, den Ausführungen
meines Vaters und den Tatsachen
nachzugeben und einzugestehen, daß ich
häßlich sei; als ich dann nach beendetem

Mahle zu ihr ging, um zu danken, klopfte sie mir auf die Wange und sagte:

»Denk daran, Nikolenka, daß dich niemand um deines Gesichtes willen lieben wird; du mußt dich daher bemühen, ein kluger und braver Junge zu werden!«

Diese Worte überzeugten mich nicht allein von meiner Häßlichkeit, sondern auch von meiner unbedingten zukünftigen Güte und Klugheit. Dennoch kamen mir oft Augenblicke der Verzweiflung: ich bildete mir ein, es gäbe auf Erden kein Glück für einen Menschen mit so breiter Nase, so dicken Lippen und so kleinen grauen Äuglein; ich flehte zu Gott, er möge ein Wunder tun und mich in einen schönen Knaben verwandeln, und alles, was ich besaß, alles, was ich in Zukunft besitzen konnte, hätte ich hingegeben für ein hübsches Gesicht.

Fürst Iwan Iwanowitsch.

Als die Fürstin mein Gedicht angehört und den Verfasser mit vielem Lob überschüttet hatte, wurde Großmama weicher gegen sie gestimmt, begann französisch mit ihr zu sprechen, nannte sie nicht mehr: »Sie, meine Liebe,« und lud sie ein, am Abend mit allen Kindern zu uns zu kommen. Die Fürstin nahm die Einladung an, saß noch ein Weilchen und verabschiedete sich.

Es kamen an diesem Tage so viele Gratulanten, daß den ganzen Vormittag über vor der Auffahrt auf dem Hofe mehrere Equipagen standen.

» Bon jour, chère cousine,« sagte einer der Gäste beim Eintritt ins Zimmer, indem er Großmama die Hand küßte.

Es war ein Mann von etwa siebzig Jahren, groß von Wuchs, mit ruhigem und offenem Gesicht, in einer Uniform mit breiten Epauletten, am Hals, gleich unterhalb des Kragens, ein großes, weißes Ordenskreuz. Die Ungezwungenheit und Einfachheit seiner Bewegungen setzten mich in

Erstaunen. Obgleich er nur noch im Nacken einen Halbkreis spärlicher Haare hatte, und obgleich die Lage der Oberlippe das Fehlen der Zähne bewies, war sein Gesicht noch immer von bemerkenswerter Schönheit.

Der Fürst Iwan Iwanowitsch hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, dank seinem vornehmen Charakter, seinem hübschen Äußern, seiner großen Tapferkeit, seiner vornehmen und einflußreichen Verwandtschaft und besonders dank seinem Glück schon in jungen Jahren glänzende Karriere gemacht. Er war im Militärdienst geblieben und sehr bald war sein Ehrgeiz so befriedigt worden, daß ihm in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Von früher Jugend an benahm er sich so, als bereite er sich vor für die bedeutende Stellung in der Welt, in welche ihn das Schicksal später brachte. Wenngleich in seinem glänzenden und etwas prunkvollen Dasein wie bei allen Menschen auch Mißerfolge, Enttäuschungen und bittere Erfahrungen nicht ausgeblieben waren, so veränderte er doch niemals seinen stets

ruhigen Charakter, seine hohe Denkungsart und ebensowenig die Grundlagen seiner religiösen und sittlichen Überzeugung; er erwarb sich die allgemeine Hochachtung nicht so sehr durch seine glänzende Stellung als durch die Folgerichtigkeit seines Denkens und die Festigkeit seines Charakters. Er besaß keinen weit umfassenden Geist, doch dank seiner Stellung, die es ihm erlaubte, auf die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens herabzusehen, war seine Denkungsart eine hohe und weite; er war gutmütig und gefühlvoll, zeigte sich aber im Umgang kühl und etwas hochfahrend. Das kam daher, weil er sich in einer Stellung befand, in welcher er vielen nützlich sein konnte; durch seine Kälte wollte er sich vor den unaufhörlichen Bitten und Anliegen der Menschen, die seinen Einfluß ausnutzen wollten, schützen. Diese Kälte wurde übrigens gemildert durch die herablassende Höflichkeit des feinen Mannes der sehr vornehmen Welt. Er war gebildet und belesen; seine Bildung war jedoch bei dem stehen geblieben, was er sich in seiner

Jugend, das heißt zu Ende des vorigen Jahrhunderts, angeeignet hatte. Er hatte alles gelesen, was im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich auf dem Gebiete der Philosophie und der schönen Literatur Bedeutendes geschrieben war; er kannte gründlich alle hervorragenden Erzeugnisse der französischen Literatur, so daß er Stellen aus Racine, Corneille, Boileau, Montaigne, Molière und Fénelon zitieren konnte und auch gern zitierte. Er besaß glänzende Kenntnisse in der Mythologie und hatte die alten Denkmäler epischer Dichtkunst in französischen Übersetzungen mit Eifer studiert; seine Kenntnisse in der Geschichte hatte er aus Ségurs Werken geschöpft. Dagegen hatte er nicht das geringste Verständnis für Mathematik, Arithmetik, Physik und die zeitgenössische Literatur; er verstand es, bei einem Gespräch klug zu schweigen oder einige allgemeine Phrasen über Goethe, Schiller, Byron zu sagen, hatte aber deren Werke nie gelesen. Ungeachtet dieser französisch klassischen Bildung, für welche es heutzutage nur mehr wenige Beispiele gibt,

war seine Unterhaltung einfach, und diese Einfachheit verbarg sowohl seine Unkenntnis auf einzelnen Gebieten, als sie andererseits seiner Sprache etwas Angenehmes und Nachsichtiges verlieh. Er war ein Feind jeder Originalität und pflegte zu sagen, Originalität sei nichts als ein Kunstgriff von Leuten mit schlechten Manieren. Geselligkeit war für ihn ein Bedürfnis; wo er auch lebte, in Moskau oder im Auslande, überall hielt er offenes Haus und empfing an bestimmten Tagen die ganze Stadt bei sich. Er galt in der Stadt so viel, daß eine Einladungskarte von ihm als Passepartout für alle Salons dienen konnte, daß viele junge und hübsche Damen ihm gern ihre rosigen Wangen darboten, welche er väterlich küßte, und daß manche, augenscheinlich sehr bedeutende und ehrenhafte Leute sich vor Freude kaum fassen konnten, wenn sie an seiner Kartenpartie teilnehmen durften.

Es waren nur noch wenige Leute am Leben, die, wie meine Großmama, aus demselben Kreise stammten wie der Fürst, die gleiche

Erziehung genossen hatten wie er, die gleichen Ansichten besaßen und ebenso alt waren. Daher waren ihm seine alten freundschaftlichen Beziehungen zu Großmama sehr wert und er bezeugte der alten Dame stets die größte Hochachtung.

Ich konnte mich an dem Fürsten nicht satt sehen: die Ehrfurcht, welche ihm alle bewiesen, die großen Epaulettes, die besondere Freude, welche Großmama bei seinem Erscheinen gezeigt hatte, und der Umstand, daß er allein, wie es schien, vor ihr keine Furcht hatte, sondern mit ihr ganz ungezwungen verkehrte und sogar die Kühnheit hatte, sie »ma cousine« zu nennen, flößten mir eine Ehrfurcht für ihn ein, welche ebenso groß, wenn nicht gar größer war als das Gefühl, das ich für Großmama empfand. Als man ihm mein Gedicht gezeigt hatte, rief er mich zu sich heran und sagte:

»Wer kann wissen, ma cousine, vielleicht wird aus ihm ein zweiter Dershawin.«

Dabei kniff er mich so schmerzhaft in die Wange, daß ich nur deshalb nicht aufschrie, weil ich erriet, daß das eine Liebkosung sein sollte.

Die Gäste waren fortgefahren, Papa und Wolodja hinausgegangen; im Salon blieben nur der Fürst, Großmama und ich.

»Warum ist denn unsere liebe Natalia Nikolajewna nicht gekommen?« fragte Fürst Iwan Iwanowitsch, nach minutenlangem Schweigen.

»Ah, mon cher,« erwiderte Großmama, die Stimme senkend und ihre Hand auf den Ärmel seiner Uniform legend, »sie wäre sicher gekommen, wenn sie frei wäre, zu tun, was sie will. Sie schreibt mir, Pierre habe ihr vorgeschlagen, die Reise zu machen, aber sie selbst habe darauf verzichtet, weil angeblich die Einnahmen von den Gütern in diesem Jahre sehr gering seien. Sie schreibt außerdem: warum sollte ich auch heuer mit dem ganzen Haushalt nach Moskau übersiedeln? Ljubotschka ist

noch zu klein, und was die Knaben betrifft, die bei dir wohnen werden, so bin ich ihretwegen noch ruhiger, als wenn sie bei mir wären. – Das ist alles sehr schön,« fuhr Großmama in einem Tone fort, welcher deutlich bewies, daß sie es gar nicht schön fand, »die Knaben hätten schon längst hierher geschickt werden müssen, damit sie etwas lernen und sich in der Gesellschaft zu bewegen wissen, denn was für eine Erziehung konnte man ihnen auf dem Lande geben? Der ältere ist ja schon dreizehn, der jüngere elf Jahre alt. Sie haben ja gesehen, *mon cousin*, sie benehmen sich noch ganz wie die Wilden, verstehen nicht einmal ins Zimmer hereinzukommen.«

»Ich begreife nur nicht,« antwortete der Fürst, »was diese ewigen Klagen über die ungeordneten Vermögensverhältnisse bedeuten sollen; er hat doch ein schönes Vermögen, und Natalias Gut, Chabarowka, wo wir zwei einst in alten Zeiten zusammen Theater gespielt haben, kenne ich wie meine fünf Finger. Es ist ein herrliches Gut

und muß immer einen schönen Ertrag abwerfen.«

»Ich sage Ihnen als meinem wahren Freunde,« unterbrach ihn Großmama mit trauriger Stimme, »mir scheint, das sind alles Ausreden, die er macht, damit er hier allein leben, sich in den Klubs und auf Dinners und Soupers herumtreiben und Gott weiß was tun kann, und sie hat nicht den geringsten Argwohn; Sie wissen ja, wie engelsgut sie ist. Sie vertraut ihm in allem; er hat ihr weiß gemacht, daß die Knaben nach Moskau gebracht werden müssen, während sie allein mit der dummen Gouvernante auf dem Lande bleiben muß, – und sie hat es ihm geglaubt. Wenn er ihr heute sagt, man müsse die Kinder prügeln, wie die Fürstin Barbara Iljinischna es tut, sie würde, glaube ich, auch darein willigen,« sagte Großmama, im Lehnstuhl hin und her rückend, mit dem Ausdruck vollkommenster Verachtung. »Ja, mein Freund,« setzte sie nach kurzem Schweigen hinzu, indem sie mit einem der beiden Taschentücher eine Träne trocknete, die ihr

ins Auge getreten war, »ich denke oft, daß er sie weder zu schätzen weiß, noch sie verstehen kann, und daß sie, trotz aller ihrer Güte, ihrer Liebe zu ihm und trotz des Bestrebens, ihren Kummer zu verbergen, – ich weiß das sehr gut, – mit ihm nicht glücklich sein kann; und denken sie an meine Worte, wenn er nicht –«

Großmama bedeckte ihr Gesicht mit dem Tuch.

» Eh, ma bonne amie,« sagte der Fürst vorwurfsvoll, »ich sehe, Sie sind durchaus nicht vernünftiger geworden. Sie weinen und grämen sich immer wieder über einen eingebildeten Kummer; schämen Sie sich denn gar nicht? Ich kenne ihn seit langem, und zwar kenne ich ihn als aufmerksamen, guten und vortrefflichen Gatten, und was die Hauptsache ist, als edelsten Menschen. Un parfait honnête homme.«

Nachdem ich das Gespräch, das nicht für meine Ohren bestimmt war, unfreiwillig mit angehört hatte, schlich ich mich auf den

Fußspitzen und in großer Aufregung aus dem Zimmer.

Die Iwins.

»Wolodja, Wolodja! Die Iwins!« schrie ich, durch das Fenster drei Knaben in blauen Pelzröcken mit Biberkragen erblickend, welche mit einem jungen, stutzerhaften Hofmeister vom gegenüberliegenden Trottoir auf unser Haus zukamen.

Die Iwins waren mit uns verwandt und fast genau im selben Alter; bald nach unserer Ankunft in Moskau waren wir mit ihnen bekannt geworden und hatten Freundschaft geschlossen.

Der zweite Iwin – Sserjoscha – war ein brünetter, lockenköpfiger Knabe mit energischem Stumpfnäschen, sehr frischen, roten Lippen, die meist die obere, etwas vorstehende Reihe weißer Zähne sehen ließen, mit dunkelblauen, wunderschönen

Augen und ungewöhnlich lebhaftem Gesichtsausdruck. Er lächelte nie, sondern sah entweder ganz ernst aus oder lachte sein helles, klares und unwiderstehliches Lachen. Seine eigenartige Schönheit fesselte mich vom ersten Augenblick an. Ich fühlte mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Ihn sehen genügte, um mich glücklich zu machen, und eine Zeitlang konzentrierten sich alle meine Seelenkräfte in diesem einen Wunsche; wenn ich drei oder vier Tage verleben mußte, ohne ihn zu sehen, langweilte ich mich oder mir wurde gar zum Weinen traurig ums Herz. Wachend und träumend dachte ich an ihn: wenn ich mich zu Bett legte, wünschte ich, von ihm zu träumen; wenn ich die Augen schloß, sah ich ihn vor mir und ergötzte mich an diesem Trugbild. Niemand auf der Welt hätte ich von diesem Gefühle erzählen mögen, so teuer war es mir. Vielleicht war es ihm lästig, die Blicke meiner unaufhörlich an seinem Gesichte hängenden Augen zu fühlen, oder vielleicht empfand er einfach keine Sympathie zu mir, jedenfalls spielte und unterhielt er sich

viel lieber mit Wolodja als mit mir; ich war trotzdem zufrieden, wünschte nichts, forderte nichts und war bereit, alles für ihn zu opfern. Außer der leidenschaftlichen Zuneigung, die er mir einflößte, erweckte seine Gegenwart in mir noch ein anderes, nicht minder starkes Gefühl: die Angst, ihn zu betrüben, durch irgend etwas zu beleidigen, ihm zu mißfallen. Ich fürchtete ihn ebenso sehr, wie ich ihn liebte, vielleicht, weil sein Gesicht einen hochmütigen Ausdruck hatte, oder weil ich, mein häßliches Äußere verachtend, die Vorzüge der Schönheit an anderen zu hoch einschätzte, oder – was das Allerwahrscheinlichste ist – weil das ein unbedingtes Merkmal der Liebe ist. Als Sserjoscha mich zum erstenmal anredete, war ich so verwirrt durch das unerwartete Glück, daß ich bald blaß, bald rot wurde und ihm keine Antwort geben konnte. Er hatte die üble Gewohnheit, wenn er nachdachte, den Blick auf einen Punkt zu richten und unaufhörlich zu blinzeln, wobei er mit Nase und Augenbrauen zuckte. Man fand allgemein, daß diese Gewohnheit ihn

entstellte, mir aber gefiel sie so sehr, daß ich mich unwillkürlich daran gewöhnte, es ebenso zu machen, und einige Tage, nachdem ich ihn kennen gelernt hatte, fragte Großmama, ob mich die Augen schmerzten, da ich blinzle wie eine Nachteule. Zwischen uns war nie ein zärtliches Wort gesprochen worden, doch er fühlte seine Macht über mich und nützte sie unbewußt, aber tyrannisch bei unserem kindlichen Verkehr aus; so gern ich ihm auch alles gesagt hätte, was ich auf dem Herzen hatte, so fürchtete ich ihn doch zu sehr, um mich zur Offenheit zu entschließen; ich bemühte mich, gleichgültig zu erscheinen, und unterwarf mich ihm ohne Murren. Zuweilen erschien mir sein Einfluß drückend, unerträglich, aber ich hatte nicht die Kraft, mich diesem Einflusse zu entziehen.

Es macht mich traurig, an dieses frische, schöne Gefühl uneigennütziger und unbegrenzter Zuneigung zurückzudenken, das dahinstarb, ohne sich zu offenbaren und ohne Erwiderung zu finden.

Merkwürdig: solange ich ein Knabe war, strebte ich darnach, einem Erwachsenen zu gleichen, und als ich aufhörte es zu sein, wünschte ich mir oft, so zu sein wie ein Kind. Wie oft hat dieser Wunsch, in meinem Verkehr mit Sserjoscha nicht wie ein Kind zu handeln, mich davon abgehalten, mein Gefühlsleben zu verraten, und mich gezwungen, zu heucheln! Nicht nur daß ich nicht wagte, ihm einen Kuß zu geben, ihn bei der Hand zu fassen und ihm zu sagen wie ich mich freute, ihn zu sehen, – ich wagte es auch nicht einmal, ihn Sserjoscha zu nennen, sondern sagte unbedingt Ssergej, das war nun einmal bei uns so Sitte. Jede Gefühlsäußerung galt als Kinderei und als Beweis, daß derjenige, der sie sich erlaubte, noch ein kindischer Junge sei. Ohne die bitteren Erfahrungen durchgemacht zu haben, welche die Erwachsenen zur Vorsicht und Kälte in ihren gegenseitigen Beziehungen veranlassen, beraubten wir uns der reinen Freuden der zärtlichen kindlichen Zuneigung, nur in dem einen sonderbaren Bestreben, so zu sein wie »die Großen«,

Schon im Vorzimmer begrüßte ich die Iwins und stürzte dann kopfüber zu Großmama; ich meldete ihr die Ankunft der Iwins in einem Tone, als müsse diese Nachricht sie vollkommen glücklich machen. Dann folgte ich Sserjoscha, ohne den Blick von ihm zu wenden, in den Salon und beobachtete jede seiner Bewegungen. Als Großmama ihn mit ihren durchdringenden Blicken ansah und sagte, er sei sehr gewachsen, empfand ich ein Gefühl von Furcht und Hoffnung, wie es einen Künstler beschleichen muß, wenn er von einem hochangesehenen Richter ein Urteil über sein Werk erwartet.

Der junge Hofmeister der Iwins, Herr Frost, ging mit Großmamas Erlaubnis mit uns in das Vorgärtchen, setzte sich auf eine grüne Bank, schlug malerisch ein Bein über das andere, steckte seinen Spazierstock mit Bronzeknopf dazwischen und zündete sich mit der Haltung eines Menschen, der mit all seinen Handlungen ungemein zufrieden ist, eine Zigarre an.

Herr Frost war ein Deutscher, aber ein Deutscher von ganz anderer Art als unser guter Karl Iwanowitsch: erstens sprach er korrekt russisch und mit schlechter Aussprache französisch und stand im allgemeinen und besonders bei Damen im Rufe, ein sehr gelehrter Mann zu sein; zweitens trug er einen rötlichen Schnurrbart, eine große Busennadel mit einem Rubin in der schwarzen Atlasbinde, deren Enden unter den Hosenträgern durchgesteckt waren, und hellblaue Beinkleider mit Strippen; drittens war er jung, besaß ein hübsches, selbstzufriedenes Äußeres und ungewöhnlich kräftige, muskulöse Beine, – ein Vorzug, auf den er, wie man ihm wohl anmerken konnte, sehr stolz war: ob er stand oder saß, er bemühte sich stets, die Aufmerksamkeit auf seine Beine zu lenken. Er war der Typus eines jungen Deutschrussen, der ein flotter Bursche und Courschneider sein will.

Im Vorgärtchen ging es lustig zu. Das Räuberspiel war im besten Gang, aber ein Zwischenfall hätte beinahe alles gestört.

Sserjoscha war Räuber; bei der Verfolgung der Reisenden stolperte er im vollen Lauf und stürzte mit solcher Gewalt mit dem Knie gegen einen Baum, daß ich dachte, sein Bein müsse zersplittern. Obgleich ich Gendarm war und somit die Pflicht hatte, ihn zu fangen, eilte ich zu ihm und fragte teilnehmend, ob er sich wehgetan habe. Sserjoscha ärgerte sich darüber; er ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuße und schrie mit einer Stimme, die deutlich verriet, daß er sich schmerzlich verletzt hatte:

»Was ist denn das? das ist doch gar kein Spiel mehr! Warum fängst du mich denn nicht? Warum fängst du mich denn nicht?« wiederholte er mehrmals, indem er Seitenblicke auf Wolodja und den älteren Iwin warf, welche die Reisenden darstellend, auf dem Wege umhersprangen. Plötzlich stieß er einen gellenden Schrei aus und stürzte laut lachend davon, sie zu fangen.

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich dieses heldenhafte Benehmen in Erstaunen und Bewunderung versetzte; ungeachtet des heftigen Schmerzes hatte er nicht nur keine Tränen vergossen, sondern auch nicht einmal verraten, daß er sich wehgetan hatte, und keinen Augenblick das Spiel vergessen.

Bald darauf – nachdem Ilinka Grapp sich uns zugesellt hatte und wir in Erwartung des Mittagessens nach oben gegangen waren – hatte Sserjoscha Gelegenheit, mich durch seine bewundernswerte Männlichkeit und seine Charakterfestigkeit noch mehr zu entzücken.

Ilinka Grapp war der Sohn eines armen Ausländers, der in früheren Jahren im Hause meines Großvaters gelebt hatte, ihm für irgend etwas Dank schuldete und es jetzt für seine unabweisbare Pflicht hielt, uns sehr häufig seinen Sohn zu schicken. Wenn er vielleicht annahm, daß der Verkehr mit uns seinem Sohne irgend welche Ehren oder Genüsse verschaffte, so irrte er gründlich, denn wir behandelten Ilinka

nicht nur keineswegs freundschaftlich, sondern wir beachteten ihn überhaupt nur dann, wenn wir uns über ihn lustig machen wollten. Ilinka Grapp war ein etwa dreizehnjähriger, langaufgeschossener, magerer und blasser Knabe mit einem Vogelgesichtchen und gutmütig unterwürfigem Ausdruck. Er war sehr ärmlich gekleidet, aber dafür immer so ausgiebig pomadisiert, daß wir behaupteten, an sonnigen Tagen zergehe die Pomade auf seinem Kopfe und fließe ihm hinter den Kragen. Wenn ich jetzt seiner gedenke, finde ich, daß er ein sehr gefälliger, stiller und guter Junge war; damals aber erschien er mir als ein ganz verächtliches Menschenkind, das keines Mitgefühls, ja überhaupt keines Gedankens wert sei.

Als das Räuberspiel zu Ende war und wir nach oben gegangen waren, begannen wir zu tollen und voreinander mit verschiedenen gymnastischen Kunststückchen zu prahlen. Ilinka sah uns mit einem schüchternen Lächeln der Bewunderung zu, und als wir ihm

vorschlugen, es uns nachzutun, weigerte er sich und sagte, er habe gar keine Kraft. Sserjoscha war entzückend: er hatte sein Jackett abgeworfen, Gesicht und Augen glühten, er lachte unaufhörlich und erfand immer neue Späße: er sprang über drei nebeneinander gestellte Stühle, schlug Rad durch das ganze Zimmer, stellte sich auf den Kopf auf den Wörterbüchern von Tatischtschew, die er sich als Piedestal mitten im Zimmer aufgebaut hatte, und machte dabei mit den Beinen so komische Bewegungen, daß man sich unmöglich des Lachens enthalten konnte. Nach diesem letzten Kunststück wurde er nachdenklich, blinzelte mit den Augen, trat plötzlich mit ganz ernstem Gesicht an Ilinka heran und sagte:

»Versuchen Sie das zu machen, es ist wirklich nicht schwer!« Als Grapp bemerkte, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihm zuwandte, wurde er sehr rot und versicherte mit kaum hörbarer Stimme, daß er das auf keinen Fall zustande bringen könne.

»Ach was! wirklich, warum will er gar nichts zum besten geben? Er ist ja wie ein Mädchen! Er muß sich ganz unbedingt auf den Kopf stellen!«

Und Sserjoscha faßte Grapp bei der Hand.

»Unbedingt! Unbedingt! Kopf stehen!« schrieen wir alle und umringten Ilinka, der in dem Augenblick sichtlich erschrak und ganz blaß wurde; wir packten ihn an den Händen und zogen ihn zu den Wörterbüchern.

»Lassen Sie mich! Ich werde schon selbst! Sie zerreißen mir den Rock!« schrie das unglückliche Opfer. Aber diese Verzweiflungsschreie stachelten uns nur noch mehr an; wir wollten uns totlachen; das grüne Röckchen krachte in allen Nähten.

Wolodja und der älteste Iwin beugten ihm den Kopf hinab und drückten ihn auf die Wörterbücher; Sserjoscha und ich packten die dünnen, hin- und herschlenkernden

Beine des armen Jungen, krepelten ihm die Hosen bis zu den Knien auf und richteten die Beine unter lautem Lachen empor; der jüngste Iwin hielt den ganzen Körper im Gleichgewicht.

Es geschah, daß wir nach dem lärmenden Lachen plötzlich alle verstummten, und im Zimmer wurde es still, daß man nur den schweren Atem des unglücklichen Grapp hörte. In jenem Moment war ich nicht so ganz davon überzeugt, daß all dieses sehr komisch und lustig sei.

»So! jetzt ist er ein flotter Kerl!« sagte Sserjoscha, Ilinka mit der flachen Hand einen Schlag versetzend. Ilinka schwieg und schlug mit den Beinen nach allen Seiten aus, um sich freizumachen. Bei einer dieser verzweifelten Bewegungen traf er mit dem Stiefelabsatz Sserjoschas Auge so heftig, daß Sserjoscha sofort seine Beine fahren ließ, sich mit der Hand das Auge bedeckte, aus dem unfreiwillige Tränen quollen, und Ilinka aus Leibeskräften einen Stoß gab. Da Ilinka nun nicht mehr von uns

gestützt wurde, fiel er zu Boden wie ein lebloser Gegenstand und konnte nur unter Tränen fragen:

»Warum tyrannisiert ihr mich?«

Die jämmerliche Figur des armen Jungen mit dem verweinten Gesicht, dem zerzausten Haar und den aufgekrempelten Hosen, unter welchen die ungeputzten Stiefelschäfte hervorsahen, machte uns stutzig; wir alle schwiegen und zwangen uns zu einem Lächeln. Sserjoscha war der erste, der sich faßte.

»So ein altes Weib! so ein Heulpeter!« sagte er, Ilinka leicht mit dem Fuße berührend, »der versteht ja gar keinen Spaß! Na, genug, – stehen Sie nur auf!«

»Ich sage dir, daß du ein nichtsnutziger Bengel bist!« erwiderte Ilinka voller Wut, wandte sich ab und begann laut zu schluchzen.

»Ach so! mit den Absätzen um sich schlagen und dann noch schimpfen!« schrie Sserjoscha, ergriff ein Wörterbuch und schwang es gegen den Kopf des Unglücklichen, der nicht einmal daran dachte, sich zu wehren, und nur seinen Kopf mit den Händen bedeckte.

»Da hast du eins! Da – und da! – Lassen wir ihn, wenn er keinen Spaß versteht! Gehen wir hinunter!« rief Sserjoscha, in unnatürliches Lachen ausbrechend.

Ich blickte voller Teilnahme auf den armen Jungen, der, auf dem Boden liegend und das Gesicht in den Blättern des Wörterbuches verbergend, so heftig weinte, daß es schien, als müsse er vergehen vor Schluchzen, das krampfartig seinen ganzen Körper erschütterte.

»Ach, Ssergej,« sagte ich, »warum hast du das getan?«

»Na, das ist gut!« rief er, »ich hab' nicht geweint, glaube ich, als ich mir heute das

Bein fast bis auf den Knochen zerschlug!«

»Ja, das ist wahr,« dachte ich, »Ilinka ist wirklich nur ein Heulpeter, aber Sserjoscha – ja, das ist ein Kerl! Was für ein Prachtkerl!«

Ich begriff damals nicht, daß der Ärmste wohl weniger über den körperlichen Schmerz so weinte, als darüber, daß fünf Knaben, die er vielleicht gern hatte, sich ohne jeden Grund zusammentaten, um ihn zu hassen und zu peinigen.

Ich kann mir die Grausamkeit meines damaligen Verhaltens absolut nicht erklären. Warum ging ich nicht zu ihm hin, warum verteidigte und tröstete ich ihn nicht? Wo war das Mitleid geblieben, das mir manchmal heiße Tränen entlockte, wenn ich eine aus dem Neste gefallene Dohle sah, oder ein Hündchen, das man hinter den Zaun geworfen, oder ein Huhn, das der Küchenjunge schlachten sollte?

War dieses schöne Gefühl in mir ganz
erstickt durch meine Liebe zu Sserjoscha
und den Wunsch, mich als ein ebensolcher
»Prachtkerl« zu zeigen, wie er einer war?
Ich war wegen dieser Liebe und dieses
Wunsches nicht zu beneiden: sie bilden die
einzigen dunklen Flecken auf den Blättern
meiner Kindheitserinnerungen.

Die Gäste kommen.

Die besondere Geschäftigkeit, die im
Speisezimmer zu merken war, die
glänzende Beleuchtung, welche allen mir
schon wohlbekannten Gegenständen im
Empfangszimmer und im Saal ein neues,
festliches Aussehen verlieh, und besonders
die Tatsache, daß Fürst Iwan Iwanowitsch
seine Musikkapelle herüberschickt hatte,
– all das verriet, daß zum Abend eine
größere Anzahl von Gästen erwartet wurde.

Beim Geräusch eines jeden
vorüberfahrenden Wagens lief ich zum

Fenster, legte die Handflächen an meine Schläfen und an die Scheiben und schaute mit Ungeduld und Neugier auf die Straße hinab. Aus der Dunkelheit, welche zuerst alles verdeckte, traten allmählich hervor: drüben der längst bekannte Laden mit der Laterne; schräg zur Seite das große Haus mit zwei erleuchteten Fenstern; mitten auf der Straße irgend eine klapperige Droschke mit zwei Insassen oder ein leerer, im Schritt heimkehrender Wagen. Nun aber fuhr eine Kutsche an unserem Hause vor, und in der festen Überzeugung, daß es Iwins seien, die früh zu kommen versprochen hatten, lief ich ins Vorzimmer, um sie zu empfangen. Doch statt der Iwins erschienen hinter dem Arme in Livree, der die Tür öffnete, zwei Wesen weiblichen Geschlechtes: eine große Dame in blauem Abendmantel mit Zobelkragen, und eine kleine, ganz in einen grünen Schal gehüllte, unter welchem nur zwei kleine Füßchen in Pelzstiefelchen hervorsahen. Ohne meine Anwesenheit im Vorzimmer zu beachten – obgleich ich es für meine Pflicht gehalten hatte, beim Erscheinen der beiden Damen eine

Verbeugung zu machen, – trat die Kleine schweigend an die Große heran und stellte sich vor ihr auf. Die Große wickelte das Tuch ab, das den ganzen Kopf der Kleinen verhüllte, und knöpfte ihr den Mantel auf, und als nun der livrierte Diener die Sachen an sich genommen und ihr die Pelzstiefelchen ausgezogen hatte, da hatte sich die verummte Gestalt in ein wunderschönes zwölfjähriges Mädchen verwandelt, in kurzem, ausgeschnittenem Musselinkleidchen, weißen Höschen und winzigen schwarzen Schuhen. Um das weiße Hälschen war ein schwarzes Sammetband geschlungen; das ganze Köpfchen war von dunkelblonden Locken umgeben, die vorne zu ihrem reizenden Gesichtchen und rückwärts zu ihren weißen Schultern so vorzüglich paßten, daß ich niemand, nicht einmal Karl Iwanowitsch, geglaubt hätte, sie seien nur dadurch entstanden, daß sie vom frühen Morgen an auf Schnitzel der »Moskauer Nachrichten« aufgewickelt und nachher mit heißem Eisen gebrannt worden waren. Es erschien mir,

als sei das Mädchen mit diesem
Lockenköpfchen auf die Welt gekommen.

Ein auffallender Zug in ihrem Gesichte war die ungewöhnliche Größe ihrer ein wenig hervortretenden, halb geschlossenen Augen, die einen merkwürdigen, aber angenehmen Gegensatz zu dem winzigen Mündchen bildeten. Die Lippen waren geschlossen, und die Augen blickten so ernst, daß der allgemeine Gesichtsausdruck kein Lächeln erwarten ließ, und daß ein Lächeln auf diesem Antlitz gerade daher um so bezaubernder wirkte.

Ich bemühte mich, unbemerkt zu bleiben, und schlüpfte schnell in den Saal, wo ich es nötig fand, auf- und niederzugehen und mich so zu stellen, als wäre ich ganz in Gedanken versunken und wußte gar nicht, daß Gäste angekommen. Als die Damen bis zur Mitte des Saales gelangt waren, fuhr ich gleichsam aus tiefem Nachdenken auf, machte einen Kratzfuß und meldete, daß Großmama im Empfangszimmer sei. Frau Walachin, deren Gesicht mir sehr gefiel, –

besonders daher, weil es dem ihrer Tochter Ssonitschka sehr ähnlich war, – nickte mir wohlgefällig zu.

Großmama schien sehr erfreut, Ssonitschka zu sehen; sie rief sie näher zu sich heran, rückte auf ihrem Köpfchen eine Locke zurecht, die in die Stirne gefallen war, und sagte, das Kind unverwandt anblickend: »*Quelle charmante enfant!*« Ssonitschka lächelte, wurde rot und sah dadurch so reizend aus, daß auch ich errötete, während ich sie beobachtete.

»Ich hoffe, daß du dich bei mir nicht langweilen wirst, mein Herzchen,« sprach Großmama weiter, die Kleine unters Kinn fassend; »ich bitte dich, sei vergnügt und tanze möglichst viel! Da haben wir also schon eine Dame und zwei Herren,« fügte sie hinzu, sich an Frau Walachin wendend und die Hand nach mir ausstreckend.

Diese Bezugnahme auf mich war mir so angenehm, daß ich wieder errötete. Aber da ich fühlte, daß meine Befangenheit

zunahm, und da ich das Rollen eines vorfahrenden Wagens hörte, hielt ich es für richtig, mich zu entfernen. Im Vorzimmer traf ich die Fürstin Kornakow mit einem Sohn und einer unglaublichen Zahl von Töchtern. Die Töchter hatten alle das gleiche Gesicht, ähnelten der Mutter und waren häßlich; daher lenkte keine einzige von ihnen besondere Aufmerksamkeit auf sich. Während sie ihre Mäntel und Boas ablegten, sprachen sie alle zugleich mit dünnen Stimmchen, hasteten hin und her und lachten über irgend etwas, – wahrscheinlich darüber, daß ihrer so viele waren. Etienne war ein etwa fünfzehnjähriger Knabe, groß und fleischig, aber mit energielosem, blassem Gesicht, eingefallenen, von blauen Schatten umgebenen Augen und für sein Alter riesigen Händen und Füßen. Er war plump, hatte eine unangenehme, rauhe Stimme, schien aber sehr zufrieden mit sich selbst und war ganz so, wie ein Knabe, der die Rute bekommt, nach meinen Begriffen sein mußte.

Wir standen uns eine Weile stumm gegenüber und betrachteten einander; dann näherten wir uns, als wollten wir uns einen Kuß geben; doch nachdem wir uns nochmals in die Augen gesehen hatten, besannen wir uns eines andern. Als die Kleider aller seiner Schwestern an uns vorbeigehuscht waren, fragte ich, nur um das Gespräch einzuleiten, ob sie es in der Kutsche nicht sehr eng gehabt.

»Ich weiß nicht,« antwortete er nachlässig, »ich fahre niemals im geschlossenen Wagen, denn kaum sitz' ich drin, so wird mir übel, Mamachen weiß das schon. Wenn wir abends ausfahren, sitz' ich immer auf dem Bock. Das ist viel lustiger, man sieht alles. Philipp läßt mich kutschieren, zuweilen nehme ich auch die Peitsche – und so zuweilen die Vorüberfahrenden – wissen Sie –« fügte er mit der Geste des Schlagens hinzu, »famos!«

»Ew. Durchlaucht,« sagte ein ins Vorzimmer tretender Diener, »Philipp fragt, wo Sie die Peitsche zu lassen beliebten.«

»Wieso? Was heißt das? Ich hab' sie ihm doch zurückgegeben!«

»Er sagt, Sie haben 's nicht getan.«

»Na, dann hab' ich sie an die Laterne gehängt!«

»Philipp sagt, sie sei auch dort nicht; sagen Sie doch lieber, daß sie die Peitsche genommen und verloren haben, und Philipp muß mit seinen paar Groschen für Ihre Unart aufkommen!« fuhr der Diener fort, immer mehr in Ärger geratend. Er machte den Eindruck eines ehrenwerten, sehr ernstesten Mannes, nahm eifrig Philipps Partei und schien entschlossen, die Angelegenheit um jeden Preis klarzustellen. In einer unwillkürlichen Anwandlung von Zartgefühl trat ich beiseite, als hörte ich nichts, die anwesenden Lakaien aber benahmen sich ganz anders: sie rückten näher und blickten mit aufmunternder Zustimmung auf den alten Diener.

»Na, wenn ich sie verloren hab', so hab' ich sie eben verloren!« rief Etienne, weiteren Erklärungen ausweichend; »ich werd' auch zahlen, was die Peitsche kostet. – Ist das nicht lächerlich?« wandte er sich dann an mich, indem er mich der Salontür zudrängte.

»Nein, erlauben Sie, Herr, – womit werden Sie denn zahlen? Ich kenne das ja: der Maria Wassiljewna zahlen Sie auf diese Weise schon seit acht Monaten zwanzig Kopeken, – mir selbst, glaube ich, schon seit bald zwei Jahren, – dem Peter –«

»Wirst du schweigen?« schrie der junge Fürst, bleich vor Wut, »ich werde das alles erzählen –«

»Erzählen, ja, alles erzählen!« sagte der Diener, um dann mit besonderer Betonung hinzuzufügen: »Es ist nicht recht, Ew. Durchlaucht!« Und damit begab er sich mit den Mänteln zum Kleiderständer, während wir den Saal betraten.

»So recht! so recht!« hörte ich hinter uns die beifällige Stimme eines der Diener.

Großmama besaß die besondere Gabe, ihre Meinung von den Leuten dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie in gewissen Fällen und mit gewisser Betonung das Fürwort der zweiten Person in der Einzahl oder in der Mehrzahl gebrauchte. Obgleich sie die Wörtchen »Sie« und »du« dem allgemeinen Brauch entgegengesetzt verwendete, erhielten diese Abstufungen in ihrem Munde eine ganz eigene Bedeutung. Als der junge Fürst an sie herantrat, sprach sie ein paar Worte mit ihm, ihn mit »Sie« anredend, und blickte ihn dabei mit solcher Verachtung an, daß ich an seiner Stelle in die größte Verwirrung geraten wäre; Etienne aber war allem Anschein nach ein Knabe von anderer Art: er beachtete weder den ihm zuteil gewordenen Empfang noch auch Großmama selbst, sondern verbeugte sich vor der ganzen Gesellschaft wenn auch nicht sehr geschickt, so doch völlig ungezwungen. Ssonitschka fesselte all meine Aufmerksamkeit; ich erinnere mich,

daß ich mit Vergnügen sprach, wenn ich mich bei der Unterhaltung mit Wolodja und Etienne an einer Stelle des Saales befand, wo ich Ssonitschka sehen und von ihr gesehen und gehört werden konnte; wenn ich etwas nach meiner Meinung Lustiges oder Effektmachendes sagte, so sprach ich besonders laut und schielte dabei nach der Tür des Empfangszimmers. Befanden wir uns aber an einem Platze, auf dem man uns vom Empfangszimmer aus weder sehen noch hören konnte, so schwieg ich und fand gar keinen Gefallen mehr an dem Gespräche.

Empfangszimmer und Saal füllten sich allmählich mit Gästen, unter denen – wie das bei allen Kindergesellschaften der Fall zu sein pflegt – sich auch einige große Kinder befanden, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, sich zu amüsieren und zu tanzen, angeblich nur, um der Frau des Hauses einen Gefallen zu tun.

Als Iwins kamen, empfand ich statt des Vergnügens, welches das Zusammentreffen

mit Sserjoscha mir sonst bereitete, ein sonderbares Gefühl von Ärger und Unbehagen bei dem Gedanken, daß er Ssonitschka sehen und sich ihr zeigen werde.

Vor der Mazurka.

»Ei, bei euch soll ja getanzt werden, wie es scheint!« sagte Sserjoscha, indem er aus dem Empfangszimmer kam und ein Paar neue Glacéhandschuhe aus der Tasche zog, »da muß man Handschuhe anziehen.«

»Was soll ich anfangen?« dachte ich, »wir haben keine Handschuhe! Ich muß hinaufgehen und mir welche suchen!«

Aber obgleich ich alle Kommoden durchwühlte, fand ich in der einen nur – unsere grünen Reisefäustlinge, in der andern – einen Glacéhandschuh, mit dem ich nichts anfangen konnte: erstens, weil er sehr alt und schmutzig, zweitens, weil er

für mich viel zu groß war, und hauptsächlich, weil der Mittelfinger fehlte; Karl Iwanowitsch hatte ihn wohl schon vor langer Zeit für einen kranken Finger abgeschnitten. Trotzdem streifte ich dieses Überbleibsel eines Handschuhes über die Hand und betrachtete aufmerksam die Stelle am Mittelfinger, die stets mit einem Tintenfleck geziert war.

»Wenn doch Natalia Ssawischna hier wäre! Bei der wären gewiß auch Handschuhe zu finden!« dachte ich; »in solcher Verfassung kann ich nicht hinuntergehen, denn was sollte ich antworten, wenn man mich fragt, warum ich nicht tanze? Und hier bleiben kann ich auch nicht, weil man mich ganz bestimmt vermissen wird. Was soll ich nur anfangen?«

»Was machst du hier?« fragte der hastig eintretende Wolodja, »komm, engagiere eine Dame, – es wird gleich anfangen!«

»Wolodja,« antwortete ich, ihm meine in dem schmutzigen Handschuh steckende

Hand zeigend, mit einer Stimme, die meinen der Verzweiflung nahen Gemütszustand verriet, »Wolodja, daran hast du nicht einmal gedacht!«

»Woran?« fragte er ungeduldig, um dann, als er meine Hand bemerkte, völlig gleichmütig fortzufahren: »Ach, an Handschuhe! Das ist wahr! Man muß Großmama fragen, was sie meint.« Und ohne sich weitere Gedanken zu machen, lief er wieder nach unten.

Die Kaltblütigkeit, mit welcher er einen mir so wichtig erscheinenden Umstand behandelte, beruhigte mich, und ich eilte ins Empfangszimmer, ganz vergessend, daß ich den verstümmelten Handschuh noch auf der Hand hatte.

Vorsichtig an Großmamas Lehnstuhl herantretend und ihre Mantille leicht berührend, fragte ich flüsternd:

»Großmama, was sollen wir anfangen? Wir haben keine Handschuhe.«

»Was, mein Freundchen?«

»Wir haben keine Handschuhe!«
wiederholte ich, näher und näher rückend
und beide Hände auf die Armlehne des
Stuhles legend.

»Und was ist denn das?« fragte Großmama,
plötzlich meine behandschuhte Hand
ergreifend; »Voyez, ma chère,« wandte
sie sich dann an Frau Walachin, »voyez
comme ce jeune homme s'est fait
élégant pour danser avec votre
fille!«

Großmama hielt mich an der Hand fest und
blickte die Anwesenden ganz ernst, aber
fragend so lange an, bis die Neugier aller
Gäste befriedigt und das Gelächter
allgemein geworden war.

Ich wäre sehr betrübt gewesen, wenn
Sserjoscha mich gesehen hätte, wie ich, vor
Scham das Gesicht verziehend, mich
vergeblich abmühte, meine Hand zu
befreien; jedoch vor Ssonitschka, welche so

herzlich lachte, daß ihr Tränen in die Augen traten und alle Löckchen um ihr gerötetes Gesichtchen tanzten, genierte ich mich nicht im geringsten. Ich fühlte, daß ihr Lachen viel zu laut und natürlich war, um spöttisch zu sein; im Gegenteil, der Umstand, daß wir beide über dasselbe lachten und uns dabei ansahen, schien uns einander nur näher zu bringen. Der Zwischenfall mit dem Handschuh, der unangenehm hätte enden können, hatte für mich den Vorteil, daß er mir jede Befangenheit in dem Kreise nahm, der mir stets das größte Bangen verursacht hatte: im Kreise der Gäste; ich fühlte nun im Saale nicht die geringste Schüchternheit mehr.

Die Qualen der Schüchternen entspringen der Ungewißheit über die Ansicht, welche man sich von ihnen gebildet hat; sobald diese Ansicht – einerlei welcher Art sie sein möge – klar zutage tritt, hören die Qualen auf.

Wie reizend war Ssonitschka Walachin, als sie als mein Gegenüber mit dem plumpen

jungen Fürsten französische Quadrille tanzte! Wie lieblich lächelte sie, als sie mir bei der » chaîne« die Hand reichte! Wie entzückend hüpfen im Takt die dunkelblonden Locken auf ihrem Kopfe, wie zierlich machte sie das » jeté-assemblé« mit ihren winzigen Füßchen! Bei der fünften Figur, als meine Dame auf die andere Seite hinübergehüpft war und ich, auf den Takt wartend, mich bereit machte, das Solo zu tanzen, preßte Ssonitschka die Lippen ernst zusammen und blickte zur Seite. Sie fürchtete ganz unnützerweise für mich eine Blamage: ich vollführte kühn mein » chassé en avant«, » chassé en arrière« und » glissade«, und als ich an sie herantanzte, zeigte ich ihr schelmisch den Handschuh mit den zwei hervorschauenden Fingern. Sie lachte laut auf und trippelte noch niedlicher als zuvor mit ihren kleinen Füßchen über das Parkett. Ich erinnere mich noch, wie sie, als wir » ronde« machten und alle sich an den Händen faßten, das Köpfchen niederbeugte und, ohne ihre Hand aus der meinen zu lösen, ihr Näschen an ihrem Handschuh

rieb. Alles das steht mir vor Augen, als wäre es heute erst geschehen, und ich höre noch die Quadrille aus »Donauweibchen«, unter deren Klängen das alles sich abspielte.

Es kam die zweite Quadrille, die ich mit Ssonitschka tanzte. Als ich neben ihr Platz genommen hatte, fühlte ich mich wieder sehr befangen und wußte ganz und gar nicht, wovon ich mit ihr sprechen sollte. Als mein Schweigen zu lange andauerte, bekam ich Angst, sie könnte mich für einen Dummkopf halten, und entschloß mich, ihr um jeden Preis diesen Irrtum zu nehmen.

» Vous êtes une habitante de Moscou?« fragte ich und setzte nach ihrer bejahenden Antwort hinzu: » Et moi je n'ai encore jamais fréquenté la capitale,« wobei ich besonders auf den Effekt des Wortes » fréquenté« rechnete.

Ich fühlte jedoch, daß ich trotz dieses glänzenden Anfangs, der meine großen Kenntnisse im Französischen klar bewies,

nicht imstande sei, das Gespräch auf der gleichen Höhe zu erhalten. Wir waren noch lange nicht an der Reihe zu tanzen, und das Schweigen setzte wieder ein. Ich blickte sie unruhig an: ich hätte gern gewußt, welchen Eindruck ich auf sie gemacht hatte, und erwartete von ihr Hilfe.

»Wo haben Sie nur einen so urkomischen Handschuh gefunden?« fragte sie plötzlich, und diese Frage machte mir großes Vergnügen und verschaffte mir Erleichterung. Ich erklärte ihr, daß der Handschuh Karl Iwanowitsch gehöre, äußerte mich sogar in leicht ironischer Weise über die Person des guten Karl Iwanowitsch, erzählte, wie komisch er aussehe, wenn er sein rotes Käppchen abnehme, und wie er einst in einem grünen Pelzrock vom Pferde gefallen sei, gerade in eine Pfütze usw. So war das Ende der Quadrille da, ehe wir uns dessen versahen. – Das alles war recht schön, aber warum hatte ich über Karl Iwanowitsch gespöttelt? Hätte ich Ssonitschkas gute Meinung über mich vielleicht zerstört, wenn ich ihn mit

all der Liebe und Achtung geschildert hätte,
die ich für ihn empfand?

Als die Quadrille zu Ende war, sagte
Ssonitschka mit so reizendem Ausdruck »
merci«, als hätte ich tatsächlich ihren Dank
verdient. Ich war entzückt, außer mir vor
Freude und erkannte mich selbst nicht
wieder: woher nahm ich plötzlich
Sicherheit, Kühnheit, ja selbst Keckheit?
»Es gibt nichts, was mich in Verlegenheit
setzen könnte!« dachte ich, sorglos im Saal
umherschweifend, »ich bin zu allem
bereit!«

Sserjoscha schlug mir vor, sein *vis-à-vis*
zu sein. »Gut,« sagte ich, »ich hab' zwar
noch keine Dame, aber ich find' schon
eine.« Den Saal mit entschlossenem Blick
überschauend, bemerkte ich, daß alle
Damen bereits engagiert waren, mit
Ausnahme einer erwachsenen jungen
Dame, die an der Tür des
Empfangszimmers stand. Eben näherte sich
ihr ein hochgewachsener junger Mann,
vermutlich mit der Absicht, sie zum Tanze

aufzufordern. Er war kaum zwei Schritte von ihr entfernt, ich aber stand am entgegengesetzten Ende des Saales. In einem Augenblick glitt ich graziös über den Parkettboden zu ihr hin, machte meinen Kratzfuß und bat sie mit fester Stimme um den Kontretanz. Die große Dame nahm mit gönnerhaftem Lächeln meinen Arm und der junge Mann blieb ohne Tänzerin.

Ich verspürte ein solches Selbstbewußtsein, daß ich nicht einmal den Ärger des Herrn beachtete; später aber erfuhr ich, daß er gefragt hatte, wer denn der Junge mit dem struppigen Haar sei, der ihn überholt und ihm die Dame vor der Nase fortgenommen habe.

Die Mazurka.

Der junge Mann, dem ich die Dame entführt hatte, tanzte die Mazurka im ersten Paar. Er sprang von seinem Platze auf, seine Dame an der Hand haltend, und statt

den » pas de Basques« auszuführen, den Mimi uns gelehrt hatte, lief er einfach vorwärts; in der einen Ecke angelangt, blieb er stehen, spreizte die Beine auseinander, stampfte mit dem Absatz auf, drehte sich um und lief hüpfend weiter.

Da ich für die Mazurka keine Tänzerin gefunden hatte, saß ich hinter Großmamas hohem Lehnstuhl und beobachtete.

»Was macht er nur?« dachte ich, »das ist ja gar nicht das, was Mimi uns gelehrt hat: sie versicherte doch, daß man Mazurka auf den Fußspitzen und mit gleitenden, kreisförmigen Bewegungen der Füße tanze, und nun stellt sich heraus, daß das gar nicht der Fall ist. Da tanzen auch Iwins und Etienne und alle, – aber den » pas de Basques« machen sie nicht, und auch unser Wolodja hat die neue Manier angenommen. Nicht übel! – Und was ist doch Ssonitschka für ein reizendes Dingelchen! Da tanzt sie –« Ich befand mich in fröhlichster Laune.

Die Mazurka ging zu Ende; einige der älteren Damen und Herren traten auf Großmama zu, um sich zu verabschieden; die Diener trugen, den Tanzenden geschickt ausweichend, allerlei Tischgerät in die Hinterzimmer. Großmama war sichtlich müde, sie sprach mit Unlust und sehr gedehnt; die Musikanten wiederholten zum dreißigstenmal dasselbe Motiv. Die junge Dame, mit der ich die Quadrille getanzt hatte, mußte grade eine Figur ausführen; sie hatte mich bemerkt und führte mir mit schelmischem Lächeln – wohl um Großmama für sich einzunehmen – Ssonitschka und eine der unzähligen kleinen Prinzessinnen zu. » Rose ou hortie?« fragte sie mich.

»Ach, du bist hier?« sagte Großmama, sich im Lehnstuhl umwendend, »geh nur, mein Junge, geh!«

Obgleich ich in diesem Moment lieber den Kopf unter den Lehnstuhl gesteckt hätte, statt hervorzukommen, konnte ich doch unmöglich absagen. Ich stand auf, sagte »

rose« und blickte schüchtern Ssonitschka an. Ehe ich zur Besinnung gekommen war, fühlte ich eine weißbehandschuhte Hand in der meinen, und die Prinzessin hüpfte mit liebenswürdigstem Lächeln vorwärts, ohne zu ahnen, daß ich absolut nicht wußte, was ich mit meinen Füßen anfangen sollte.

Mir war klar, daß »pas de Basques« nicht am Platz war und mir sogar Verlegenheiten bereiten konnte; doch die bekannten Klänge der Mazurka wirkten auf mein Gehör, teilten den Rhythmus meinen Nerven mit, und diese wiederum übertrugen ihn auf die Füße, welche völlig unfreiwillig und zum Erstaunen aller Zuschauer die fatalen, kreisförmigen, gleitenden Tanzschritte auf den Zehenspitzen auszuführen begannen. Solange wir gradeaus tanzten, ging's noch einigermaßen, beim Wenden aber merkte ich, daß ich unbedingt vornüber stürzen würde, wenn ich mich nicht in acht nähme. Um einer solchen Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen, blieb ich stehen, mit der Absicht, denselben Schnörkel auszuführen, den der junge Mann vom

ersten Paare gemacht hatte. Aber in dem Moment, als ich die Beine spreizte und eben in die Höhe hüpfen wollte, blickte die eilig neben mir einhertrippelnde Prinzessin mit dem Ausdruck größter Neugier und starren Staunens auf meine Füße. Dieser Blick war mein Verderben. Ich geriet in eine solche Verwirrung, daß ich, anstatt zu tanzen, auf einem Fleck in sonderbarster Weise, ohne mich um den Takt oder sonst etwas zu kümmern, mit den Füßen stampfte und schließlich ganz stille stand. Alle blickten auf mich: die einen mit Verwunderung, die andern voller Neugier, diese mitleidig und jene spöttisch: nur Großmama allein sah vollkommen gleichgültig aus.

» Il ne fallait pas danser, si vous ne savez pas!« tönte Papas ärgerliche Stimme an mein Ohr, und mich leicht beiseite stoßend, ergriff Papa die Hand meiner Dame, tanzte mit ihr unter dem lauten Beifall der Zuschauer eine Tour nach alter Art und führte sie auf ihren Platz

zurück. Gleich darauf war die Mazurka zu Ende.

»O Gott, wofür strafst du mich so furchtbar! – Alle verachten mich und werden mich immer verachten, – mir ist der Weg zu allem versperrt, zu Freundschaft, Liebe, Ehre! Alles ist verloren! Warum machte Wolodja mir Zeichen, welche von allen bemerkt wurden und mir doch nicht helfen konnten? Warum schaute diese abscheuliche Prinzessin meine Füße so an? Warum hat Ssonitschka – sie ist entzückend, aber warum hat sie gerade da gelächelt? Warum ist Papa so rot geworden, und warum hat er mich bei der Hand gepackt? Hat denn wirklich sogar er sich meiner geschämt? Ach, das ist entsetzlich! Wenn Mamachen hier gewesen wäre, sie wäre nicht ihres Nikolenkas wegen rot geworden!« Und meine Phantasie folgte diesem lieben Bilde in die Ferne. Ich dachte an den Rasenplatz vor unserm Hause, an die hohen Linden des Gartens, den klaren Teich, über dem die Schwalben kreisten, an den tiefblauen Himmel, an dem die weißen,

durchsichtigen Wölkchen standen, an die duftenden Schober frischen Heus, – und noch viele stille, frohe Erinnerungen zogen durch meine aufgeregte Phantasie.

Nach der Mazurka.

Beim Souper setzte sich der junge Mann, der im ersten Paar getanzt hatte, zu uns an den Kindertisch und widmete mir besondere Aufmerksamkeit, was meiner Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt hätte, wenn ich nach dem mir zugestoßenen Unglück überhaupt noch irgend etwas zu fühlen imstande gewesen wäre. Aber der junge Mann schien mich um jeden Preis aufheitern zu wollen: er scherzte mit mir, nannte mich einen flotten Burschen, und sobald keiner der Erwachsenen zu uns herübersah, füllte er mein Glas aus verschiedenen Weinflaschen und drang darauf, daß ich jedesmal austrank. Gegen Ende des Soupers, als der Diener mir nur

den vierten Teil des Champagnerkelches aus der in eine Serviette gehüllten Flasche einschenkte, bestand der junge Mann darauf, daß er das Glas fülle, und beredete mich, es auf einen Zug zu leeren; da fühlte ich eine angenehme Wärme im ganzen Körper und eine besondere Freundschaft für meinen lustigen Beschützer und brach ohne rechten Grund in lautes Lachen aus.

Plötzlich ertönten aus dem Saale die Klänge des »Großvatertanzes« und man stand von der Tafel auf. Die Freundschaft zwischen mir und dem jungen Manne war sofort zu Ende: er ging zu den Erwachsenen zurück, während ich, der ich ihm nicht zu folgen wagte, mich neugierig Frau Walachin näherte, um zu hören, was sie mit ihrer Tochter sprach.

»Noch ein halbes Stündchen!« sagte Ssonitschka bittend.

»Es geht wirklich nicht, mein Engel.«

»Ach, um meinetwillen, bitte!«
schmeichelte die Kleine.

»Wirst du dich denn freuen, wenn ich morgen krank sein werde?« fragte Frau Walachin und war so unvorsichtig, dabei zu lächeln.

»Ach, du erlaubst also! Nicht wahr, wir bleiben?« rief Ssonitschka, vor Freude aufhüpfend.

»Was soll ich mit dir anfangen? So geh und tanze, – da hast du gleich einen Tänzer,« sagte die Mutter, auf michweisend.

Ssonitschka reichte mir die Hand, und wir liefen in den Saal. Der genossene Wein sowie Ssonitschkas Anwesenheit und Lustigkeit ließen mich den unglückseligen Zwischenfall bei der Mazurka ganz vergessen. Ich machte mit meinen Beinen die amüsantesten Bewegungen: bald hob ich, ein trabendes Pferd nachahmend, stolz die Beine, bald trampelte ich wie ein Schafsbock, der sich über einen Hund

ärgert, dabei lachte ich laut und herzlich und bekümmerte mich nicht im geringsten um den Eindruck, den mein Benehmen auf die Zuschauer machte. Ssonitschka lachte ebenfalls unaufhörlich: sie lachte darüber, daß wir, uns bei den Händen haltend, uns im Kreise drehten; sie lachte beim Anblick eines alten Herrn, der – die Füße vorsichtig hebend – über ein Taschentuch schritt, als fiele ihm das sehr schwer; und sie verging fast vor Lachen, als ich beinahe bis zur Zimmerdecke sprang, um meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Als ich durch Großmamas Kabinett schritt, besah ich mich im Spiegel: mein Gesicht war mit Schweiß bedeckt, das Haar zerzaust und struppiger als je; aber der Gesamtausdruck des Gesichtes war so lustig, gutmütig und gesund, daß ich mir selbst gefiel.

»Wenn ich immer so aussehen würde wie jetzt, könnte ich doch noch gefallen,« dachte ich.

Aber als ich dann wieder das liebeizende Gesichtchen meiner Dame anblickte, fand ich darin außer dem Ausdruck der Heiterkeit, Gesundheit und Sorglosigkeit, der mir in dem meinen gefiel, eine so blendende, zarte Schönheit, daß ich mich über mich selbst ärgerte: ich begriff, wie dumm es von mir sei zu hoffen, daß ich die Aufmerksamkeit dieses herrlichen Geschöpfchens auf mich lenken könne.

Ich durfte nicht auf die Erwiderung meiner Gefühle hoffen und dachte auch nicht daran: mein Herz war ohnedies übervoll von Glück. Ich begriff nicht, wie man statt des Gefühles, das mich mit Wonne erfüllte, ein noch größeres Glück verlangen, wie man überhaupt etwas anderes wünschen könne, als daß dieses Gefühl niemals aufhöre. Mir war so wohl zumute. Mein Herz klopfte fühlbar, das Blut strömte unaufhörlich zu ihm hin, und ich hätte vor Seligkeit weinen mögen.

Als wir im Korridor an dem dunklen Verschlage unter der Treppe

vorbeisritten, blickte ich hin und dachte:
»Was wäre es doch für ein Glück, wenn ich
mein ganzes Leben mit ihr in dieser
dunklen Kammer verbringen dürfte, und
niemand würde wissen, daß wir da
wohnen!«

»Nicht wahr, heute ist's sehr lustig?« fragte
ich mit leiser, bebender Stimme und eilte
weiter, denn ich erschrak – weniger über
das, was ich gesagt hatte, als über das, was
ich zu sagen beabsichtigte.

»Ja, sehr,« erwiderte Ssonitschka, indem sie
ihr Köpfchen zu mir wandte und mich so
harmlos und treuherzig ansah, daß ich alle
Scheu verlor.

»Besonders nach dem Souper. – Aber wenn
Sie wüßten, wie leid es mir tut, (ich wollte
sagen: wie es mich schmerzt, traute mich
aber nicht), daß Sie bald fortfahren und wir
uns nicht mehr sehen werden!«

»Warum sollten wir uns denn nicht mehr
sehen?« fragte sie, unverwandt die Spitzen

ihrer Schuhe anblickend und mit ihrem Fingerchen am Gitterwerk der Wandschirme, an denen wir gerade vorübergingen, entlangfahrend; »jeden Dienstag und Freitag fahre ich mit Mama auf den Twerschen Boulevard; gehen Sie denn nicht auch spazieren?«

»Ich werde Dienstag unbedingt um die Erlaubnis bitten! Und wenn man mich nicht lassen will, laufe ich allein davon – ohne Mütze! Ich kenne den Weg.«

»Wissen Sie was?« sagte Ssonitschka plötzlich, »ich sage zu einigen Knaben, die bei uns verkehren, immer *du*; wollen wir zwei uns auch *du* sagen? Willst du?« fügte sie hinzu, das Köpfchen hebend und mir gerade in die Augen sehend.

In diesem Augenblick betraten wir wieder den Saal, und ein anderer, lebhafterer Teil des Großvatertanzes begann. »Ja, komm – en Sie!« sagte ich, in der Annahme, daß die Musik und der Lärm meine Worte vielleicht übertönen würden.

»Komm! und nicht kommen Sie,«
korrigierte Ssonitschka und lachte.

Der Tanz war zu Ende und ich war nicht dazu gekommen, auch nur einen Satz mit »du« zu sagen, obgleich ich im stillen unaufhörlich Sätze formte, in denen das Wörtchen mehrere Male vorkam. Mir fehlte die Courage. »Willst du?« – »Komm!« tönte es noch immer in meinen Ohren und versetzte mich in einen Freudenrausch; ich sah nichts und niemand außer Ssonitschka. Ich sah, wie ihre Locken geordnet und hinter die Ohren zurückgeschoben wurden, so daß Stirn und Schläfen, die ich bisher noch nicht gesehen, frei wurden; ich sah, wie man sie in den grünen Schal hüllte, so fest, daß nur ihr Nasenspitzchen hervorguckte und daß sie gewiß erstickt wäre, wenn sie nicht mit ihren rosigen Fingerchen eine kleine Öffnung um den Mund freigemacht hätte; und ich sah, wie sie, neben ihrer Mutter die Treppe hinuntergehend, sich schnell nach uns umschaute, mit dem Köpfchen nickte und hinter der Tür verschwand.

Wolodja, die Iwins, der junge Fürst und ich – wir alle waren in Ssonitschka verliebt und verfolgten sie, auf der Treppe stehend, mit unseren Blicken. Wem eigentlich ihr Kopfnicken galt, weiß ich nicht, aber in jenem Augenblick war ich überzeugt, daß ich der Glückliche sei.

Als die Iwins sich verabschiedeten, sprach ich ganz ohne Scheu, ja sogar ein wenig kühl mit Sserjoscha und drückte ihm die Hand. Falls ihm damals klar wurde, daß er von dem Tage an meine Zuneigung und seine Macht über mich verloren hatte, so tat ihm das gewiß leid, obgleich er sich bemühte, ganz gleichmütig zu scheinen ...

Im Bett.

»Wie habe ich nur Sserjoscha so lange und so heiß lieben können?« fragte ich mich, als ich im Bette lag, »nein, er hat nie verstanden, meine Liebe zu würdigen, und war ihrer nicht wert; aber Ssonitschka, was

für ein Prachtmädel! Willst du? – Du mußt anfangen.«

Ich sprang auf allen Vieren in die Höhe, während ich mir lebhaft ihr Gesichtchen vorstellte, zog die Decke über den Kopf, schob sie von allen Seiten unter meinen Körper, legte mich dann, als nirgends mehr eine Öffnung geblieben war, nieder und verfiel, eine wohlige Wärme fühlend, in süße Träumereien und Erinnerungen. Unverwandt das Futter der Steppdecke anstarrend, sah ich Ssonitschka so deutlich wie vor einer Stunde vor mir; ich unterhielt mich mit ihr in Gedanken und dieses Gespräch bereitete mir, obzwar es ganz sinnlos war, einen unbeschreiblichen Genuß, weil die Wörtchen du, dir, mit dir, dein immer wieder darin vorkamen. Diese Phantasiegebilde waren so deutlich, daß ich vor angenehmer Erregung nicht einschlafen konnte und den Wunsch empfand, das Übermaß meines Glückes mit jemand zu teilen.

»Liebster,« sagte ich fast laut, mich plötzlich auf die andere Seite werfend;
»Wolodja, schläfst du?«

»Nein,« antwortete er verschlafen, »was ist denn los?«

»Ich bin verliebt, Wolodja, ich bin entschieden verliebt in Ssonitschka.«

»Na und was weiter?« antwortete er, sich reckend.

»Ach Wolodja, du kannst dir nicht vorstellen, wie mir ist. Ich lag eben in die Decke gehüllt und sah sie dabei so deutlich, so deutlich und sprach mit ihr, – es ist wirklich erstaunlich. Und weißt du was? Wenn ich so daliege und an sie denke, wird mir, Gott weiß warum, traurig zumute und ich möchte am liebsten weinen.«

Wolodja machte eine Bewegung.

»Ich wünschte mir nur eines,« fuhr ich fort, »nämlich, immer mit ihr beisammen zu

sein, sie immer zu sehen, und sonst nichts.
Bist du auch verliebt? Sage die Wahrheit,
Wolodja, gesteh's!«

Merkwürdigerweise wünschte ich, daß alle
Welt in Ssonitschka verliebt sein und von
ihr sprechen möge.

»Was kümmert das dich?« sagte Wolodja,
sich mit dem Gesicht zu mir wendend,
»vielleicht.«

»Du willst gar nicht schlafen, du hast dich
nur verstellt,« rief ich, als ich an seinen
glänzenden Augen sah, daß er gar nicht ans
Schlafen dachte, und warf meine Decke
zurück, »laß uns lieber von ihr sprechen.
Nicht wahr, sie ist entzückend? so
entzückend, daß, wenn sie mir sagen
würde: Nikolenka, spring zum Fenster
hinaus oder stürze dich in's Feuer! – ich
schwöre dir, ich würde sofort mit Freuden
springen. Ach, wie ist sie entzückend,«
fügte ich hinzu, indem ich mir wieder
lebhaft ihr Bild vorstellte, und um es ganz
zu genießen, warf ich mich schnell wieder

auf die andere Seite und steckte den Kopf unter die Kissen. »Ich möchte gleich weinen, Wolodja.«

»So ein Dumpfkopf,« sagte Wolodja lächelnd und nach kurzem Schweigen, »ich bin ganz anders als du; ich denke mir, wenn es sein könnte, so möchte ich zunächst neben ihr sitzen und mit ihr sprechen –«

»Ach, du bist also auch verliebt!« unterbrach ich ihn.

»Dann,« fuhr Wolodja mit einem zärtlichen Lächeln fort, »dann möchte ich ihre Fingerchen, ihre Augen, ihr Mündchen, Näschen, Füßchen, kurz alles an ihr küssen.«

»Dummheiten!« rief ich unter dem Kissen hervor.

»Du verstehst gar nichts davon,« sagte Wolodja verächtlich.

»Nein, ich verstehe sehr gut, aber du verstehst nichts und sprichst Dummheiten,« sagte ich unter Tränen.

»Zum Weinen ist doch gar kein Grund da, du bist ein rechtes Weib!«

Der Brief.

Am 16. April, beinahe sechs Monate nach dem von mir beschriebenen Tage, kam Papa während der Unterrichtsstunde zu uns nach oben und teilte uns mit, daß wir noch am selben Abend mit ihm nach Hause fahren würden. Diese Nachricht bedrückte mich, und meine Gedanken flogen sofort zu
maman.

Die Ursache dieser so unerwarteten Abreise war folgender Brief:

Petrowskoje, 12. April.

»Soeben erst, um zehn Uhr abends, erhielt ich Deinen guten Brief vom 3. April, den ich meiner Gewohnheit gemäß sofort beantworte. Fedor hat ihn schon gestern aus der Stadt mitgebracht, aber da's schon spät war, hatte er ihn erst heute früh Mimi übergeben. Mimi aber hat den Brief unter dem Vorwande, daß ich unwohl und aufgereggt sei, mir den ganzen Tag vorenthalten. Ich hatte wirklich etwas Fieber, und um Dir die Wahrheit zu gestehen, es ist heute schon der vierte Tag, daß ich nicht ganz wohl bin und das Bett nicht verlassen kann.

Bitte erschrick nicht, lieber Freund, ich fühle mich ziemlich wohl, und wenn Iwan Wassiljewitsch es erlaubt, will ich morgen aufstehen.

Am Freitag in der vorigen Woche fuhr ich mit den Kindern spazieren; aber dort, wo man auf die Landstraße hinauskommt, bei der kleinen Brücke, vor der ich mich immer fürchtete, blieben die Pferde im Kot stecken. Das Wetter war herrlich und ich

kam auf den Gedanken, bis zur Landstraße zu Fuß zu gehen, während der Wagen herausgezogen wurde. Bei der Kapelle angelangt, fühlte ich mich sehr müde und setzte mich nieder, um auszuruhen. Weil es aber fast eine halbe Stunde dauerte, bis die Leute zusammenkamen, um den Wagen herauszuziehen, fing ich an zu frieren, besonders an den Füßen, denn ich hatte nur Schuhe mit dünnen Sohlen an und daher nasse Füße. Nach dem Mittagessen fühlte ich Fieber, Kälte und Hitze, ging aber in gewohnter Ordnung meinen Beschäftigungen nach und setzte mich nach dem Tee ans Klavier, um mit Ljubotschka vierhändig zu spielen. (Du wirst sie nicht wieder erkennen, solche Fortschritte hat sie gemacht!) Aber stelle Dir mein Erstaunen vor, als ich bemerkte, daß ich nicht Takt halten konnte; ich fing mehrmals zu zählen an, aber in meinem Kopf verwirrte sich alles, und ich spürte ein seltsames Brausen in den Ohren. Ich zählte: eins, zwei, drei, dann auf einmal acht, fünfzehn, und das Merkwürdigste war: ich wußte, daß ich irrte, und konnte mich doch nicht

verbessern. Endlich kam Mimi mir zu Hilfe und brachte mich fast mit Gewalt zu Bett. Da hast Du also, mein Freund, einen genauen Bericht darüber, wie ich krank wurde und wie ich selbst daran schuld bin. Am Tage darauf hatte ich recht starkes Fieber, unser guter, alter Iwan Wassiljewitsch mußte kommen; er wohnt auch jetzt noch bei uns und verspricht, mich bald wieder in die schöne Gotteswelt hinauszulassen. Ein prächtiger alter Herr, dieser Iwan Wassiljewitsch! Als ich in Fieberphantasien lag, hat er die ganze Nacht, ohne ein Auge zuzutun, an meinem Bette gesessen; und jetzt, weil er weiß, daß ich schreibe, sitzt er mit den Mädchen im Divanzimmer und ich höre vom Schlafzimmer aus, wie er ihnen deutsche Märchen erzählt und wie sie beim Zuhören sich vor Lachen schütteln.

La belle Flamande, wie Du sie nennst, ist nun schon über eine Woche bei mir zu Besuch, weil ihre Mutter verreist ist, und beweist mir durch ihre Sorgfalt die aufrichtigste Anhänglichkeit. Sie vertraut

mir alle ihre Herzensgeheimnisse an; bei ihrem schönen Gesicht, ihrem guten Herzen und ihrer Jugend könnte aus ihr ein in jeder Beziehung vortreffliches Mädchen werden, wenn sie in guten Händen wäre; aber in der Gesellschaft, in welcher sie lebt, geht sie, nach ihren Erzählungen zu urteilen, ganz zugrunde. Ich habe schon gedacht: wenn ich nicht so viele eigene Kinder hätte, so würde ich eine gute Tat vollbringen, wenn ich sie zu mir nähme.

Ljubotschka wollte Dir selbst schreiben, hat aber schon den dritten Briefbogen zerrissen und sagt: Ich weiß, was Papa für ein Spötter ist, wenn ich auch nur ein einziges Fehlerchen mache, so zeigt er es allen.

Katjenka ist immer gleich lieb, Mimi gleich gut und langweilig.

Nun laß uns von ernsten Dingen reden. Du schreibst mir, daß Deine Geschäfte in diesem Winter nicht gut gehen und daß Du gezwungen sein werdest, die Chabarowschen Gelder anzugreifen. Mich

befremdet es, daß Du dazu erst meine Zustimmung einholst; gehört denn nicht alles, was mein ist, ebenso auch Dir?

Du bist so gut, mein Lieber, daß Du aus Angst, mich zu betrüben, mir die wirkliche Lage der Dinge verheimlichst; aber ich errate, daß Du wahrscheinlich sehr viel Geld verspielt hast, und ich schwöre Dir, ich bin darüber nicht böse. Daher, wenn sich die Sache nur gutmachen läßt, so denke, bitte, nicht daran und quäle Dich nicht unnütz. Ich habe mich daran gewöhnt, für die Kinder nicht nur nicht auf Deinen Gewinn zu rechnen, sondern – verzeihe mir – auch nicht auf dein gesamtes Vermögen; mich freut Dein Gewinn ebensowenig, wie Dein Verlust mich betrübt. Nur Deine unglückliche Leidenschaft für das Spiel macht mir Kummer, denn sie raubt mir einen Teil Deiner zärtlichen Zuneigung und zwingt mich, Dir solche bittere Wahrheiten zu sagen wie heute; aber Gott weiß, wie sehr mich das schmerzt. Ich bitte ihn unaufhörlich, daß er uns bewahre, – nicht vor Armut (was ist Armut!), aber vor jener

schrecklichen Lage, wenn die Interessen der Kinder, die ich verteidigen muß, mit den unsern in Widerstreit geraten. Bis jetzt hat Gott mein Gebet erhört: Du hast die Grenzen nicht überschritten, nach welchen wir entweder das Vermögen, das nicht mehr uns, sondern unseren Kindern gehört, opfern müßten, oder – es ist schrecklich, auch nur daran zu denken, und dieses fürchterliche Unglück bedroht uns immer. Ja, es ist ein schweres Kreuz, das der Herr uns beiden auferlegt hat.

Du schreibst mir auch von den Kindern und nimmst unsern alten Streit wieder auf: Du bittest, ich möge zustimmen, daß wir sie einer Lehranstalt übergeben; Du kennst mein Vorurteil gegen eine solche Erziehung.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Du mir zustimmen wirst, auf jeden Fall aber flehe ich Dich an, gib mir das Versprechen, – tu's mir zuliebe, – daß sowohl bei meinen Lebzeiten als auch nach meinem Tode, falls

es Gott gefallen sollte, uns zu trennen, das nie geschehen werde.

Du schreibst mir, Du werdest unbedingt in unsern Angelegenheiten nach Petersburg reisen müssen. Gott sei mit Dir, mein Lieber! Reise nur und kehre recht bald zurück, wir alle vermissen Dich sehr. Der Frühling ist wundervoll: die Balkontür ist schon aufgemacht, der Fußpfad zum Treibhaus war vor vier Tagen schon ganz trocken, die Pfirsichbäume sind in voller Blüte, nur hier und da liegt noch etwas Schnee; die Schwalben sind schon da, und heute hat Ljubotschka mir die ersten Frühlingsblumen gebracht. Der Doktor sagt, in drei Tagen etwa werde ich ganz genesen sein, frische Luft atmen und mich in der Aprilsonne wärmen können. Lebe wohl, mein Lieber, beunruhige Dich, bitte, nicht wegen meiner Krankheit und auch nicht wegen Deines Spielverlustes; beende deine Geschäfte recht bald und komme mit den Kindern für den ganzen Sommer nach Hause. Ich mache schon herrliche Pläne,

wie wir ihn verbringen wollen, und nur Du fehlst noch, um sie zu verwirklichen.«

Der folgende Teil des Briefes war französisch abgefaßt und auf einem andern Bogen unleserlich und ungleichmäßig niedergeschrieben. Ich übersetze hier Wort für Wort:

»Glaube nicht, was ich Dir über meine Krankheit geschrieben habe: niemand ahnt, wie ernst sie ist; ich aber weiß das Eine, daß ich das Bett nicht mehr verlassen werde. Verlier keine Minute, komm sofort nach Hause und bring die Kinder mit. Vielleicht kann ich sie noch einmal umarmen und segnen; das ist mein einziger und letzter Wunsch. Ich weiß, was für einen Schmerz ich Dir bereite, aber früher oder später, von mir oder von andern, mußt Du es ja doch erfahren. Bemühen wir uns, dieses Unglück mit Festigkeit und mit Vertrauen auf die Gnade Gottes zu tragen; unterwerfen wir uns seinem Willen. Denk nicht, daß das, was ich Dir schreibe, Fieberphantasien seien; im Gegenteil,

meine Gedanken sind in diesem Augenblick außerordentlich klar und ich bin völlig ruhig. Tröste Dich nicht mit der vergeblichen Hoffnung, daß es trügerische, undeutliche Vorgefühle eines ängstlichen Gemütes seien. Nein, ich fühle, ich weiß, – und ich weiß es deshalb, weil Gott so gnädig war, es mir zu offenbaren, – daß ich nur noch sehr kurze Zeit zu leben habe.

Wird mit meinem Leben auch meine Liebe zu Dir und den Kindern aufhören? Ich fühle, daß es nicht möglich ist. Ich empfinde in diesem Augenblick zu stark, um zu glauben, daß das Gefühl, ohne welches ich mir mein Dasein nicht vorstellen kann, irgend wann vernichtet werden könnte. Meine Seele kann nicht weiterbestehen ohne die Liebe zu Euch, und doch weiß ich, daß sie unsterblich ist, schon deshalb, weil ein Gefühl wie meine Liebe gar nicht entstehen könnte, wenn es jemals aufhören müßte.

Ich werde nicht bei Euch sein, aber ich bin ganz sicher, daß meine Liebe Euch nie

verlassen wird, und diese Gewißheit ist meinem Herzen so süß, daß ich ruhig und furchtlos den herannahenden Tod erwarte.

Ich bin ruhig, und Gott weiß, daß ich den Tod seit je als den Übergang zu einem besseren Leben angesehen habe, aber warum schnüren mir die Tränen die Kehle zusammen? Warum muß den Kindern die geliebte Mutter geraubt werden? Warum muß Dich ein so schwerer, unerwarteter Schlag treffen? Warum muß ich sterben, während doch Eure Liebe mein Leben so grenzenlos glücklich machte?

Sein heiliger Wille geschehe!

Ich kann vor Tränen nicht weiterschreiben. Vielleicht sehe ich Dich nicht wieder. So danke ich Dir denn, mein Liebster, für all das Glück, mit dem Du mich in diesem Leben umgeben hast; ich werde im Jenseits den Herrn bitten, daß er es Dir vergelte. Lebe wohl, lieber Freund. Denk daran, daß ich nicht mehr sein werde, daß aber meine Liebe Dich nie und nirgends verlassen wird.

Lebe wohl, Wolodja, leb' wohl, mein Engel!
Leb' wohl, Du mein Benjamin Nikolenka!

Wäre es möglich, daß sie mich jemals
vergessen?!«

Diesem Brief war ein Zettelchen von Mimi
beigelegt, das in französischer Sprache
folgendes enthielt:

»Die traurigen Ahnungen, von denen sie
Ihnen erzählt, werden durch die Worte des
Doktors nur zu sehr bestätigt. Gestern
nachts befahl sie, diesen Brief sofort zur
Post zu schicken. Da ich glaubte, daß sie im
Fieber spreche, wartete ich bis zum
heutigen Morgen und entschloß mich, den
Brief zu öffnen. Kaum hatte ich das getan,
als Natalia Nikolajewna mich fragte, was
mit dem Brief geschehen sei, und mir
befahl, ihn zu verbrennen, wenn er noch
nicht abgeschickt sei. Sie spricht
fortwährend von dem Briefe und behauptet,
er werde Sie töten. Verschieben Sie Ihre
Reise nicht, wenn Sie diesen Engel sehen
wollen, bevor er uns verläßt. Verzeihen Sie

dieses Gekritzel. Ich habe drei Nächte nicht geschlafen. Sie wissen, wie lieb sie mir ist!«

Natalia Ssawischna, welche die ganze Nacht des 12. April in Mütterchens Schlafzimmer verbracht hatte, erzählte mir später, daß *maman*, nachdem sie den ersten Teil des Briefes geschrieben hatte, ihn neben sich auf das Tischchen legte und einschlief.

»Ich selbst« – erzählte Natalia Ssawischna – »war, wie ich gestehe, im Lehnstuhl eingenickt und der Strickstrumpf war meinen Händen entfallen. Halb im Schlaf höre ich – es mag so um ein Uhr gewesen sein –, daß sie spricht; ich öffne die Augen und sehe: sie, mein Täubchen, sitzt aufrecht im Bett, hat ihre Händchen so gefaltet, und die Tränen entströmen ihren Augen geradezu in Bächen. So ist denn alles zu Ende! sagt sie nur und bedeckt das Gesicht mit den Händen. Ich sprang auf, begann zu fragen: ›Was ist Ihnen?‹ – ›Ach, Natalia Ssawischna, wenn Sie wüßten, wen ich

soeben gesehen habe!« – Und soviel ich auch fragte, sie erzählte mir nichts, befahl nur, das Tischchen näherzurücken, schrieb noch etwas, ließ den Brief vor ihren Augen versiegeln und sogleich fortschicken. Von da an ging es schlechter und schlechter mit ihr.«

Was uns auf dem Lande erwartete.

Am 25. April stiegen wir bei der Freitreppe von Petrowskoje aus der Reisekutsche. Bei unserer Abreise aus Moskau war Papa sehr ernst, und als Wolodja ihn fragte, ob *maman* am Ende krank sei, sah er ihn tiefbekümmert an und nickte mit dem Kopfe. Während der Reise wurde er merklich ruhiger, aber je näher wir unserm Hause kamen, einen desto traurigeren Ausdruck nahm sein Gesicht an, und als er beim Verlassen des Wagens den atemlos herbeieilenden Foka fragte: »Wo ist Natalia Nikolajewna?« zitterte seine Stimme und in

seinen Augen standen Tränen. Der gute alte Foka warf verstohlen einen Blick auf uns Kinder, senkte dann die Augen und antwortete, indem er sich abwendete und die Tür ins Vorzimmer öffnete:

»Es ist heute der sechste Tag, daß sie nicht geruht hat, das Schlafzimmer zu verlassen.«

Milka, die – wie ich später erfuhr – von dem Tage an, an welchem *maman* erkrankte, nicht aufgehört hatte, kläglich zu heulen, stürzte freudig Papa entgegen, sprang an ihm in die Höhe und leckte ihm winselnd die Hände; aber er stieß sie zurück und ging durch den Salon ins Divanzimmer, von dem eine Tür direkt ins Schlafzimmer führte. Je mehr er sich diesem Zimmer näherte, um so deutlicher äußerte sich in allen seinen Bewegungen Angst und Unruhe; als er das Divanzimmer betrat, ging er auf den Fußspitzen, hielt den Atem an und bekreuzigte sich, ehe er den Mut fand, die Klinke der geschlossenen Tür zu berühren. In diesem Augenblick kam Mimi –

verweint und mit zerzauster Frisur – aus dem Korridor herbeigelaufen.

»Ach, Peter Alexandritsch!« flüsterte sie mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung und fügte dann, als sie bemerkte, daß Papa die Türklinke in der Hand hielt, kaum hörbar hinzu: »Hier kann man nicht hinein, – der Eingang ist durch die große Tür.«

O, welch niederdrückende Wirkung hatte dies alles auf meine kindliche Einbildungskraft, die durch ein banges Vorgefühl für Kummer besonders empfänglich geworden war!

Wir begaben uns ins Mädchenzimmer. Im Korridor trafen wir den Narren Akim, der uns stets durch seine Grimassen amüsiert hatte; in jenem Augenblick aber erschien er mir nicht nur nicht komisch, sondern nichts berührte mich so schmerzlich wie der Anblick seines gedankenlos gleichgültigen Gesichtes. Im Mädchenzimmer begrüßten uns zwei Mägde, die bei irgend einer Arbeit saßen, mit so betrübten Mienen, daß mir

entsetzlich bange zumute wurde. Nachdem wir noch Mimis Zimmer passiert hatten, öffnete Papa die Tür des Schlafzimmers, und wir traten ein. Rechts von der Tür befanden sich zwei Fenster, die mit Tüchern verhängt waren; an dem einen saß Natalia Ssawischna mit der Brille auf der Nase und dem Strickstrumpf in der Hand. Sie kam nicht auf uns zu, um uns zu küssen, wie sie das sonst wohl tat, sondern erhob sich nur und schaute uns über die Brille an, und dabei strömten ihr die Tränen in schweren Tropfen über das Gesicht. Mir gefiel es durchaus nicht, daß bei unserm Anblick alle in Tränen ausbrachen, während sie bis dahin ganz ruhig gewesen waren.

Links von der Tür waren Wandschirme aufgestellt und dahinter standen das Bett, ein Tischchen, ein mit Arzneiflaschen besetztes Schränkchen und ein großer Lehnstuhl, in dem der Doktor schlummerte; neben dem Bett stand ein hochblondes und auffallend hübsches junges Mädchen in weißem Morgenkleide mit ein wenig zurückgestreiften Ärmeln und machte

maman Eisumschläge um den Kopf, den ich in diesem Augenblick nicht sehen konnte. Dieses Mädchen war » la belle Flamande«, von der maman in ihrem Brief gesprochen hatte und die späterhin eine so bedeutende Rolle im Leben unserer ganzen Familie spielen sollte. Als wir eintraten, zog sie eine Hand von Mamas Kopf zurück, ordnete die Falten ihres Morgenkleides auf der Brust und sagte flüsternd:
»Bewußtlos!«

So bekümmert ich in jenem Augenblicke war, so bemerkte ich doch unwillkürlich jede Kleinigkeit. Im Zimmer war es heiß und beinahe finster, dabei roch es nach Pfefferminz, Eau de Cologne, Kamillentee und Hoffmannstropfen. Dieser Geruch wirkte derartig auf mich ein, daß meine Phantasie, nicht nur sobald ich ihn spüre, sondern selbst, wenn ich mich seiner nur erinnere, mich sofort in jenes düstere, dumpfe Zimmer versetzt und mir die geringsten Einzelheiten jener entsetzlichen Minute wieder ins Gedächtnis ruft.

Mamas Augen waren geöffnet, aber sie sah nichts. O, niemals werde ich diesen schrecklichen Blick vergessen! Er verriet so viel Leiden!

Man führte uns fort.

Als ich später Natalia Ssawischna nach Mütterchens letzten Augenblicken fragte, erzählte sie mir folgendes:

»Nachdem man euch fortgeführt hatte, warf sie sich noch lange im Bette hin und her, das arme Täubchen; es war, als wenn sie hier etwas drücke; dann sank ihr Köpfchen von den Kissen herab und sie schlummerte ein, so sanft und ruhig wie ein Engel des Himmels. Ich war nur hinausgegangen nachzuschauen, warum ihr Getränk noch nicht gebracht wurde, – und als ich wiederkomme, hat sie, mein Herzblatt, schon alles von sich fortgeschleudert und winkt immer Ihrem Papachen zu. Der neigt sich über sie, aber man sieht, ihre Kräfte reichen nicht mehr, um zu sagen, was sie gewollt hat: sie öffnet nur die Lippen und

fängt wieder zu stöhnen an: »Mein Gott! O Herr! Die Kinder! die Kinder!« Ich wollte euch schnell holen, aber Iwan Wassiljewitsch hielt mich zurück und meinte, das werde sie noch mehr aufregen, es sei besser, ich täte es nicht. Später hob sie nur noch das Händchen und ließ es wieder sinken. Was sie damit ausdrücken wollte, weiß Gott allein! Ich denke mir, daß sie euch von ferne segnete; denn der Herr hat's ihr nicht beschieden, vor ihrem letzten Ende ihre Kinderchen zu sehen. Dann richtete sie sich auf, mein Täubchen, legte die Händchen so zusammen und fing plötzlich zu sprechen an, aber mit einer solchen Stimme, daß ich gar nicht daran denken kann: »Mutter Gottes, verlaß sie nicht!« Dann kam die Krankheit wohl bis ans Herz; man sah es an ihren Augen, daß die Ärmste entsetzlich leiden mußte; sie fiel in die Kissen zurück und biß sich ins Bettuch fest, während ihre Tränen ohne Aufhör strömten.«

»Nun und dann?« fragte ich.

Natalia Ssawischna konnte nicht weiter reden, sie wandte den Kopf zur Seite und begann bitterlich zu weinen.

Maman war unter fürchterlichen Qualen verschieden.

Trauer.

Am Tage darauf, spät abends, packte mich das Verlangen, sie noch einmal zu sehen: ein unwillkürliches Angstgefühl überwindend, öffnete ich leise die Tür und schlich auf den Fußspitzen in den Saal.

Mitten im Zimmer, auf einem Tische, stand der Sarg, um ihn herum brennende Kerzen in hohen silbernen Leuchtern; in einer entfernten Ecke saß ein Meßdiener und las mit gedämpfter, eintöniger Stimme die Psalmen.

Ich blieb bei der Tür stehen und blickte hinüber, aber meine Augen waren so

verweint und meine Nerven so erregt, daß
ich nichts zu erkennen vermochte; alles floß
seltsam ineinander: das Licht, der
Goldbrokat, der Sammet, die großen
Leuchter, das rosenfarbige, spitzenbesetzte
Kissen, das Stirnband, das
bändergeschmückte Häubchen und noch
etwas fast Durchsichtiges, Wachsfarbenes.
Ich stieg auf einen Stuhl, um ihr Gesicht zu
sehen, aber dort, wo ich es suchte, fand ich
wieder nur jenes Blaßgelbliche,
Durchsichtige. Ich konnte nicht glauben,
daß das ihr Gesicht sei. Ich blickte genauer
hin und erkannte ganz allmählich die
bekannten, lieben Züge. Ich fuhr vor
Schreck zusammen, als mir klar wurde, daß
sie es war; aber warum sind die
geschlossenen Augen so eingesunken?
Woher kommt diese schreckliche Blässe
und woher der schwärzliche Fleck unter der
durchsichtigen Haut der einen Wange?
Warum ist der Ausdruck des ganzen
Gesichtes so streng und so kalt? Warum
sind die Lippen so blaß, und warum ist ihre
Form eine so schöne, so erhabene? Warum
drücken sie eine so überirdische Ruhe aus,

daß mir ein kalter Schauer über Nacken und Rücken läuft, während ich sie ansehe?

Ich sah und sah und fühlte, daß eine unerklärliche, unwiderstehliche Macht meine Blicke an dieses leblose Gesicht fesselte. Ich wendete kein Auge von ihm, und meine Phantasie malte Bilder voll blühenden Lebens und voller Glück. Ich vergaß, daß der leblose Körper, welcher da vor mir lag und den ich gedankenlos anstarrte wie einen Gegenstand, der mit meinen Erinnerungen nichts Gemeinsames hatte, daß dieser Körper *sie* war. Ich stellte sie mir bald in diesem, bald in jenem Zustande vor: lebendig, lustig, lächelnd; dann störte mich plötzlich irgend ein Zug in dem blassen Antlitz, auf das ich meine Blicke heftete: ich besann mich auf die entsetzliche Wirklichkeit, schauerte zusammen, hörte aber nicht auf hinzusehen. Und wieder traten Träume an die Stelle der Wirklichkeit, und wieder zerstörte das Besinnen auf die Gegenwart diese Träume. Endlich ermüdete die Einbildungskraft und hörte auf, mich zu täuschen; aber auch das

Bewußtsein der Gegenwart entschwand,
und ich versank in eine Art von
Bewußtlosigkeit. Ich weiß nicht, wie lange
dieser Zustand dauerte, weiß nicht, worin er
eigentlich bestand; ich weiß nur, daß ich für
einige Zeit das Bewußtsein meiner Existenz
verloren hatte und das Gefühl eines hohen,
unerklärlich angenehmen, aber trauervollen
Genusses empfand.

Vielleicht schaute ihre herrliche Seele auf
dem Fluge zur besseren Welt traurig auf die
zurück, in der sie uns zurückließ, sah
meinen Schmerz, erbarmte sich meiner und
schwebte auf den Fittichen der Liebe mit
himmlischem Lächeln zur Erde herab, um
mich zu trösten und zu segnen.

Die Tür knarrte und es trat ein anderer
Meßdiener ins Zimmer, um den ersten
abzulösen. Dieses Geräusch ließ mich
erwachen, und mein erster Gedanke war:
Da ich nicht weine und in einer nichts
weniger als rührenden Stellung auf einem
Stuhle stehe, könnte der Meßdiener mich
für einen herzlosen Knaben halten, der aus

Ungezogenheit oder Neugier auf den Stuhl geklettert ist; ich bekreuzigte mich und begann zu weinen.

Wenn ich mir jetzt die damaligen Eindrücke ins Gedächtnis rufe, finde ich, daß nur der Augenblick des Selbstvergessens echter Schmerz war. Vor und nach der Beerdigung hörte ich nicht auf zu weinen und war sehr traurig, aber ich schäme mich, an diese Traurigkeit zurückzudenken, denn es mischte sich stets ein gewisses Gefühl von Selbstsucht darunter: bald war's der Wunsch, zu zeigen, daß ich trauriger sei als alle andern, bald die Sorge um den Eindruck, den ich auf die Leute machte, dann wieder eine zwecklose Neugier, die mich zwang, Betrachtungen über Mimis Haube und die Gesichter der Anwesenden anzustellen. Ich verachtete mich selbst, weil ich nicht ausschließlich Trauer empfand, und bemühte mich, alle anderen Gefühle zu verbergen: daher war mein Schmerz unaufrichtig und unnatürlich, überdies bereitete es mir eine Art von Genuß, zu wissen, daß ich unglücklich sei, und ich

strengte mich an, um das Bewußtsein des Unglücks in mir wachzuhalten, und dieses egoistische Gefühl erstickte mehr als alles andere in mir die wahre Trauer.

Nachdem ich die Nacht fest und ruhig geschlafen hatte, wie das nach heftiger Betrübniß immer zu sein pflegt, erwachte ich mit getrockneten Tränen und beruhigten Nerven. Um zehn Uhr rief man uns zum Trauergottesdienst, der vor dem Forttragen des Sarges zelebriert wurde. Das Gemach war mit dem Hofgesinde und den Dorfbewohnern angefüllt; in Tränen aufgelöst waren sie alle gekommen, von ihrer Herrin Abschied zu nehmen. Während des Gottesdienstes weinte ich nach Gebühr, machte das Kreuzeszeichen und kniete nieder, betete im Herzen aber nicht und blieb recht kaltblütig: ich machte mir Gedanken darüber, daß das neue Jackett, welches man mir angezogen hatte, mich unter den Armen drückte; ich sorgte dafür, daß ich beim Knien meine Beinkleider nicht zu sehr beschmutzte, und beobachtete verstohlen alle Anwesenden. Mein Vater

stand am Kopfe des Sarges, war bleich wie ein Tuch und hielt mit sichtlicher Anstrengung die Tränen zurück. Seine hohe Gestalt im schwarzen Frack, sein blasses, ausdrucksvolles Gesicht und seine wie immer graziösen und sicheren Bewegungen, wenn er sich bekreuzte, beim Niederknien den Boden mit der Hand berührte, die Kerze aus der Hand des Geistlichen entgegennahm oder an den Sarg herantrat, waren äußerst effektiv; aber – ich weiß nicht warum – mir mißfiel gerade, daß er in einem solchen Augenblick solchen Effekt hervorrufen konnte. Mimi stand an die Wand gelehnt und schien sich kaum aufrecht halten zu können; ihr Kleid war zerknittert und mit Bettfedern bedeckt, die Haube saß schief, die geschwellenen Augen waren gerötet, der Kopf zitterte. Sie schluchzte herzerreißend und bedeckte ihr Gesicht fortwährend mit Taschentuch und Händen. Mir war, als täte sie das nur, um ihr Gesicht vor den Anwesenden zu verstecken und einen Augenblick von dem heuchlerischen Schluchzen auszuruhen. Ich erinnerte mich, daß sie tags zuvor zu Papa

gesagt hatte, Mamas Tod sei für sie ein so entsetzlicher Schlag, daß sie nicht hoffen könne, ihn zu überstehen; er habe ihr alles geraubt, aber noch kurz vor dem Tode habe dieser Engel (so nannte sie *maman*) ihrer nicht vergessen und den Wunsch geäußert, ihre und ihrer Tochter Katjenka Zukunft für immer sorglos zu gestalten. Sie vergoß bittere Tränen, als sie das erzählte, und es ist möglich, daß ihre Trauer echt war, aber sie war nicht rein und nicht ohne Nebengedanken. Ljubotschka, im schwarzen Kleidchen mit Trauerbesatz, stand in Tränen aufgelöst mit gesenktem Köpfchen da und blickte zuweilen zum Sarge hinüber, wobei ihr Gesicht nur kindliche Furcht verriet. Katjenka stand neben ihrer Mutter und sah trotz des zum Weinen verzogenen Gesichtchens so rosig aus wie immer. Wolodjas offene Natur war auch im Schmerz aufrichtig: bald stand er in Gedanken versunken da, den Blick unbeweglich auf irgend einen Gegenstand geheftet, bald verzog sein Mund sich plötzlich zum Weinen und er bekreuzigte sich schnell. Alle die Fremden, die zur

Beerdigung gekommen waren, erschienen mir unerträglich. Die tröstenden Phrasen, die sie zu meinem Vater sprachen, – daß sie es im Jenseits besser habe, daß sie nicht für diese Welt geschaffen gewesen, – erweckten in mir ein ärgerliches Gefühl.

Welches Recht hatten sie, von ihr zu sprechen und sie zu beweinen? Einige von ihnen nannten uns, wenn sie von uns sprachen, *Waisen*. Als ob wir's nicht ohne sie gewußt hätten, daß Kinder, die keine Mutter haben, so genannt werden! Wahrscheinlich machte es ihnen Freude, daß sie die ersten waren, die uns diesen Namen gaben, so wie man sich gewöhnlich beeilt, ein eben vermähltes Mädchen zum ersten Male »gnädige Frau« anzureden.

In einer entfernten Ecke des Saales, fast verdeckt von der geöffneten Tür zum Speisezimmer, kniete ein gebeugtes, weißhaariges Mütterchen. Die Hände gefaltet, die Blicke gen Himmel gerichtet, betete sie still, ohne zu weinen. Ihre Seele strebte zu Gott empor; sie flehte ihn an, er

möge sie mit derjenigen vereinen, die sie hier auf Erden mehr als alles geliebt hatte, und sie hoffte zuversichtlich, daß das bald geschehen werde.

» *Die* hat sie wahrhaft geliebt!« dachte ich, und ich schämte mich meiner selbst.

Der Gottesdienst war zu Ende. Das Antlitz der Toten war unbedeckt, und alle Anwesenden mit Ausnahme der Familienglieder traten einer nach dem andern an den Sarg, um Abschied zu nehmen.

Eine der letzten Herantretenden war eine Bäuerin mit einem hübschen fünfjährigen Mädchen auf dem Arme; weiß Gott, warum sie das Kind mitgebracht hatte! In diesem Moment entfiel mir mein nasses Taschentuch und ich bückte mich, um es aufzuheben. Da traf ein fürchterlicher, durchdringender Schrei mein Ohr; er drückte ein solches Entsetzen aus, daß ich ihn nie vergessen werde, und wenn ich auch hundert Jahre leben sollte. Bei der bloßen

Erinnerung an ihn überläuft es mich kalt.
Ich hob den Kopf: auf dem Schemel vor
dem Sarge stand die Bäuerin und hielt mit
Mühe in ihren Armen das Kind, das – mit
den Händchen abwehrend, das entsetzte
Gesichtchen zurückgeworfen, die
hervorgetretenen Augen auf das Antlitz der
Toten gerichtet – mit schrecklicher,
unnatürlicher Stimme schrie. Ich stieß einen
Schrei aus, der, glaube ich, noch
entsetzlicher klang als der des Kindes, und
stürzte aus dem Zimmer.

In jenem Augenblicke erst hatte ich
begriffen, woher der schwere,
beklemmende Geruch kam, der, mit dem
Duft des Weihrauchs vermischt, das
Zimmer erfüllte; und der Gedanke, daß das
Antlitz, welches noch vor wenigen Tagen
voll Schönheit und Liebreiz gewesen, das
Antlitz derjenigen, die ich mehr als alles
auf der Welt geliebt hatte, Entsetzen
einflößen konnte, enthüllte mir gleichsam
zum erstenmal die bittere Wahrheit und
füllte meine Seele mit Verzweiflung.

Die letzten traurigen Erinnerungen.

Maman war nicht mehr, – unser Leben aber ging seinen gewohnten Gang: wir legten uns schlafen und standen auf zu denselben Stunden und in denselben Zimmern; Frühstücks- und Nachmittagstee, Mittagsmahl, Abendessen – alles fand zur gewohnten Zeit statt; Tische und Stühle standen auf demselben Platz; nichts im Hause und in unserer Lebensweise war verändert, – nur *sie* war nicht mehr.

Ich hatte geglaubt, nach einem solchen Unglück müsse sich alles ändern; die gewohnte Lebensweise erschien mir wie eine Entweihung ihres Gedächtnisses und erinnerte mich zu schmerzlich an ihre Abwesenheit.

Am Tage vor der Beerdigung wollte ich nach dem Mittagessen ein wenig schlafen und ging in Natalia Ssawischnas Zimmer, um auf ihrem Bette, auf dem weichen Pfühl

und unter der warmen Steppdecke ein Plätzchen zu suchen. Als ich eintrat, lag Natalia Ssawischna selbst auf ihrem Bett und schlief wohl; beim Geräusch meiner Schritte richtete sie sich auf, warf das wollene Tuch, mit dem sie ihren Kopf bedeckt hatte, um sich vor Fliegen zu schützen, zurück, schob ihre Haube gerade und setzte sich auf den Rand des Bettes.

Da ich auch früher schon oft genug nach dem Essen zu einem Mittagsschläfchen in ihr Zimmer gekommen war, erriet sie den Grund meines Erscheinens und sagte, sich vom Bett erhebend:

»Sie kommen wohl, um ein wenig zu ruhen, mein Täubchen, was? Legen Sie sich nur nieder!«

»Was fällt Ihnen ein, Natalia Ssawischna!« antwortete ich, ihre Hand ergreifend, »ich komme durchaus nicht deshalb, – sondern nur so, – Sie sind doch auch selbst müde, – bleiben Sie nur liegen!«

»Nein, Herzensväterchen, ich hab' mich schon ausgeschlafen (ich wußte, daß sie dreimal vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen hatte!). Mir ist's jetzt auch nicht nach Schlafen zumute,« fügte sie mit tiefem Seufzer hinzu.

Ich empfand den Wunsch, mit Natalia Ssawischna über unser Unglück zu reden; ich kannte ihre Aufrichtigkeit und ihre Liebe, und es hätte mir Erleichterung gewährt, mich mit ihr auszuweinen.

»Natalia Ssawischna,« begann ich nach kurzem Schweigen, mich auf das Bett setzend, »haben Sie das erwartet?«

Die Alte sah mich fragend und neugierig an, als verstehe sie nicht, weshalb ich diese Frage gestellt hatte.

»Wer hätte das erwartet!« wiederholte ich.

»Ach, mein Väterchen,« sagte sie, mich voll zärtlichen Mitgefühls anblickend:
»nicht allein, daß man's nicht erwartet hat,

– ich kann's auch jetzt noch nicht fassen.
Für mich alte Frau wäre es längst an der
Zeit, die alten Knochen zur Ruhe zu legen,
statt dessen – was hab ich alles schon
erleben müssen! Den alten gnädigen Herrn,
Ihren Großvater, – Gott schenke ihm die
ewige Ruhe! – den Fürsten Nikolaj
Michailowitsch, dann zwei Brüder, meine
Schwester Anna, alle habe ich begraben,
und alle waren jünger als ich, mein
Herzchen, und jetzt – wohl zur Strafe für
meine Sünden – muß ich auch *sie*
überleben. Gottes heiliger Wille geschehe!
Er hat sie zu sich genommen, weil sie
dessen würdig war, denn er braucht die
Guten auch dort oben.«

Dieser schlichte Gedanke wirkte tröstend
auf mich, und ich rückte näher an Natalia
Ssawischna heran. Sie faltete die Hände
über der Brust und blickte gen Himmel;
ihre eingesunkenen, tränenfeuchten Augen
drückten eine große, aber ruhige Trauer aus.
Sie hoffte fest, daß Gott sie nicht auf lange
von derjenigen getrennt hatte, auf die sie so

viele Jahre die ganze Kraft ihrer Liebe vereinigt hatte.

»Ja, mein Väterchen, mir ist, als wär's noch gar nicht so lange her, daß ich sie auf den Armen getragen, und daß sie mich Nascha nannte. Manch liebes Mal kam sie zu mir gelaufen, legte die Ärmchen um meinen Hals und bedeckte mein Gesicht mit Küssen und sprach liebkosend: ›Meine Nascha, du mein Schönchen, du mein Täubchen!‹ Ich neckte sie dann wohl und erwiderte: ›Es ist ja nicht wahr, Mütterchen, Sie lieben mich ja gar nicht; wenn Sie groß sein werden, werden Sie sich verheiraten und Ihre Nascha vergessen!‹ Dann wurde sie nachdenklich. ›Nein,‹ sagte sie schließlich, ›wenn ich Nascha nicht mitnehmen kann, will ich lieber nicht heiraten; ich werde Nascha niemals verlassen.‹ Und nun hat sie mich doch verlassen, hat nicht auf mich gewartet! Ja, sie hat mich sehr lieb gehabt, die Selige. Aber wen – um die Wahrheit zu sagen – hat sie denn nicht lieb gehabt? Ja, mein Liebling, Ihr Mütterchen dürfen Sie nie

vergessen; sie war kein irdisches Wesen, sondern ein Engel des Himmels. Wenn ihre Seele im Himmelreich sein wird, wird sie euch auch dort noch lieben, wird sich dort über euch freuen.«

»Warum, Natalia Ssawischna, sagen Sie: wenn sie im Himmelreich sein wird?« fragte ich, »ich denke, sie ist doch jetzt schon dort?«

»Nein, Väterchen,« antwortete Natalia Ssawischna, ihre Stimme senkend und näher an mich heranrückend, »jetzt ist ihre Seele hier.«

Und sie deutete nach oben. Sie sprach fast flüsternd und mit so viel Gefühl und Überzeugungskraft, daß ich unwillkürlich nach oben blickte und das Gesimse betrachtete, als suchte ich etwas.

»Ehe die Seele des Gerechten ins Paradies einzieht, muß sie durch vierzig verschiedene Übergänge hindurch, mein

Herzchen, vierzig Tage lang, und kann noch in ihrem Hause weilen.«

Lange noch sprach sie in dieser Weise und sprach mit solcher Schlichtheit und Zuversicht, als erzähle sie die allergewöhnlichsten Dinge, die sie selbst erlebt hatte und über die keinem Menschen auch nur der geringste Zweifel kommen könnte. Ich hörte mit verhaltenem Atem zu, und obgleich ich nicht ganz verstand, was sie sagte, glaubte ich ihr unbedingt.

»Ja, Herzchen, jetzt ist sie hier, sieht uns, hört vielleicht, was wir sprechen,« schloß Natalia Ssawischna, senkte den Kopf und schwieg. Da sie das Taschentuch brauchte, um die herabfallenden Tränen zu trocknen, stand sie auf, blickte mir grade ins Gesicht und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme:

»Um viele Stufen hat Gott mich durch dieses Ereignis näher zu sich gerückt. Was ist mir hier auf Erden noch geblieben? Für wen soll ich leben, wen lieben?«

»Lieben Sie uns denn nicht?« fragte ich vorwurfsvoll, mit Mühe die Tränen zurückhaltend.

»Gott weiß, wie ich euch liebe, ihr meine Täubchen, aber so, wie ich *sie* geliebt habe, hab' ich nie jemand geliebt und kann ich überhaupt nie jemand lieben.«

Sie konnte nicht weitersprechen, wandte sich von mir ab und brach in lautes Schluchzen aus.

Ich dachte nicht mehr ans Schlafen; stumm saßen wir einander gegenüber und weinten.

Foka trat ins Zimmer; unsere Erregung gewahrend, blieb er, wahrscheinlich um uns nicht zu stören, schweigend an der Tür stehen und blickte uns schüchtern an.

»Was willst du, Fokachen?« fragte Natalia Ssawischna, ihre Tränen trocknend.

»Rosinen anderthalb, Zucker vier Pfund und Reis drei Pfund zum Totenmahl.« Ein

Gericht aus Reis mit Honig und Rosinen wird bei einer russischen Totenfeier zum Einsegnen in die Kirche gebracht und dann verzehrt. (Anm. d. Übers.)

»Sofort, sofort, Väterchen,« sagte Natalia Ssawischna, nahm schnell eine Prise und trippelte eilig zum Vorratskasten. Die letzten Spuren der Traurigkeit, die unser Gespräch hervorgerufen hatte, waren verschwunden, als sie sich ihren Pflichten widmete, die sie für sehr wichtig hielt.

»Warum vier Pfund?« fragte sie brummig, indem sie den Zucker auf der Handwage abwog, »dreieinhalb werden auch genug sein.«

Und sie nahm einige Stücke von der Wage herunter.

»Und was soll denn das heißen, – gestern erst hab' ich acht Pfund Reis herausgegeben, und heute wird schon wieder verlangt! Mach' was du willst, Foka Demiditsch, aber ich geb' keinen Reis her.

Dieser Wanjka ist froh, daß jetzt Verwirrung im Hause herrscht, und denkt, man werde es nicht merken. Nein, auf Kosten des herrschaftlichen Hab und Gutes werd' ich euch nicht durch die Finger sehen! Hat man je so was gehört – acht Pfund!«

»Was soll ich machen? Er sagt, es sei alles verbraucht.«

»Na so nimm! Da, er soll's haben!«

Ich wunderte mich damals über diesen Übergang von der Rührung, mit welcher sie zu mir gesprochen hatte, zur Brummigkeit und kleinlichen Berechnung. Als ich später darüber nachdachte, begriff ich, daß sie ungeachtet dessen, was in ihrer Seele vorging, Geistesgegenwart genug besaß, um sich ihrer Arbeit zu widmen, und die Macht der Gewohnheit zog sie zu ihren alltäglichen Beschäftigungen. Der Schmerz wirkte so stark auf sie, daß sie es nicht für nötig fand zu verbergen, daß sie sich auch mit Nebensächlichem beschäftigen könne; sie hätte es nicht einmal verstanden, wie

man auf einen solchen Gedanken kommen könne.

Die Eitelkeit ist ein Gefühl, das sich mit echter Trauer ganz und gar nicht verträgt, und dabei ist dieses Gefühl so fest verwachsen mit der menschlichen Natur, daß es selbst durch den größten Schmerz nur sehr selten ganz vertrieben wird. Eitelkeit im Schmerz äußert sich in dem Wunsche, sehr betrübt oder unglücklich oder stark zu erscheinen; und diese niedrigen Wünsche, die wir nicht eingestehen, die uns aber beinahe nie – selbst im bittersten Leide nicht – verlassen, nehmen dem Schmerz Kraft, Würde und Aufrichtigkeit. Natalia Ssawischna aber war von ihrem Unglück so niedergebeugt, daß in ihrer Seele kein einziger Wunsch geblieben war und sie nur noch ihren Gewohnheiten nachlebte.

Nachdem sie Foka den verlangten Proviant zugeteilt und ihn an die Pastete erinnert hatte, welche zur Bewirtung des Leichengefolges zu bereiten sei, entließ sie

ihn, nahm ihr Strickzeug zur Hand und setzte sich wieder neben mich.

Wir sprachen wieder von unserem Unglück, wir weinten nochmals und trockneten nochmals unsere Tränen.

Diese Gespräche mit Natalia Ssawischna wiederholten sich jeden Tag; ihre stillen Tränen und ihre ruhigen, frommen Reden brachten mir Trost und Erleichterung.

Aber bald sollten wir getrennt werden: drei Tage nach der Beerdigung übersiedelten wir mit dem ganzen Hausstande nach Moskau, und es war mir nicht beschieden, die gute Alte jemals wiederzusehen.

Großmama erhielt die Schreckensnachricht erst bei unserer Ankunft, und ihr Schmerz war unbeschreiblich. Wir durften nicht zu ihr, denn sie lag eine ganze Woche bewußtlos da, und die Ärzte fürchteten für ihr Leben, um so mehr als sie nicht nur keine Arznei nehmen wollte, sondern auch mit niemand sprach, nicht schlief und keine

Nahrung zu sich nahm. In ihrem Lehnstuhl sitzend begann sie zuweilen ganz plötzlich zu lachen, dann tränenlos zu schluchzen; Krämpfe befielen sie und sie schrie mit unnatürlicher Stimme sinnlose oder schreckliche Worte. Es war der erste große Schmerz, der sie traf, und dieser Schmerz brachte sie der Verzweiflung nahe. Sie mußte irgend jemand die Schuld an ihrem Unglück geben, und sie stieß mit ungewöhnlicher Heftigkeit drohende Worte aus, sprang vom Stuhle auf, ging mit schnellen, großen Schritten durchs Zimmer und fiel schließlich bewußtlos zu Boden.

Eines Tages betrat ich ihr Zimmer: sie saß wie gewöhnlich in ihrem Lehnstuhl und schien ganz ruhig zu sein; aber ihr Blick fiel mir auf. Die Augen waren weit geöffnet, blickten aber starr und leer. Sie schaute gerade zu mir herüber, sah mich aber wahrscheinlich gar nicht. Ihre Lippen begannen allmählich zu lächeln, und sie sprach mit rührender, zärtlicher Stimme: »Komm zu mir, mein Herzchen, komm, mein Engel!« Ich glaubte, sie spräche zu

mir, und ging näher heran, aber sie blickte nicht auf mich. »Ach, wenn du wüßtest, mein Seelchen, wie ich mich gequält habe, und wie froh ich jetzt bin, daß du gekommen bist!« Ich merkte, daß sie sich einbildete, mit *maman* zu sprechen, und blieb stehen. »Und man sagte mir, du seist tot,« fuhr sie stirnrunzelnd fort, »so ein Unsinn! Als ob du vor mir sterben könntest!« Und sie brach in gräßliches hysterisches Lachen aus.

Nur jene Menschen, welche starker Liebe fähig sind, können auch starke Schmerzen empfinden; aber das Bedürfnis zu lieben, dient ihnen auch als Gegenwirkung gegen den Schmerz und macht sie wieder gesund. Daher ist die moralische Natur des Menschen noch lebenskräftiger als die physische; Schmerz tötet nie.

Nach einer Woche konnte Großmama weinen, und ihr wurde besser. Als sie wieder zu sich kam, galt ihr erster Gedanke uns, und ihre Liebe zu uns verdoppelte sich. Wir gingen nicht von ihrem Lehnstuhl fort;

sie weinte still vor sich hin, sprach von
maman und liebteste uns zärtlich.

Niemand konnte es beim Anblick von
Großmamas Kummer in den Sinn kommen,
daß sie vielleicht übertreibe, und die
Äußerungen dieses Kummers waren stark
und rührend; und dennoch – ich weiß nicht,
weshalb? – fühlte ich mehr mit Natalia
Ssawischna, und bis zum heutigen Tage
habe ich die Überzeugung, daß niemand
maman so aufrichtig und rein geliebt und
betrauert hat wie dieses einfache, liebende
Geschöpf.

Mit dem Tode der Mutter endete für mich
die glückliche Kinderzeit, und es begann
ein neuer Lebensabschnitt: das
Knabenalter; doch da die Erinnerung an
Natalia Ssawischna, die ich nicht mehr
wiedersah und die einen so starken und
günstigen Einfluß auf meine Sinnesart und
auf die Entwicklung meines Gefühlslebens
hatte, dem ersten Lebensabschnitt angehört,
will ich noch einige Worte über sie und
über ihren Tod sagen.

Wie mir die auf dem Gute gebliebenen Leute später erzählten, langweilte sie sich nach unserer Abreise sehr, weil sie nichts mehr zu tun hatte. Alle Koffer und Kisten blieben zwar nach wie vor in ihrer Obhut und sie wühlte immer wieder in ihnen, kramte um, lüftete und so weiter, aber ihr fehlte der Lärm und das geschäftige Treiben eines herrschaftlichen Gutshauses, an die sie von kleinauf gewöhnt war. Der Kummer, die veränderte Lebensweise und das Fehlen der Arbeit entwickelten in ihr schnell eine bei alten Leuten häufige Krankheit, zu der sie ohnedies Anlage hatte: genau ein Jahr nach Mütterchens Tode erkrankte sie an der Wassersucht und legte sich zu Bett.

Ich glaube, es war recht schwer für Natalia Ssawischna, allein in dem leeren Herrenhause von Petrowskoje zu leben und gar zu sterben, ohne Verwandte, ohne Freunde. Alle im Hause liebten und ehrten sie, aber sie pflegte mit niemand freundschaftlichen Verkehr und war stolz darauf. Sie war der Ansicht, in ihrer

Stellung als Beschließerin, die das Vertrauen der Herrschaft genoß und der so viele Kisten und Kasten mit allen möglichen Dingen in Obhut gegeben waren, müsse die Freundschaft zu irgend jemand zur Bevorzugung einzelner und zu sträflicher Nachgiebigkeit führen; daher oder vielleicht auch, weil sie mit der übrigen Dienerschaft nichts gemein hatte, hielt sie sich von allen fern und pflegte zu sagen, sie habe weder Verwandte noch Gevatter im Hause und sehe niemand auf Kosten des Herrschaftsgutes durch die Finger.

In heißem Gebete Gott ihre Empfindungen anvertrauend, suchte und fand sie Trost; manchmal jedoch in Augenblicken der Schwäche, denen wir alle unterworfen sind und in denen der beste Trost für den Menschen in Tränen und in der Teilnahme eines lebenden Wesens besteht, nahm sie ihr Hündchen, einen Mops, zu sich aufs Bett (es leckte ihr die Hände und blickte sie dabei unverwandt mit seinen gelben Augen an), sprach mit ihm und liebte es unter

stillem Weinen. Wenn der Mops kläglich zu heulen begann, bemühte sie sich, ihn zu beruhigen, und sprach: »Schon gut! ich weiß schon ohne dich, daß ich bald sterben werde!«

Einen Monat vor ihrem Tode holte sie aus ihrem Koffer weißen Kaliko, weißen Musselin und rosa Bänder hervor; mit Hilfe ihres Mädchens nähte sie sich ein weißes Kleid und ein Häubchen und ordnete bis zur letzten Kleinigkeit alles, was zu ihrer Beerdigung notwendig war. Sie räumte auch die herrschaftlichen Kisten und Kasten auf und übergab alles mit der größten Gewissenhaftigkeit und nach genauem Verzeichnis der Verwaltersfrau; dann suchte sie zwei Seidenkleider und einen altmodischen Schal hervor – Geschenke meiner Großmama aus früheren Jahren – sowie Großvaters goldgestickte Uniform, die ebenfalls in ihren uneingeschränkten Besitz übergegangen war. Dank ihrer Sorgfalt waren Stickerei und Tressen der Uniform noch ganz frisch und das Tuch von Motten unberührt. Vor

ihrem Tode äußerte sie den Wunsch, daß eines der Seidenkleider – ein rosafarbiges – Wolodja zu einem Schlafrock oder Wams übergeben werde, das andere – ein braunrot kariertes – mir zu gleichem Zwecke; der Schal sollte Ljubotschka gehören. Die Uniform vermachte sie demjenigen von uns, der zuerst Offizier sein werde. All ihr sonstiges Hab und Gut mit Ausnahme von vierzig Rubeln, die sie für die Beerdigung und die Seelenmessen bestimmte, hinterließ sie ihrem Bruder. Dieser Bruder, der schon vor langer Zeit aus der Leibeigenschaft befreit worden war, lebte in einem entfernten Gouvernement und führte ein sehr liederliches Leben; daher hatte sie bei Lebzeiten gar keine Beziehungen zu ihm unterhalten.

Als Natalia Ssawischnas Bruder später erschien, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen, und es sich herausstellte, daß das Gesamtvermögen der Verstorbenen aus fünfundzwanzig Papierrubeln bestand, wollte er dem nicht glauben und behauptete, es sei unmöglich, daß die Alte,

die sechzig Jahre in einem reichen Hause zugebracht, so vieles in ihrer Obhut gehabt, dabei geizig gelebt und für jeden Fetzen gezittert habe, nichts hinterlassen hätte. Aber es war tatsächlich so.

Natalia Ssawischna litt zwei Monate lang an ihrer Krankheit und ertrug die Leiden mit wahrhaft christlicher Geduld; sie murrte und klagte nicht und rief nur ihrer Gewohnheit gemäß unaufhörlich Gott an. Etwa eine Stunde vor ihrem Ende beichtete und kommunizierte sie und empfing mit stiller Freude die heiligen Sterbesakramente.

Alle Hausgenossen bat sie um Verzeihung für die Kränkungen, die sie ihnen vielleicht zugefügt, und ihren Beichtvater, den Vater Wassilij, ersuchte sie, uns allen mitzuteilen, daß sie gar nicht wisse, wie sie uns für alle unsere Güte danken solle, und daß sie uns um Verzeihung bitte, falls sie jemand von uns aus Dummheit irgendwie gekränkt habe, aber: »Eine Diebin war ich nie und darf wohl sagen, daß ich mich nicht einmal

mit einem Fädchen, das der Herrschaft gehörte, bereichert habe.« Das war die einzige Tugend, welche sie an sich schätzte.

Nachdem sie ihr Sterbekleid und die Haube angetan hatte, lag sie, den Ellenbogen auf das Kissen gestützt, da und sprach bis zum letzten Augenblick mit dem Geistlichen; es fiel ihr ein, daß sie den Armen nichts hinterlassen habe; sie holte zehn Rubel hervor und bat ihn, das Geld in der Gemeinde zu verteilen; dann bekreuzigte sie sich, legte sich zurück und hauchte mit freudigem Lächeln und dem Namen Gottes auf den Lippen ihren letzten Seufzer aus.

Sie schied aus diesem Leben ohne Bedauern und fürchtete den Tod nicht, sondern empfing ihn wie eine Gnade. Das sagt man zwar oft, aber wie selten pflegt es wirklich der Fall zu sein! Natalia Ssawischna brauchte den Tod nicht zu fürchten, denn sie starb in unerschütterlichem Glauben, nachdem sie ihr Leben lang die Lehren des Evangeliums befolgt hatte. Ihr ganzes Leben war reine,

uneigennützige Liebe und
Selbstverleugnung gewesen.

Ihr Glauben hätte vielleicht geläuterter, ihr
Leben auf ein höheres Ziel gerichtet sein
können, – aber war diese reine Seele
deshalb der Liebe und Bewunderung
weniger wert?

Sie vollbrachte das Beste und Erhabenste in
diesem Leben: sie starb ohne Bedauern und
ohne Furcht.

Ihrem Wunsche gemäß wurde sie nicht weit
von der Kapelle bestattet, die über dem
Grabe meiner Mutter errichtet wurde. Der
mit Brennesseln und Kletten bewachsene
Hügel, unter dem sie ruht, ist von einem
schwarzen Gitter umgeben, und ich
vergesse beim Verlassen der Kapelle nie, zu
diesem Gitter zu gehen und dort
niederzuknien.

Zuweilen bleibe ich still zwischen der
Kapelle und dem schwarzen Gitter stehen.
In meiner Seele erwachen düstere

Erinnerungen. Mir kommt der Gedanke:
sollte mich die Vorsehung nur darum mit
diesen beiden Wesen vereinigt haben, damit
ich sie ewig betraue?

2. Knabenalter.

Wagenfahrt.

Wieder stehen zwei Wagen vor der Freitreppe des Herrenhauses von Petrowskoje: eine Kutsche, in welcher Mimi, Katjenka, Ljubotschka und ein Stubenmädchen Platz nehmen, während der Verwalter Jakob in eigener Person auf dem Bock sitzt, und ein offener Wagen, in dem Wolodja und ich und der kürzlich in Dienst genommene Lakai Wassilij fahren.

Papa, der einige Tage nach uns in Moskau eintreffen will, steht ohne Kopfbedeckung auf den Treppenstufen und schlägt ein Kreuz über das Fenster der Kutsche und den Wagen.

»Nun, Gott mit euch! vorwärts!«

Jakob und die Kutscher (wir fahren mit eigenen Pferden) nehmen die Mützen ab

und bekreuzigen sich. »Hü! hü! mit Gott!« Kutsche und Wagen holpern über den unebenen Weg, und die Birken der großen Allee gleiten eine nach der andern an mir vorüber. Mir ist gar nicht traurig zumute: mein Sinn ist nicht auf das gerichtet, was ich verlasse, sondern auf das, was mich erwartet. In dem Maße der Entfernung von den Gegenständen, die mit den trüben Erinnerungen verbunden sind, welche bisher meine Einbildungskraft beschäftigten, verlieren diese Erinnerungen an Stärke, und an ihre Stelle tritt schnell das beseligende Bewußtsein eines Lebens voller Kraft, Frische und Hoffnung.

Selten habe ich einige Tage so – ich will nicht sagen lustig, denn ich schämte mich noch gewissermaßen, mich der Lustigkeit hinzugeben, – aber so angenehm, so gut verlebt wie die vier Tage unserer Reise. Vor meinen Augen stand weder die geschlossene Tür zu Mamas Zimmer, an der ich nicht ohne schmerzliches Zusammenzucken vorbeigehen konnte, noch das geschlossene Klavier, welches

man nicht nur nicht öffnete, sondern das man sogar mit einer gewissen Scheu ansah, noch die Trauergewänder (wir alle hatten einfache Reisekleider angelegt), noch all jene Dinge, welche mir den unersetzlichen Verlust lebhaft in Erinnerung brachten und mich zwangen, jedes Hervorbrechen der Lebensfreude zu unterdrücken, aus Furcht, *ihr* Andenken zu beleidigen. Hier aber gibt's immer neue malerische Gegenden und Dinge, die meine Aufmerksamkeit fesseln und ablenken, und die in Frühlingsherrlichkeit prangende Natur flößt der Seele frohe Gefühle der Zufriedenheit mit der Gegenwart und der leuchtenden Hoffnung auf die Zukunft ein.

Ganz, ganz früh morgens zieht der unbarmherzige und wie alle Dienstboten in neuer Stellung übereifrige Wassilij die Bettdecke weg und versichert, es sei Zeit aufzubrechen, und alles sei schon bereit. Wie man sich auch weigert, wie man sich ärgert, wie schlaun man's auch anstellt, um den süßen Morgenschlummer wenigstens um ein Viertelstündchen zu verlängern, –

man merkt's dem entschlossenen Gesichte Wassilijs an, daß er sich nicht erweichen läßt und bereit ist, die Decke noch zwanzigmal fortzuziehen; da springt man auf und läuft in den Hof, um sich zu waschen.

Im Flur dampft bereits der Ssamowar, in dessen Zugrohr Mitjka, der Vorreiter, mit krebsrotem Gesichte hineinbläst. Im Hof ist's feucht und nebelig, und vom duftenden Dünger steigt's wie Dampf auf; die Sonne erhellt mit frohem, strahlendem Licht die östliche Hälfte des Himmels und die tauglänzenden Strohdächer der geräumigen Schuppen, die den Hof umgeben. Unter ihnen sieht man unsere Pferde, die an die Krippen gebunden sind, und hört ihr gleichmäßiges Kauen. Ein zottiges Hündchen, das vor dem Morgendämmern auf einem trockenen Düngerhaufen geschlafen hat, reckt sich träge und läuft dann schweifwedelnd in kurzem Trab auf die andere Seite des Hofes. Die geschäftige Hausfrau macht das knarrende Tor auf und treibt die nachdenklichen Kühe auf die

Straße, wo bereits das Getrampel, das Brüllen und Blöken der Herde hörbar wird, und wechselt ein Wörtchen mit der verschlafenen Nachbarin. Philipp zieht mit aufgestreiften Hemdärmeln den Eimer am Rade aus dem tiefen Brunnen, plätschert in dem klaren Wasser und gießt es in die Krippe aus Eichenholz, neben der die erwachten Enten bereits in der Pfütze baden; ich blicke mit Vergnügen auf Philipps ernstes, von großem Vollbart umrahmtes Gesicht und auf die starken Adern und Muskeln, die auf seinen nackten, sehnigen Armen scharf hervortreten, wenn er eine kräftige Bewegung macht.

Hinter der Zwischenwand, hinter der Mimi und die Mädchen geschlafen haben und durch die wir am Abend ein Gespräch geführt haben, rührt es sich. Mascha läuft mit allerhand Gegenständen, die sie mit ihrem Kleide vor unserer Neugier zu schützen sucht, immer öfter an uns vorüber; endlich wird die Tür geöffnet, und wir werden zum Tee gebeten.

Wassilij kommt in einem Anfall
überflüssigen Eifers immer wieder ins
Zimmer gelaufen, trägt bald das, bald jenes
hinaus, zwinkert uns zu und bittet Maria
Iwanowna, sobald als möglich
aufzubrechen. Die Pferde sind angespannt
und äußern ihre Ungeduld, indem sie von
Zeit zu Zeit mit den Schellen klirren; die
Koffer und Kisten, die Schachteln und
Schächtelchen werden wieder aufgeladen,
und wir nehmen unsere Plätze ein. Aber
jedesmal finden wir im Wagen statt eines
Sitzes einen Berg, so daß wir gar nicht
begreifen, wie das alles gestern geordnet
gewesen, und wie wir heute sitzen sollen.
Ganz besonders erregt eine Teebüchse mit
dreieckigem Deckel, die man uns in den
Wagen reicht und unter meinen Sitz stellt,
meinen größten Unwillen. Aber Wassilij
behauptet, der Berg werde sich schon
zusammendrücken lassen, und ich muß ihm
glauben.

Die Sonne ist eben erst hinter einer dicken,
weißen Wolke, die den östlichen Horizont
bedeckt, heraufgekommen, und die ganze

Gegend erglänzt in ruhig freudigem Lichte.
Alles rundumher ist so schön, und mir ist so
leicht und ruhig zumute. Die Straße windet
sich vor uns wie ein breites, flatterndes
Band zwischen vertrockneten
Stoppelfeldern und tauglänzendem Grün;
hier und da steht am Wegrande eine düstere
Weide oder eine junge Birke mit kleinen,
klebrigen Blättern, die einen langen,
unbeweglichen Schatten auf die trockenen,
lehmigen Radspuren und das niedrige,
grüne Gras des Weges wirft. Das
einförmige Geräusch der Räder und der
Schellen vermag das Getriller der Lerchen,
die grade über der Straße in die Luft
steigen, nicht zu übertönen. Der Geruch
von mottenzerfressenem Tuch, von Staub
und irgend einer Säure, durch den sich
unser Wagen auszeichnet, wird vom
Morgenduft verdrängt, und ich fühle im
Herzen eine wonnige Unruhe und den
Wunsch, irgend etwas zu tun, – das
Kennzeichen des echten Genusses.

Ich bin in der Nachtherberge nicht dazu
gekommen, zu beten; da ich jedoch schon

mehr als einmal bemerkt habe, daß an dem Tage, an dem ich aus irgend welchem Grunde vergesse, das zu tun, mir irgend ein Unglück widerfährt, bemühe ich mich, das Versäumte nachzuholen: ich nehme die Mütze ab, wende mich nach der Ecke des Wagens, sage meine Gebete her und bekreuzige mich unter meiner Jacke so, daß es niemand bemerkt. Aber tausenderlei verschiedene Dinge lenken meine Aufmerksamkeit ab, und ich wiederhole in der Zerstreutheit mehrmals hintereinander dieselben Gebetsworte.

Jetzt werden auf dem Fußpfade, der sich die Fahrstraße entlang schlängelt, langsam schreitende Gestalten sichtbar: es sind Wallfahrerinnen. Ihre Köpfe sind in schmutzige Tücher gehüllt, ihre Füße in schmutzige, zerrissene Fetzen gewickelt und mit schweren Bastschuhen bekleidet; auf dem Rücken tragen sie Ranzen aus Birkenrinde. Gleichmäßig greifen sie mit den Wanderstäben aus und schreiten, kaum einen Blick auf uns werfend, langsamen, schweren Schrittes eine hinter der andern

dahin, und mich beschäftigen die Fragen:
Wohin und aus welchem Grunde pilgern
sie? Werden sie lange unterwegs sein? Und
werden die langen Schatten, welche sie auf
den Weg werfen, sich bald mit dem
Schatten der Weide vereinen, an der sie
vorübergehen müssen? – Jetzt kommt uns
ein vierspänniger Postwagen schnell
entgegengefahren. Zwei Sekunden – und
die Gesichter, die auf kaum zwei Ellen
Entfernung mit freundlicher Neugier zu uns
herübergeschaut, sind schon
vorbeigeglitten, und mir erscheint's gradezu
sonderbar, daß diese Menschen nichts
Gemeinsames mit mir haben und daß ich
sie vielleicht nie mehr wiedersehen werde.

Seitwärts vom Wege rennen zwei
schweißbedeckte, zottige Pferde im
Kummet, den Zugriemen hinter den
Rückenriemen geschlungen; hinterdrein
reitet – die langen Beine in den großen
Stiefeln zu beiden Seiten des Pferdes
hängen lassend – ein junger Fuhrknecht;
auf dem Nacken des Gaules sitzt ein
Krummholz, an dem bisweilen ein

Glöckchen erklingt. Der Bursche hat die Lammfellmütze schief auf ein Ohr gedrückt und singt ein Lied von schwermütiger Melodie. Sein Gesicht und seine Haltung drücken eine solch träge, sorglose Zufriedenheit aus, daß es mir als das höchste Glück erscheint, Fuhrknecht zu sein, mit Retourpferden heimzureiten und melancholische Lieder zu singen.

Dort in der Ferne hinter der Schlucht hebt sich vom hellblauen Himmel eine Dorfkirche mit grünem Dache ab; und dort ist auch das Dorf selbst, das rote Dach des Herrenhauses und ein grüner Garten. Wer mag in diesem Hause wohnen? Gibt es darin Kinder, einen Vater, eine Mutter, einen Hauslehrer? Warum sollten wir nicht in diesem Hause einkehren und seine Bewohner kennen lernen? – Jetzt sehen wir vor uns einen langen Zug hochbepackter Lastwagen, vor welche je ein Dreigespann wohlgenährter, starkfüßiger Pferde gespannt ist und die wir seitwärts umfahren müssen. »Was führt ihr?« fragte Wassilij den ersten Fuhrmann, der – mit den riesigen

Füßen baumelnd und die Peitsche schwenkend – uns lange mit ausdruckslosem Blicke nachstarrt und erst dann antwortet, als wir ihn nicht mehr hören können. »Mit welcher Ware?« wendet Wassilij sich an den nächsten, der auf dem abgesonderten Vorderteile seiner Fuhre unter einer neuen Bastmatte liegt. Der blonde Kopf mit dem roten Gesicht und dem rötlichen Bärtchen taucht für einen Augenblick unter der Matte hervor, läßt die gleichgültig verächtlichen Augen über unsern Wagen schweifen und verschwindet wieder – und mir kommt der Gedanke, daß diese Fuhrknechte sicherlich gar nicht wissen, wer wir sind und woher und wohin wir reisen.

Anderthalb Stunden etwa vertiefe ich mich in die verschiedenartigsten Betrachtungen und achte nicht auf die schiefen Zahlen auf den Werstpfehlen. Nun aber brennt mir die Sonne heiß auf Kopf und Rücken, die Straße wird staubiger, der dreieckige Deckel der Teebüchse macht sich sehr fühlbar, ich ändere einigemal meine

Stellung: mir wird heiß, unbehaglich und langweilig. Meine ganze Aufmerksamkeit wendet sich den Werstpfählen und den auf ihnen vermerkten Zahlen zu; ist stelle verschiedene mathematische Berechnungen an über die Zeit, in welcher wir die Poststation erreichen können. »Zwölf Werst sind ein Drittel von sechsunddreißig, und bis zum Dorfe Lipzy sind's einundvierzig, folglich haben wir jetzt zurückgelegt ein Drittel und –?« und so weiter.

»Wassilij,« rufe ich, als ich bemerke, daß er auf dem Bock zu schlummern beginnt, »laß mich auf den Bock, mein Täubchen!«

Er geht darauf ein. Wir tauschen die Plätze; er fängt sofort zu schnarchen an und streckt sich so lang aus, daß niemand mehr im Wagen Platz hat; mir aber bietet sich von der Höhe, die ich nun einnehme, der angenehmste Anblick: unsere vier Pferde, Nerutschinskaja, Djatschok, das Deichselpferd Ljewaja und Apotheker, die ich bis in die geringsten Besonderheiten

und feinsten Schattierungen ihrer Eigenart kenne.

»Warum ist Djatschok heute rechtes und nicht linkes Seitenpferd, Philipp?« frage ich etwas schüchtern.

»Djatschok?«

»Und Nerutschinskaja zieht gar nicht,« fahre ich fort.

»Djatschok darf nicht links eingespannt werden,« sagt Philipp, ohne meine letzte Bemerkung zu beachten; »das ist kein Pferd, das man links einspannen könnte. Links muß ein Pferd sein, das – na mit einem Wort ein Pferd; dies aber ist kein solches Pferd!«

Und bei diesen Worten neigt Philipp sich nach rechts und haut, die Zügel aus aller Kraft anziehend, den armen Djatschok immer wieder über den Schweif und über die Beine, so auf eine besondere Art, von unten herauf; ungeachtet dessen, daß

Djatschok sich aufs äußerste anstrengt und den ganzen Wagen umzuwerfen droht, stellt Philipp dies Manöver erst ein, als er das Bedürfnis fühlt, sich zu erholen und seine Mütze aus unerfindlichen Gründen auf die Seite zu rücken, obgleich sie bisher sehr gut und fest auf seinem Kopfe saß. Ich benütze den günstigen Augenblick und bitte Philipp, mich ein wenig »kutschieren« zu lassen. Philipp gibt mir erst die eine Leine, dann die zweite; endlich habe ich alle sechs Zügel und die Peitsche in der Hand und fühle mich vollkommen glücklich. Ich bemühe mich, Philipp in jeder Hinsicht nachzuahmen, und frage ihn immer wieder, ob es so recht sei; gewöhnlich aber endet es damit, daß er mit mir nicht zufrieden ist: er behauptet, das eine Pferd ziehe zu viel, das andere gar nicht; schließlich nimmt er mir die Zügel wieder fort. – Die Hitze nimmt zu. Die Lämmerwölkchen blähen sich auf wie Seifenblasen, steigen höher und höher, vereinigen sich und nehmen eine dunkelgraue Färbung an. Aus dem Fenster der Kutsche streckt sich eine Hand mit einer Flasche und einem kleinen Bündel;

Wassilij springt mit erstaunlicher
Gewandtheit während der Fahrt vom Bock
und bringt uns Käsekuchen und Kwaß.

An steilen Abhängen verlassen wir alle
unsere Wagen und laufen manchmal um die
Wette bis zur Brücke, während Wassilij und
Jakob die Bremse anziehen und von beiden
Seiten die Kutsche mit den Händen stützen,
als wenn sie imstande wären, sie zu halten,
wenn sie umfallen würde. Dann steige ich
oder Wolodja mit Mimis Erlaubnis in die
Kutsche, während Ljubotschka oder
Katjenka im offenen Wagen Platz nehmen.
Diese Übersiedelungen bereiten den
Mädchen großes Vergnügen, denn sie
finden mit Recht, daß es in unserm Wagen
bedeutend lustiger ist. Zuweilen, wenn es
allzu heiß wird, bleiben wir bei der Fahrt
durch ein Wäldchen hinter der Kutsche
zurück, brechen grüne Zweige von den
Bäumen und bauen im Wagen eine Laube.
Die fahrende Laube eilt dann in vollem
Galopp der Kutsche nach, und Ljubotschka
quietscht dabei mit der gellendsten Stimme,

was sie nie unterläßt, wenn ihr etwas großes Vergnügen bereitet.

Nun ist das Dorf erreicht, in dem wir Mittag essen und ausruhen sollen. Es riecht auch schon »nach Dorf«: nach Rauch, Teer und Baranken Ringförmige, billige Brezeln, die in ganz Rußland sehr beliebt sind. (Anm. d. Übers.); man hört das Geräusch von Stimmen, Schritten und Rädern; die Schellen klingen nicht mehr so wie auf freiem Felde, und zu beiden Seiten tauchen strohgedeckte Bauernhäuser auf, mit ihren geschnitzten, weißgehobelten Vortreppen und den kleinen, von roten oder grünen Läden umrahmten Fenstern, an denen hier und da das Gesicht einer neugierigen Bäuerin erscheint. Da sind auch die Bauernkinder in bloßen Hemdchen: mit weit aufgerissenen Augen und gespreizten Fingern stehen sie unbeweglich da, oder sie rennen, mit den nackten Füßchen eilig durch den Staub trippelnd, trotz der drohenden Gebärden Philipps hinter den Wagen her und versuchen auf die Koffer zu klettern, die hinten an den Wagen befestigt

sind. Nun laufen auch die rotblonden Hausknechte von beiden Seiten herbei und bemühen sich um die Wette, durch einladende Worte und Gebärden die Reisenden anzulocken. Tprrru! Zeichen des Kutschers zum Halten der Pferde. (Anm. d. Übers.) Das Tor knarrt, das Strangholz stößt an die Torflügel, und wir fahren in den Hof. Vier Stunden Rast und Freiheit!

Das Gewitter.

Die Sonne neigte sich zum Untergang und brannte mir mit ihren schrägen, heißen Strahlen unerträglich auf Hals und Wangen; die Ränder des Wagens waren so glühend heiß, daß man sie unmöglich anfassen konnte; dichter Staub erhob sich von der Straße und erfüllte die Luft. Nicht der leiseste Windhauch wehte, um ihn fortzutragen. Vor uns schwankte in immer gleicher Entfernung das hohe, staubige Verdeck der Kutsche, hinter dem von Zeit

zu Zeit Jakobs Mütze, der Hut und die Peitsche des Kutschers auftauchten. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; weder das staubgeschwärzte Gesicht Wolodjas, der neben mir schlummerte, noch die Bewegungen von Philipps Rücken, noch der lange Schatten unseres Wagens, der in spitzem Winkel hinter uns herlief, bot mir Zerstreuung. All meine Aufmerksamkeit war den Werstpfehlen zugewandt, die ich in der Ferne bemerkte, und den Wolken, die zuerst am Horizont verstreut waren, dann aber, eine drohende schwarze Färbung annehmend, sich zu einer großen, düsteren Wolke zusammenballten. Von Zeit zu Zeit donnerte es in der Ferne. Das verstärkte mehr als alles andere meine ungeduldige Sehnsucht, so schnell als möglich eine Herberge zu erreichen. Das Gewitter weckte in mir ein unsagbar drückendes Gefühl von Bangigkeit und Schrecken.

Bis zum nächsten Dorf hatten wir noch ungefähr zehn Werst, und eine große, dunkelviolette Gewitterwolke, die weiß Gott woher aufgetaucht war, zog, obgleich

nicht der leiseste Wind sie trieb, schnell näher und näher. Die Sonne, die noch nicht von Wolken verdeckt ist, bescheint hell ihre düstere Masse und die grauen Streifen, die sich von ihr zum Horizonte hinabziehen. Von Zeit zu Zeit flammt in der Ferne ein Blitz auf und man hört ein schwaches Rollen, das sich allmählich verstärkt, näher kommt und in abgebrochenes, das ganze Himmelsgewölbe umfassendes Geknatter übergeht. Wassilij erhebt sich vom Bock und stellt das Verdeck unseres Wagens auf, die Kutscher werfen ihre weiten Mäntel über, nehmen bei jedem Donnerschlag die Mütze ab und bekreuzigen sich; die Pferde spitzen die Ohren, blähen die Nüstern, als zögen sie die frische Luft ein, welche die herannahende Gewitterwolke ausströmt, und der Wagen rollt schneller auf der staubigen Straße dahin. Mir wird beklommen zumute und ich fühle, wie das Blut rascher in meinen Adern kreist. Nun beginnen die vorderen Wolken bereits die Sonne zu verdecken; nun hat sie zum letztenmal hervorgeblickt, hat die unheimlich düstere Seite des Himmels

bestrahlt und hat sich versteckt. Die ganze Gegend verändert sich plötzlich und nimmt einen düsteren Charakter an. Jetzt erzittert der Espenhain; die Blätter scheinen von schmutzigweißer Farbe, die sich grell vom violetten Hintergründe der Gewitterwolke abhebt, sie rauschen und schwanken; die Wipfel der großen Birken beginnen sich hin und her zu wiegen und Büschel trockenen Grases fliegen über den Weg. Weißbrüstige Schwalben umflattern unsern Wagen, als hätten sie die Absicht, uns aufzuhalten, und fliegen dicht vor der Brust der Pferde vorbei; Dohlen mit zerzausten Flügeln lassen sich förmlich seitwärts vom Winde tragen; die Ränder der Lederdecke, die wir vor die Öffnung des Verdeckes geknüpft haben, flattern auf, lassen feuchte Windstöße zu uns herein, schwingen hin und her und schlagen ans Verdeck. Der Blitz flammt so grell auf, als wäre er im Wagen selbst, blendet unsere Augen und erhellt für einen Moment das graue Tuch, die Borten und Wolodjas in eine Ecke geschmiegte Gestalt. Im selben Augenblick ertönt gerade über uns ein majestätisches

Rollen, das – in mächtiger Spirallinie
förmlich höher und höher steigend und
breiter und breiter werdend, – sich
allmählich verstärkt und in ein betäubendes
Krachen übergeht, welches unwillkürlich zu
erzittern und den Atem anzuhalten zwingt.
Gottes Zorn! wieviel Poesie liegt doch in
dieser Vorstellung des schlichten Volkes!

Die Räder drehen sich schneller und
schneller; an den Rücken Wassilijs und
Philipps, der ungeduldig an der Leine zupft,
erkenne ich, daß auch sie Angst haben. Der
Wagen rollt geschwind bergab und poltert
über die Bretterbrücke; ich fürchte mich,
eine Bewegung zu machen, und erwarte
von Minute zu Minute unser aller
Untergang.

Tprrru! Das Strangholz hat sich losgerissen,
und ungeachtet des ununterbrochenen,
betäubenden Donners sind wir gezwungen,
auf der Brücke zu halten.

Den Kopf an den Wagenrand gelehnt, folge
ich mit atemversetzender Herzbeklemmung

hoffnungslos den Bewegungen der dicken, schmutzigen Finger Philipps, der langsam eine Schlinge knüpft und an den Strangriemen zieht, wobei er das Seitenpferd mit der flachen Hand und mit dem Peitschenstiel zur Seite stößt.

Die beunruhigenden Gefühle der Bangigkeit und Angst waren in mir mit dem Stärkerwerden des Gewitters gewachsen, und als der erhabene Augenblick der Totenstille eintrat, die dem Losbrechen des Unwetters voranzugehen pflegt, hatten diese Gefühle einen so hohen Grad erreicht, daß ich überzeugt bin, ich wäre vor Aufregung gestorben, wenn dieser Zustand noch eine Viertelstunde gewährt hätte. Gerade zu dieser Zeit taucht unter der Brücke hervor in schmutzigem, zerrissenem Hemde ein menschliches Wesen auf, mit aufgedunsenem, stumpfsinnigem Gesichte, unbedecktem, wackelndem, kurzgeschorenem Kopfe, krummen, muskellosen. Beinen und einem roten, glänzenden Stumpfe statt der Hand, den er uns gerade in den Wagen hineinstreckt.

»He—err! Einem A—ar—men, um Chri—isti
willen!« ertönt eine klägliche Stimme, und
bei jedem Wort bekreuzigt sich der Bettler
und neigt sich bis zur Erde.

Ich kann das Gefühl des kalten Entsetzens,
das meine Seele in diesem Augenblick
erfaßte, nicht beschreiben. Meine Haare
sträubten sich, meine Blicke hingen mit der
Sinnlosigkeit der Angst an dem Bettler.

Wassilij, der unterwegs die Almosen zu
verteilen hat, gibt Philipp Ratschläge zur
Befestigung des Strangholzes, und erst als
alles fertig ist und Philipp, die Zügel
zusammenfassend, wieder auf den Bock
klettert, fängt er an, etwas aus der
Seitentasche hervorzusuchen. Aber kaum
hat unser Wagen sich in Bewegung gesetzt,
als ein blendender Blitz, der für einen
Moment die ganze Schlucht mit einem
Feuerschein erfüllt, die Pferde zum
Stehenbleiben bringt; ohne die geringste
Zwischenpause folgt ihm ein so
betäubendes Donnerkrachen, daß das ganze
Himmelsgewölbe über uns

zusammenzustürzen scheint. Der Wind wird stärker: die Mähnen und Schweife der Pferde, Wassilij's Mantel und die Ränder der Lederdecke nehmen alle die gleiche Richtung und flattern verzweifelt, von den gewaltigen Windstößen getrieben. Auf das Lederverdeck des Wagens fällt schwer ein großer Regentropfen, – ein zweiter, ein dritter, ein vierter, und plötzlich ist's als trommele jemand über uns, und die ganze Gegend hallt wider vom eintönigen Geräusch des herabstürzenden Regens. An den Bewegungen der Ellenbogen Wassilij's merke ich, daß er den Geldbeutel aufbindet; der Bettler läuft, sich unaufhörlich bekreuzigend und verneigend, dicht neben den Rädern her, so daß er jeden Augenblick überfahren werden kann. »Gib, um Chri – isti willen!« Endlich fliegt eine Kupfermünze an uns vorüber, und das erbarmungswürdige Geschöpf in dem die mageren Glieder umschließenden, bis auf den letzten Faden nassen, groben Hemde bleibt, vom Sturme hin und her geworfen, wie im Zweifel mitten auf der Straße stehen und entschwindet meinen Blicken.

Der schräg fallende Regen strömte, von starkem Winde getrieben, wie aus Kübeln; von Wassilijs mit langhaarigem Wollmantel bedecktem Rücken rieselten Bäche in die Pfütze trüben Wassers, die sich auf der Lederdecke gebildet hatte. Der zuerst zu Kügelchen zusammengeballte Straßenstaub verwandelte sich in flüssigen Schmutz, den die Räder kneteten; die Stöße wurden schwächer, und in den lehmigen Radspuren flössen trübe Bächlein. Die Blitze wurden breiter und blasser und das Rollen des Donners wurde durch das gleichmäßige Geräusch des Regens gedämpft.

Jetzt wird der Regen schwächer; die Gewitterwolke zerteilt sich allmählich in wellenförmige Wölkchen, wird an der Stelle, wo die Sonne stehen muß, heller und heller, und durch ihre grauweißen Ränder schimmert kaum bemerkbar ein Fleckchen klaren, blauen Himmels. Eine Minute später spiegelt sich bereits ein schüchterner Sonnenstrahl in den Pfützen der Landstraße, in den Streifen des wie durch ein Sieb senkrecht fallenden, feinen Regens

und in dem abgewaschenen, glänzenden Grün des Straßengrases. Die schwarze Gewitterwolke bedeckt nun ebenso drohend wie zuvor die entgegengesetzte Seite des Himmelsgewölbes, aber ich fürchte sie nicht mehr. Ich empfinde ein unbeschreiblich wonniges Gefühl der Lebensfreude, welches das drückende Angstgefühl in mir schnell ablöst. Meine Seele lächelt mit der erfrischten, heiteren Natur. Wassilij schlägt den Mantelkragen zurück, nimmt die Mütze ab und schüttelt die Regentropfen herunter; Wolodja schiebt die Lederdecke fort; ich beuge mich aus dem Wagen und atme gierig die erfrischte, wohlriechende Luft ein. Das glänzende, rein gewaschene Verdeck der Kutsche mit dem Koffergestell und dem Reisegepäck schwankt vor uns her, die Rücken der Pferde, das Geschirr, die Leine, die Radreifen – alles ist naß und glänzt in der Sonne wie mit Lack überzogen. Auf der einen Seite der Straße erstreckt sich – hier und da durch kleine Schluchten unterbrochen – ein von Feuchtigkeit und Grün leuchtendes, unübersehbares Feld mit

Wintergetreide wie ein dichter Teppich bis
an den Horizont; auf der andern Seite steht
ein Wäldchen von Zitterpappeln, mit
Unterholz von Haselnußsträuchern und
Faulbäumen, wie im Überschwang des
Glückes regungslos da und läßt langsam die
hellen Regentropfen von seinen
reingewaschenen Zweigen auf das dürre
Laub des Vorjahres fallen. Überall kreisen
die schopfköpfigen Lerchen mit fröhlichem
Liede und schießen schnell aus der Luft
herab; im nassen Gebüsch hört man das
geschäftige Treiben der kleinen Vögel, und
mitten aus dem Wäldchen heraus klingt
heller Kuckucksruf. So berauschend ist der
herrliche Waldesduft nach dem
Frühlingsgewitter, der Duft der Birken,
Veilchen, Morcheln, des welken Laubes,
des Faulbaums, daß ich's nicht länger im
Wagen aushalte, vom Trittbrett springe, ins
Gebüsch eile und – ungeachtet dessen, daß
ich mit Regentropfen überschüttet werde –
die nassen Zweige des eben erblühten
Faulbaumes pflücke, mir damit ins Gesicht
schlage und mich an ihrem wundervollen
Duft berausche. Ohne darauf zu achten, daß

an meinen Stiefeln riesige Klumpen Lehms kleben und daß meine Strümpfe längst durchnäßt sind, laufe ich durch den klatschenden Straßenschmutz ans Fenster der Kutsche.

»Ljubotschka! Katjenka!« rufe ich, einige Faulbaumzweige hineinreichend, »seht nur, wie hübsch!«

Die Mädchen quietschen, kreischen; Mimi schreit, ich solle fortgehen, sonst würde ich unbedingt überfahren.

»So riech' doch, wie das duftet!« rufe ich.

Neue Anschauungen.

Katjenka saß neben mir in unserem Wagen und verfolgte, das hübsche Köpfchen gesenkt, nachdenklich den unter den Rädern entwindenden, staubigen Weg. Ich blickte sie schweigend an und wunderte mich über den unkindlichen, traurigen

Ausdruck, den ich zum ersten Male auf ihrem rosigen Gesichtchen bemerkte.

»Nun kommen wir bald nach Moskau,« sagte ich, »wie denkst du, sieht es wohl aus?«

»Ich weiß nicht,« antwortete sie unlustig.

»Na aber dennoch, wie denkst du, ist es größer als Serpuchow oder nicht?«

»Was?«

»Ach nichts.«

Aber mit dem instinktiven Gefühl, mit welchem ein Mensch die Gedanken des andern errät und welches als Leitfaden des Gespräches dient, begriff Katjenka, daß ihre Gleichgültigkeit mich kränkte; sie hob den Kopf und wandte sich zu mir.

»Hat Papa euch gesagt, daß wir bei Großmama wohnen werden?«

»Ja, Großmama will ganz mit uns zusammenwohnen.«

»Und wir werden *alle* zusammenwohnen?«

»Versteht sich; wir werden oben auf der einen Seite wohnen und ihr auf der andern, und Papa im Seitenflügel; speisen werden wir alle zusammen unten bei Großmama.«

»Mama sagt, Großmama sei so ernst und böse?«

»N–nein, das scheint nur so anfangs; sie ist ernst, aber durchaus nicht böse, im Gegenteil, sehr gut und lustig. Wenn du nur gesehen hättest, was für einen Ball wir zu ihrem Namenstag hatten.«

»Dennoch, ich fürchte mich vor ihr. Übrigens weiß Gott, ob wir –«

Katjenka verstummte plötzlich und wurde wieder nachdenklich.

»Was denn?« fragte ich unruhig.

»Nichts; ich meinte nur.«

»Nein, du sagtest doch: ›Gott weiß – ‹«

»Du hast gesagt, daß ein Ball bei Großmama war?«

»Ja, schade, daß ihr nicht dabei waret. Es waren eine Menge Gäste da, gegen tausend Personen, Musik, Generäle, – und ich habe getanzt. – Katjenka,« unterbrach ich plötzlich meine Beschreibung, »du hörst nicht zu.«

»Doch, ich höre, du sagtest, daß du getanzt hast.«

»Warum bist du so verstimmt?«

»Man kann doch nicht immer lustig sein.«

»Nein, du hast dich sehr verändert, seit wir aus Moskau gekommen sind. Sag' mir die Wahrheit,« fügte ich entschlossen hinzu, indem ich mich ihr zukehrte, »warum bist du so sonderbar geworden?«

»Bin ich denn sonderbar?« antwortete Katjenka mit einer Lebhaftigkeit, welche bewies, daß meine Bemerkung sie interessierte, »ich bin doch gar nicht sonderbar.«

»Nein, du bist nicht mehr so wie früher,« fuhr ich fort, »früher sah man, daß du in allem mit uns eins warst, daß du uns wie deine Verwandten betrachtetest und uns so lieb hattest wie wir dich, und jetzt bist du so ernst geworden, hältst dich von uns fern —«

»Aber gar nicht!«

»Nein, laß mich ausreden,« unterbrach ich sie, während ich schon das leise Kitzeln in der Nase spürte, das den Tränen vorausgeht, welche mir immer in die Augen traten, wenn ich einen lang zurückgehaltenen Herzensgedanken aussprach, »du hältst dich von uns fern, du sprichst nur mit Mimi, als ob du uns nicht mehr kennen wolltest.«

»Man kann sich doch nicht immer gleich bleiben, irgendwann muß man sich doch verändern,« antwortete Katjenka, welche die Gewohnheit hatte, alles durch eine Art fatalistischer Notwendigkeit zu erklären, wenn sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Ich erinnere mich, daß sie einmal während eines Streites mit Ljubotschka, die sie ein »dummes Mädel« genannt hatte, erwiderte, es können ja nicht alle klug sein, es müsse auch Dumme geben. Aber ihre Antwort, daß man sich irgendwann verändern müsse, befriedigte mich nicht, und ich fuhr fort zu fragen:

»Warum muß man das?«

»Wir werden doch nicht immer zusammen bleiben,« antwortete Katjenka leicht errötend und aufmerksam Philipps Rücken betrachtend, »Mamachen konnte bei eurer seligen maman leben, weil sie befreundet waren, aber weiß Gott, ob sie mit der Gräfin, die, wie man sagt, so böse ist, übereinstimmen wird? Und auch sonst, irgendwann müssen wir uns ja doch

trennen: ihr seid reich, ihr besitzt
Petrowskoje, und wir sind arm, Mamachen
besitzt gar nichts.«

»Ihr seid reich, wir sind arm,« diese Worte
und die Begriffe, die mit ihnen verbunden
waren, erschienen mir außerordentlich
sonderbar; nach meinen damaligen
Begriffen konnten nur Bettler und Bauern
arm sein, und diese Vorstellung von der
Armut konnte ich durchaus nicht mit der
graziösen, hübschen Katjenka in
Verbindung bringen. Es schien mir, daß
Mimi und Katjenka, wenn sie schon immer
bei uns gelebt hatten, auch immer mit uns
leben und alles mit uns teilen würden,
anders konnte es gar nicht sein. Jetzt aber
schwirrten mir tausend neue, unklare
Gedanken über ihre Gleichstellung mit uns
durch den Kopf, und ich schämte mich so
sehr, daß wir reich und sie arm seien, daß
ich errötete und mich nicht getraute,
Katjenka anzusehen.

»Was ist denn dabei, daß wir reich und sie
arm sind,« dachte ich, »und warum ergibt

sich daraus die Notwendigkeit einer Trennung, warum sollten wir nicht gleichmäßig teilen, was wir besitzen?« Aber ich begriff, daß man mit Katjenka darüber nicht sprechen konnte, und ein gewisser, praktischer Instinkt sagte mir schon im Gegensatz zu dieser logischen Betrachtung, daß sie recht habe und daß es nicht am Platze wäre, ihr meine Gedanken zu entwickeln.

»Wirst du wirklich von uns fortgehen?« fragte ich, »wie sollen wir denn ohne einander leben?«

»Was ist dabei zu machen? Es tut mir selbst weh, aber wenn es geschehen sollte, so weiß ich, was ich tu.«

»Du willst Schauspielerin werden, so eine Dummheit!« unterbrach ich sie, weil ich wußte, daß es immer ihr Lieblingstraum gewesen war, zur Bühne zu gehen.

»Nein, das habe ich gesagt, als ich noch klein war.«

»Also was wirst du tun?«

»Ich werde ins Kloster gehen, werde dort wohnen und in einem schwarzen Kleidchen und Sammethäubchen umhergehen.«

Und Katjenka begann zu weinen.

Ist es dir, lieber Leser, in einem bestimmten Lebensabschnitt begegnet, daß du plötzlich gewahr wirst, deine Anschauungen von den Dingen verändern sich völlig, so als ob alle Gegenstände, die du bisher gesehen hast, dir plötzlich eine andere, noch unbekannte Seite zukehren? Eine solche moralische Umwälzung vollzog sich in mir zum erstenmal während jener Reise, von der ich auch den Anfang meines Knabenalters datiere.

Zum erstenmal kam mir die Erkenntnis, daß wir, das heißt unsere Familie, nicht allein auf der Welt seien, daß alle Interessen sich nicht uns allein zuwenden, und daß auch noch andere Leute existieren, die mit uns nichts gemeinsam haben, sich nicht um uns

kümmern und sogar von unserer Existenz nichts ahnen. Ich hatte das alles ohne Zweifel auch früher gewußt, aber ich hatte es nicht so gewußt, wie ich es jetzt erkannte; es war mir nicht zum Bewußtsein gekommen, ich hatte es nicht empfunden.

Ein Gedanke wird zur Überzeugung nur auf einem bestimmten Wege, der oft ganz unerwartet ist und sich von den Wegen unterscheidet, welche ein anderer Geist durchläuft, um dieselbe Überzeugung zu erlangen. Mein Gespräch mit Katjenka, das mich sehr rührte und mich zwang, über ihre zukünftige Lage nachzudenken, war für mich dieser Weg. Wenn ich die Dörfer und Städte betrachtete, durch welche wir fuhren, in denen jedes Haus wenigstens von einer solchen Familie, wie die unsere, bewohnt war, wenn ich die Frauen und Kinder ansah, die mit momentaner Neugier unserem Wagen nachblickten und für immer unseren Augen entchwanden, die Krämer, die Bauern, die uns nicht nur nicht grüßten, wie ich das in Petrowskoje gewöhnt war, sondern uns nicht einmal

eines Blickes würdigten, dann ging mir zum erstenmal die Frage durch den Kopf: Was beschäftigt sie wohl, wenn sie sich gar nicht um uns kümmern? Und aus dieser einen Frage bildeten sich andere: Wie und wovon leben sie? wie erziehen sie ihre Kinder? lehren sie sie? erlauben sie ihnen zu spielen? wie bestrafen sie sie? und so weiter.

In Moskau.

Mit der Ankunft in Moskau wurde die Veränderung meiner Anschauungen über Dinge und Personen und meiner Beziehungen zu ihnen noch merkbarer.

Bei meiner ersten Wiederbegegnung mit Großmama, als ich ihr mageres, runzeliges Gesicht und die glanzlosen Augen sah, verwandelte sich das Gefühl der ehrerbietigen Achtung und Scheu, das ich für sie empfunden hatte, in Mitleid; und als sie, ihr Gesicht an Ljubotschkas Kopf

gelehnt, so aufschluchzte, als sehe sie den Leichnam der geliebten Tochter, wandelte sich das Mitleid in mir in das Gefühl der Liebe. Es war mir unbehaglich, ihre Trauer bei der Begegnung mit uns mit anzusehen; ich begriff, daß wir selbst in ihren Augen gar nichts galten, daß wir ihr nur als eine Erinnerung teuer waren; ich fühlte, daß in jedem der Küsse, mit denen sie mein Gesicht bedeckte, der eine Gedanke zum Ausdruck kam: *sie* ist nicht mehr, sie ist tot, ich werde sie nie mehr wiedersehen.

Papa, der sich in Moskau fast gar nicht mit uns beschäftigte und mit ewig sorgenvollem Gesicht nur zum Mittagessen in schwarzem Gesellschaftsrock oder Frack zu uns kam, hatte gleichzeitig mit dem Aufgeben seiner großen Umschlagkragen, seines Schlafrockes, seiner Aufseher und Verwalter, der Spaziergänge zur Tenne und auf die Jagd in meinen Augen viel verloren. Karl Iwanowitsch, den die Großmutter »Instruktor« nannte und der plötzlich, weiß Gott warum, auf den Einfall kam, seine ehrwürdige, mir wohlbekannte Glatze

durch eine rote Perücke mit schnurgeradem Scheitel in der Mitte des Kopfes zu verdecken, erschien mir so seltsam und komisch, daß ich mich wunderte, wie ich das früher nicht bemerkt hatte.

Zwischen den Mädchen und uns bildete sich ebenfalls eine unsichtbare Scheidewand; sie sowohl als wir hatten schon unsere Geheimnisse, es war als prahlten sie vor uns mit dem Längerwerden ihrer Röckchen und wir vor ihnen mit unseren Strippenbeinkleidern. Mimi aber erschien gleich am ersten Sonntag zu Mittag in einem so prächtigen Kleide und mit solchen Bändern auf dem Kopf, daß man sofort merkte, wir seien nicht mehr auf dem Lande, und alles werde nun anders werden.

Mein älterer Bruder.

Ich war nur um ein Jahr und einige Monate jünger als Wolodja. Wir wuchsen

zusammen auf, lernten und spielten immer zusammen; man hatte zwischen uns gar keinen Unterschied des Älteren und des Jüngeren gemacht. Aber gerade um die Zeit, von welcher ich jetzt erzähle, begann ich zu verstehen, daß Wolodja an Jahren, Neigungen und Fähigkeiten nicht mein Genosse sei; es kam mir sogar vor, als ob Wolodja selbst sich seines Erstgeburtsrechtes bewußt und darauf stolz werde. Diese vielleicht trügerische Überzeugung flößte mir eine Eigenliebe ein, welche bei jedem Zusammenstoß mit ihm litt. Er war mir in allem überlegen: im Spiel, im Lernen, in Streitigkeiten, im Benehmen, und alles dieses entfernte mich von ihm und ließ mich mir unverständliche, moralische Leiden erdulden. Hätte ich, als Wolodja zum ersten Male Hemden aus holländischem Leinen mit Fältchen bekam, geradeheraus gesagt, daß es mich sehr kränkte, nicht ebensolche Wäsche zu haben, – ich bin überzeugt, mir wäre leichter zumute geworden und ich hätte nicht jedesmal, wenn er seinen Kragen richtete,

mir eingebildet, er tue das nur, um mich zu kränken.

Am meisten quälte mich, daß Wolodja, wie es mir manchmal schien, mich verstand, sich aber bemühte, das zu verbergen.

Wer kennt nicht jene geheimnisvollen, wortlosen Beziehungen, die sich in dem kaum merklichen Lächeln, in einer Bewegung oder in einem Blick, bei Menschen, die immer zusammenleben, verraten: bei Brüdern, Freunden, Ehegatten, bei Herr und Diener, besonders, wenn diese Leute nicht vollständig aufrichtig gegeneinander sind. Wie viele unausgesprochene Wünsche und Gedanken, wieviel Furcht, durchschaut zu werden, drücken sich in einem zufälligen Blicke aus, wenn die Augen sich scheu und zaghaft begegnen!

Aber vielleicht täuschten mich in dieser Hinsicht meine übermäßige Eindrucksfähigkeit und meine Neigung, alles zu zergliedern; vielleicht empfand

Wolodja überhaupt nicht so wie ich. Er war feurig, aufrichtig und unbeständig in seiner Begeisterung; die verschiedensten Dinge entzückten ihn, und er gab sich ihnen mit ganzer Seele hin.

Bald überkam ihn eine Leidenschaft für Bilder; er fing selbst zu zeichnen an, kaufte Bilder für sein ganzes Geld, erbat sich welche vom Zeichenlehrer, von Papa, von Großmama; bald eine Leidenschaft zu Dingen, mit welchen er sein Tischchen schmückte und die er im ganzen Haus sammelte; bald eine Passion für Romane, die er sich heimlich verschaffte und ganze Tage und Nächte hindurch las. – Ich wurde unwillkürlich von seinen Leidenschaften mit fortgerissen, aber ich war zu stolz, um ihm nachzuahmen, und zu jung und unselbständig, um meinen eigenen Weg zu gehen. Am allermeisten aber beneidete ich den glücklichen, vornehmen, aufrichtigen Charakter Wolodjas, der sich besonders deutlich in den Streitigkeiten äußerte, die wir zuweilen miteinander hatten. Ich fühlte,

daß er schön handelte, aber ich konnte es ihm nicht gleichtun.

Einst, als seine Leidenschaft für Nippsachen ihren höchsten Grad erreicht hatte, trat ich an seinen Tisch heran und zerbrach unabsichtlich ein leeres, buntfarbiges Riechfläschchen.

»Wer hat dich gebeten, meine Sachen anzufassen?« fragte Wolodja, der eben ins Zimmer trat und die Unordnung bemerkte, die ich in der Symmetrie der verschiedenen Dekorationen seines Tischchens verursacht hatte. »Und wo ist das Fläschchen? Du hast es gewiß –«

»Ich habe es unabsichtlich fallen lassen und es ist zerbrochen; was ist denn dabei für ein Unglück?«

»Sei so gut und *unterstehe* dich niemals, meine Sachen anzurühren,« sagte er, die Scherben des zerschlagenen Fläschchens sammelnd und sie betrübt betrachtend.

»Bitte, *kommandiere* nicht,« antwortete ich,
»hab' ich's zerbrochen, so hab' ich's
zerbrochen, was ist da weiter darüber zu
reden?« und ich lächelte, obgleich mir gar
nicht nach Lächeln zumute war.

»Ja, dir ist es gleichgültig, aber mir nicht,«
fuhr Wolodja fort und machte die
Bewegung des Achselzuckens, die er von
Papa geerbt hatte; »erst zerschlägt er's und
dann lacht er noch! So ein unausstehlicher
Bengel!«

»Ich bin ein Bengel, und du bist ein großer
Herr, aber ein Dummkopf!«

»Ich habe keine Lust, mich mit dir
herumzuzanken,« sagte Wolodja, indem er
mich leicht fortstieß: »mach', daß du
fortkommst.«

»Stoß mich nicht!«

»Mach', daß du fortkommst!«

»Ich sage dir, stoß mich nicht!«

Wolodja packte mich am Arm und wollte mich vom Tisch fortziehen, aber ich war schon aufs äußerste gereizt, ergriff das Tischbein und warf den Tisch um. »Da hast du's nun!« Und alle die Porzellan- und Kristallsächelchen flogen klirrend zu Boden.

»Unausstehlicher Bengel!« schrie Wolodja, indem er sich bemühte, die fallenden Sachen aufzufangen.

»Nun, jetzt ist alles aus zwischen uns,« dachte ich, als ich das Zimmer verließ, »jetzt sind wir für alle Ewigkeit entzweit.«

Bis zum Abend sprachen wir nicht miteinander. Ich fühlte mich schuldig, fürchtete mich, ihn anzusehen, und konnte mich den ganzen Tag mit nichts beschäftigen; Wolodja lernte gut und plauderte und lachte nach dem Mittagessen wie gewöhnlich mit den Mädchen.

Sobald der Lehrer den Unterricht beendet hatte, ging ich aus dem Zimmer: es war mir

ängstlich, unbehaglich und peinlich, mit meinem Bruder allein zu bleiben. Nach der Geschichtsstunde am Abend nahm ich meine Hefte und ging zur Tür. Als ich an Wolodja vorbeikam, wäre ich gern an ihn herangetreten und hätte mich mit ihm versöhnt; trotzdem bemühte ich mich, ein böses Gesicht zu machen. In diesem Augenblick hob Wolodja den Kopf und blickte mir mit einem kaum merklichen, gutmütig spöttischen Lächeln grade ins Gesicht. Unsere Blicke begegneten sich, und ich merkte, daß er mich durchschaut hatte und auch wußte, daß ich das merke; aber ein unüberwindliches Gefühl zwang mich, mich abzuwenden.

»Nikolenka,« sagte er ganz schlicht, ohne jede Spur von Pathos, »genug des Ärgers, verzeihe mir, wenn ich dich gekränkt habe,« und er streckte mir die Hand entgegen.

Mir war es, als würgte mich ein Etwas, das in meiner Brust höher und höher stieg und meine Kehle zuschnürte, aber das wahrte

nur eine Sekunde: meine Augen füllten sich mit Tränen und mir wurde leichter zumute.

»Verzeihe – mir, – Wolodja,« sagte ich, seine Hand drückend. Wolodja aber schaute mich an, als begreife er gar nicht, warum ich Tränen in den Augen habe.

Schrot.

»Um Gottes willen, Pulver!« schrie Mimi mit vor Erregung zitternder Stimme, »was macht ihr? Wollt ihr das Haus anzünden, uns alle umbringen?«

Und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck mutiger Energie befahl Mimi allen, zur Seite zu treten, ging mit großen, energischen Schritten auf das ausgestreute Schrot zu und begann, der Gefahr nicht achtend, die aus einer plötzlichen Explosion entstehen konnte, es mit den Füßen zu treten. Als die Gefahr nach ihrer Meinung vorüber war, rief sie Michej und befahl

ihm, dieses ganze »Pulver« weit fortzuschaffen, oder besser noch, ins Wasser zu werfen, und schritt mit stolzer Kopfbewegung dem Salon zu. »Gut wird auf sie geachtet!« murmelte sie.

Als Papa aus dem Seitenflügel kam und wir mit ihm zu Großmama gingen, saß Mimi bereits in deren Zimmer am Fenster und sah mit geheimnisvoller Amtsmiene drohend nach der Tür. Sie hielt etwas in der Hand, das in mehrere Papiere gewickelt war; ich erriet, daß es das Schrot war und daß Großmama bereits alles wußte.

Außer Mimi befand sich in Großmamas Zimmer noch das Stubenmädchen Gascha, die, wie man an ihrem zornroten Gesicht bemerken konnte, sehr aufgebracht war, und Doktor Blumental, ein kleiner, pockennarbiger Herr, der sich vergebens bemühte, Gascha zu beruhigen, indem er ihr mit Kopf und Augen geheimnisvolle, begütigende Zeichen machte.

Großmama selbst saß ein wenig abseits und legte die Patience »Der Reisende,« was immer auf eine sehr ungnädige Stimmung schließen ließ.

»Wie fühlen Sie sich heute, *maman*, haben Sie wohl geruht?« fragte Papa, ihr ehrfurchtsvoll die Hand küssend.

»Vortrefflich, mein Lieber, Sie scheinen ja zu wissen, daß ich immer vollkommen gesund bin,« antwortete Großmama in einem Tone, als ob Papas Frage die unangemessenste und beleidigendste von der Welt wäre. »Nun, wollen Sie mir nicht ein reines Taschentuch geben?« fuhr sie zu Gascha gewendet fort.

»Ich hab' es Ihnen schon gegeben,« erwiderte Gascha und zeigte auf ein schneeweißes Batisttuch, das auf der Armlehne des Sessels lag.

»Nehmen Sie diesen schmutzigen Wisch fort und geben Sie mir ein reines, meine Liebe.«

Gascha ging an die Chiffoniere, zog eine Schublade auf und stieß sie so kräftig zurück, daß die Scheiben im Zimmer klirrten. Großmama blickte uns alle streng an und fuhr fort, jeder Bewegung des Stubenmädchens genau zu folgen. Als Gascha ihr, wie mir schien, dasselbe Tuch gereicht hatte, sagte Großmama:

»Wann werden Sie mir den Schnupftabak reiben, meine Liebe?«

»Wenn ich Zeit habe, werde ich ihn reiben.«

»Was sagen Sie?«

»Heute werd' ich's tun.«

»Wenn Sie mir nicht dienen wollen, meine Liebe, so brauchten Sie es doch nur zu sagen, ich hätte Sie längst entlassen.«

»Wenn Sie mich entlassen, ich werde nicht weinen,« brummte das Mädchen halblaut.

Der Doktor winkte ihr immerfort zu, doch sie blickte ihn so zornig und entschlossen an, daß er den Kopf senkte und mit seinem Uherschlüssel zu spielen begann.

»Sehen Sie, mein Lieber,« sagte Großmama zu Papa, als Gascha brummend das Zimmer verlassen hatte, »wie man mit mir in meinem eigenen Hause spricht.«

»Erlauben Sie, *maman*, daß ich selbst Ihnen den Tabak reibe,« sagte Papa, den diese unerwartete Anrede sichtlich in große Verlegenheit brachte.

»Nein, ich danke Ihnen, sie ist ja daher so grob, weil sie weiß, daß niemand außer ihr es versteht, den Tabak so zu reiben, wie ich ihn gerne habe. – Wissen Sie, mein Lieber,« fuhr Großmama nach kurzem Schweigen fort, »daß Ihre Kinder heute beinahe das Haus angezündet hätten?«

Papa sah Großmama mit ehrfurchtsvoller Neugier an.

»Ja, mit solchen Sachen spielen sie; zeigen Sie, bitte,« sagte sie zu Mimi gewandt.

Papa nahm das Schrot in die Hand und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

»Das ist ja Schrot, *maman*,« sagte er, »das ist ganz ungefährlich.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Lieber, daß Sie mich belehren, nur bin ich schon zu alt —«

»Die Nerven, die Nerven,« flüsterte der Arzt.

Und Papa wandte sich sofort zu uns.

»Wo habt ihr das hergenommen? Und wie könnt ihr es wagen, mit solchen Sachen Unfug zu treiben?«

»Nicht die Kinder müssen Sie fragen, sondern den Instruktor,« sagte Großmama, indem sie das Wort Instruktor ganz besonders verächtlich aussprach: »wie achtet er denn auf die Knaben?«

»Woldemar sagt, Karl Iwanowitsch selbst habe ihm dieses Pulver gegeben,« mischte sich Mimi ins Gespräch.

»Nun, sehen Sie, wie gut er ist,« fuhr Großmama fort, »wo ist er denn, dieser Instruktor? – Wie heißt er doch? Rufen Sie ihn her!«

»Ich habe ihm Urlaub gegeben, einen Besuch zu machen,« sagte Papa.

»Das ist unvernünftig, er muß immer hier sein. Es sind Ihre Kinder und nicht meine, und ich habe kein Recht, Ihnen einen Rat zu geben, da Sie klüger sind als ich,« sprach Großmama weiter, »aber ich denke, es wäre Zeit, für die Knaben einen Hofmeister zu nehmen und nicht so einen Instruktor, einen deutschen Bauern. Ja, einen dummen Bauern, der sie nichts lehren kann als schlechte Manieren und Tiroler Lieder. Es ist wohl sehr wichtig für die Kinder, frage ich Sie, daß sie Tiroler Lieder singen können? Übrigens, *jetzt* ist ja

niemand da, der sich um so etwas kümmert, und Sie können machen, was sie wollen.«

Das Wort »jetzt« bedeutete: weil sie keine Mutter haben, und weckte in Großmamas Herzen wehmütige Erinnerungen: sie senkte die Augen auf die Tabaksdose mit dem Porträt und wurde nachdenklich.

»Ich habe schon lange daran gedacht,« beeilte sich Papa zu antworten, »und ich wollte mich mit Ihnen darüber besprechen, *maman*; sollten wir nicht St. Jérôme ins Haus nehmen, der sie jetzt stundenweise unterrichtet?«

»Daran würdest du sehr gut tun, mein Freund,« sagte Großmama mit einer weniger unwilligen Stimme als früher, »St. Jérôme ist doch wenigstens ein *gouverneur*, der weiß, wie man *des enfants de bonne maison* erzieht, und kein *ménin*, der nur dazu taugt, die Kinder spazieren zu führen.«

»Gleich morgen werd' ich mit ihm sprechen,« sagte Papa.

Und in der Tat, zwei Tage nach diesem Gespräch mußte Karl Iwanowitsch seine Stelle einem jungen, geckenhaften Franzosen abtreten.

Karl Iwanowitschs Geschichte.

Spät abends vor dem Tage, an welchem Karl Iwanowitsch uns auf immer verlassen sollte, stand er in seinem wattierten Schlafrock und mit dem roten Käppchen neben seinem Bett über einen Koffer gebeugt und packte sorgfältig seine Sachen.

Karl Iwanowitsch hatte sich in letzter Zeit sehr kühl gegen uns verhalten. Es war, als vermeide er jeden Verkehr mit uns; auch jetzt, als ich ins Zimmer trat, blickte er mich nur von unten herauf an und setzte ruhig seine Arbeit fort. Ich warf mich auf mein Bett und Karl Iwanowitsch, der das

früher streng verboten hatte, sagte nichts dazu; der Gedanke, daß er uns in Zukunft nicht mehr schelten, uns nie mehr etwas verbieten werde, daß er jetzt gar nichts mehr mit uns zu tun habe, erinnerte mich lebhaft an die bevorstehende Trennung. Es betrückte mich, daß er uns nicht mehr gern hatte, und ich wollte diesem Gefühle Ausdruck geben.

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe, Karl Iwanowitsch?« sagte ich nähertretend.

Karl Iwanowitsch schaute mich an und wandte sich wieder ab. Aber in dem flüchtigen Blick, den er mir zuwarf, las ich nicht die Gleichgültigkeit, mit welcher ich mir seine Kälte erklärt hatte, sondern tiefe, aufrichtige Trauer.

»Gott sieht alles und weiß alles, ohne seinen heiligen Willen geschieht nichts,« sagte er, indem er sich in seiner ganzen Größe aufrichtete und schwer aufseufzte; »ja, Nikolenka,« fuhr er fort, als er den Ausdruck ungeheuchelter Teilnahme

bemerkte, mit dem ich ihn anschaute,
»mein Schicksal ist es, unglücklich zu sein,
von frühester Kindheit bis zum Grabe. Man
hat mir stets das Gute, das ich den
Menschen erwies, mit Bösem vergolten,
aber mein Lohn ist nicht von dieser Welt,
sondern von jener,« sagte er, gen Himmel
weisend. »Wenn Sie meine Geschichte
kennen würden und wüßten, was alles ich
im Leben schon erduldet habe! Ich war
Schuhmacher, ich war Soldat, ich war
Deserteur, war Fabrikant und Lehrer, und
jetzt bin ich eine Null, und wie Gottes Sohn
habe ich nichts, da ich mein Haupt
hinlege,« sagte er und ließ sich mit
geschlossenen Augen in seinem Lehnstuhl
nieder.

Da ich merkte, daß Karl Iwanowitsch in der
gefühlvollen Stimmung war, in welcher er,
ohne auf die Zuhörer zu achten, für sich
selbst seine innersten Gedanken
auszusprechen pflegte, setzte ich mich
schweigend auf das Bett und wandte die
Augen nicht von seinem gutmütigen
Gesichte.

»Sie sind kein Kind mehr, Sie können es verstehen, ich will Ihnen meine Geschichte erzählen und alles, was ich bereits Schweres erlebt habe. Später einmal werden Sie sich des alten Freundes erinnern, der euch Kinder so sehr geliebt hat.«

Karl Iwanowitsch stützte den Ellbogen auf das Tischchen, das neben ihm stand, nahm eine Prise, richtete den Blick gen Himmel und begann mit dem gleichmäßigen Kehlton, mit dem er uns gewöhnlich diktierte, seine Erzählung.

»Das Unglück verfolgte mich schon im Mutterschoße,« sagte er in gebrochenem Russisch und wiederholte es dann noch gefühlvoller in seiner Muttersprache.

Da Karl Iwanowitsch mir später mehr als einmal in derselben Reihenfolge, mit denselben Ausdrücken und mit stets gleich bleibender Betonung seine Geschichte erzählt hat, so hoffe ich sie fast wörtlich wiedergeben zu können; natürlich ohne die

Unrichtigkeiten in der Sprache, die ich schon angedeutet habe. Ob es wirklich seine Geschichte war oder vielleicht ein Erzeugnis seiner Phantasie, welches während seines einsamen Lebens in unserem Hause zustandegekommen war und an welches er durch das häufige Wiederholen selbst glaubte, oder ob er nur mit phantastischen Erfindungen die wirklichen Ereignisse seines Lebens ausschmückte, – das habe ich bis zur Stunde nicht entscheiden können. Einerseits erzählte er seine Geschichte mit zu lebhafter Empfindung und methodischer Folgerichtigkeit, die ja die Hauptmerkmale der Wahrscheinlichkeit bilden, andererseits enthielt seine Geschichte zuviel poetische Schönheiten, so daß grade diese Schönheiten Zweifel hervorriefen.

»In meinen Adern fließt das edle Blut der Grafen von Sommerblatt,« sagte er erst russisch, dann deutsch, »der Mann meiner Mutter (ich nannte ihn Papa) war Pächter beim Grafen Sommerblatt; er konnte die Schande meiner Mutter nicht vergessen und

liebte mich nicht. Ich hatte einen kleinen Bruder, Johann, und zwei Schwestern, aber ich war ein Fremder in meiner eigenen Familie. Wenn Johann ungezogen war, so sagte Papa: ›Von diesem Bengel Karl habe ich keinen Augenblick Ruhe,‹ und ich wurde gescholten und bestraft; wenn die Schwestern miteinander stritten, sagte Papa: ›Karl wird nie ein gehorsamer Junge werden,‹ und ich wurde gescholten und bestraft; nur mein gutes Mütterchen liebte und küßte mich. Oft sagte sie zu mir: ›Karl, komm herein in mein Zimmer!‹ und dann küßte sie mich heimlich. ›Armer, armer Karl,‹ sagte sie, ›niemand liebt dich, aber ich möchte dich um nichts in der Welt hergeben, nur um eines bittet dich dein Mütterchen,‹ sprach sie zu mir, ›lerne gut und trachte nur, ein ehrlicher Deutscher zu werden, und der liebe Gott wird dich nicht verlassen.‹ Ich gab mir alle Mühe; als ich vierzehn Jahre alt geworden war und zur Kommunion gehen durfte, sagte Mama zu Papa: ›Karl ist nun ein großer Junge, Gustav, was sollen wir mit ihm anfangen?‹ Und Papa antwortete: ›Ich weiß nicht.' Da

sagte Mama: ›Geben wir ihn in die Stadt zu Herrn Schulz, er soll Schuhmacher werden,‹ und mein Vater sagte: ›Gut.‹

Sechs Jahre und sieben Monate lebte ich in der Stadt beim Schustermeister, und mein Herr hatte mich gern. Er sagte: ›Karl ist ein guter Arbeiter und wird bald mein Geselle sein.‹ Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Im Jahre 1796 fand eine Konskription statt, und jeder Bursche zwischen achtzehn und einundzwanzig Jahren, der zum Soldaten taugte, mußte sich in der Stadt einfinden. Papa und mein Bruder Johann kamen in die Stadt, und wir gingen zusammen das Los zu ziehen, wer Soldat werden sollte und wer nicht; Johann zog eine schlechte Nummer, – er mußte Soldat werden; ich zog eine gute Nummer, – ich brauchte nicht Soldat zu werden. Aber Papa sagte: ›Ich hatte einen einzigen Sohn, und von diesem muß ich mich trennen‹; ich faßte seine Hand und sprach: ›Warum sprechen Sie so, Papachen, kommen Sie mit mir, ich will Ihnen etwas sagen!‹ Und Papa ging mit mir, und wir setzten uns in einem

Wirtshaus an einen kleinen Tisch. »Bringen Sie uns zwei Krüge,« sagte ich, und man brachte sie uns. Wir tranken jeder ein Gläschen und mein Bruder Johann trank ebenfalls. »Papachen,« sagte ich, »sagen Sie nicht, Sie hätten nur einen Sohn und müßten sich von ihm trennen; mir will das Herz aus dem Leibe springen, wenn ich so etwas höre; Bruder Johann soll nicht dienen, ich werde Soldat werden. Karl ist hier niemand nötig und Karl wird Soldat werden.« – »Du bist ein braver Mensch, Karl Iwanowitsch,« sagte mir Papa und küßte mich, »du bist ein braver Bursche.« Und ich wurde Soldat.«

Fortsetzung des Vorhergehenden.

»Es war damals eine schreckliche Zeit, Nikolenka,« fuhr Karl Iwanowitsch fort, immer wieder die Sätze erst russisch, dann deutsch sagend, »es war die Zeit Napoleons. Er wollte Deutschland erobern

und wir verteidigten unser Vaterland bis auf den letzten Tropfen Blut; ich war bei Ulm, ich war bei Austerlitz, ich war bei Wagram.«

»Haben Sie wirklich auch Krieg geführt?«
fragte ich, ihn verwundert anschauend,
»haben Sie auch Menschen getötet?«

Karl Iwanowitsch beruhigte mich sofort über diesen Punkt.

»Eines Tages war ein französischer Grenadier hinter seinen Leuten zurückgeblieben und an der Straße niedergefallen; ich kam mit dem Gewehr herbeigelaufen und wollte ihn erstechen, aber der Franzose warf sein Gewehr fort und rief: ›Pardon,‹ da ließ ich ihn laufen. – Bei Wagram hatte Napoleon uns auf eine Insel zurückgeworfen und so umzingelt, daß wir uns auf keine Weise retten konnten. Dreimal vierundzwanzig Stunden waren wir ohne Proviant und standen bis an die Knöchel im Wasser; der Bösewicht Napoleon wollte uns nicht gefangen

nehmen und auch nicht freilassen. Am vierten Tage nahm man uns, Gott sei Dank, gefangen und führte uns in eine Festung ab. Ich hatte blaue Beinkleider, einen Uniformrock aus feinem Tuch, fünfzehn Taler bar und eine silberne Uhr, – ein Geschenk meines Papas. Ein französischer Soldat nahm mir alles fort; zum Glück besaß ich noch drei Goldstücke, welche Mamachen mir in das Brustwams eingenäht hatte; sie wurden von niemand gefunden.

Ich wollte nicht lange in der Festung bleiben und entschloß mich zu fliehen. Einst an einem hohen Festtage sagte ich zum Sergeanten, der uns beaufsichtigte: ›Herr Sergeant, heute ist ein hoher Festtag, ich will ihn feiern; holen Sie bitte zwei Fläschchen Madeira, wir wollen ihn zusammen trinken.‹ Und der Sergeant sagte: ›Gut.‹ Als der Sergeant den Madeira geholt und wir jeder ein Gläschen getrunken hatten, faßte ich ihn bei der Hand und fragte: ›Herr Sergeant, vielleicht haben auch Sie Vater und Mutter?‹ Er sagte: ›Gewiß, Herr Mauer.‹ – ›Mein Vater und

meine Mutter«, sprach ich, »haben mich schon acht Jahre lang nicht gesehen und wissen nicht, ob ich noch lebe oder ob meine Gebeine nicht schon längst in der feuchten Erde ruhen. O, Herr Sergeant, ich habe zwei Goldstücke, die in meinem Wams versteckt waren, nehmen Sie diese und lassen Sie mich frei; seien Sie mein Wohltäter, und mein Mütterchen wird ihr ganzes Leben lang für Sie zum allmächtigen Gott beten!«

Der Sergeant trank ein Gläschen Madeira und sagte: »Herr Mauer, ich liebe Sie sehr und bedauere Sie, aber Sie sind ein Gefangener und ich bin Soldat.« Ich drückte ihm die Hand und sagte: »Herr Sergeant!« und der Sergeant sagte: »Sie sind ein armer Mensch und ich werde Ihr Geld nicht nehmen, aber ich will Ihnen helfen: wenn ich schlafen gehe, kaufen Sie einen Eimer Schnaps für die Soldaten, dann werden auch sie einschlafen; ich werde nicht auf sie achten.«

Er war ein guter Mensch. Ich kaufte einen Eimer Schnaps, und als die Soldaten betrunken waren, zog ich meine Stiefel und meinen alten Mantel an und ging leise zur Tür hinaus. Ich erstieg den Wall und wollte hinunterspringen, doch da unten war Wasser und ich wollte nicht mein letztes Gewand verderben: ich ging also zum Tor. Die Wache ging mit dem Gewehr auf und ab und sah mich an.

› Qui vive?‹ sagte er auf einmal, und ich schwieg; › qui vive? sagte er zum zweitenmal, und ich schwieg; › qui vive?‹ sagte er zum drittenmal, da ergriff ich die Flucht. Ich sprang ins Wasser, kletterte aus der andern Seite ans Ufer und machte mich aus dem Staube. Die ganze Nacht lief ich die Straße entlang, aber als es Tag wurde, fürchtete ich, daß man mich erkennen könnte, und versteckte mich in einem hohen Kornfelde; dort kniete ich nieder, faltete die Hände und dankte dem allmächtigen Gott für seine Barmherzigkeit, und mit beruhigtem Gefühl schlief ich ein.

Am Abend erwachte ich und ging weiter.
Plötzlich holte mich ein großer deutscher
Frachtwagen mit zwei Rappen ein; im
Wagen saß ein gutgekleideter Mann,
rauchte sein Pfeifchen und sah zu mir
herüber. Ich ging langsam, damit der Wagen
vorausfahre, aber je langsamer ich ging, um
so langsamer fuhr der Wagen, und der
Mensch sah mich an; ich ging schneller, da
fuhr auch der Wagen schneller, und der
Mensch sah mich an; ich setzte mich an den
Wegrand, da brachte der Mann seine Pferde
zum Stehen, und sah mich an. ›Junger
Mann,‹ sagte er, ›wohin gehen Sie so spät?‹
Ich antwortete: ›Ich gehe nach Frankfurt.‹ –
›Setzen Sie sich in meinen Wagen, es ist
Platz genug da, und ich führe Sie hin. Wie
kommt es, daß Sie kein Gepäck haben, daß
Sie unrasiert sind und daß Ihre Kleider
schmutzig sind?‹ fragte er mich, als ich
neben ihm saß. – ›Ich bin ein armer
Mensch,‹ antwortete ich, ›ich suche Arbeit
in einer Fabrik, mein Anzug ist schmutzig,
weil ich unterwegs hingefallen bin.‹ – ›Sie
sprechen die Unwahrheit, junger Mann,‹

sagte er, ›der Weg ist jetzt trocken.‹ Und ich schwieg.

›Sagen Sie mir die ganze Wahrheit,‹ sprach der gute Mann zu mir, ›wer sind Sie und woher kommen Sie? Ihr Gesicht gefällt mir, und wenn Sie ein ehrlicher Mensch sind, so will ich Ihnen helfen.‹

Und ich erzählte ihm alles. Er sagte: ›Gut, junger Mann, fahren Sie mit mir in meine Seilfabrik, ich werde Ihnen Arbeit, Kleidung und Lohn geben und Sie werden bei mir wohnen.‹

Und ich sagte: ›Gut.‹

Wir kamen in die Seilerei, und der gute Mensch sprach zu seiner Frau: ›Da ist ein junger Mann, der für sein Vaterland gekämpft hat und aus der Gefangenschaft entflohen ist. Er hat weder ein Heim, noch Kleider, noch Brot, er soll bei uns bleiben. Bringt ihm frische Wäsche und gebt ihm zu essen.‹

Ich lebte eineinhalb Jahre in der Seilerei, und mein Herr gewann mich so lieb, daß er mich nicht fortlassen wollte. Ich fühlte mich dort wohl. Ich war damals ein hübscher Mann, ich war jung, groß von Wuchs, hatte blaue Augen und eine römische Nase, und Madame L... (ich darf ihren Namen nicht nennen), die Frau meines Herrn, war eine hübsche, junge Frau.«

Hier machte Karl Iwanowitsch eine lange Pause, verdrehte seine guten, blauen Augen, wiegte den Kopf hin und her und lächelte, wie man unter dem Eindruck angenehmer Erinnerungen zu lächeln pflegt.

»Ja,« begann er wieder, sich im Lehnstuhl zurechtsetzend und seinen Schlafrock übereinanderschlagend, »ich habe viel Gutes und viel Böses in meinem Leben erfahren, aber hier ist mein Zeuge,« sprach er, indem er auf ein auf Kaneva gesticktes Bild des Heilands zeigte, das über seinem Bette hing; »niemand kann sagen, daß Karl Iwanowitsch kein Ehrenmann gewesen sei.

Ich wollte nicht mit schwarzem Undank das Gute vergelten, das Herr L ... mir erwiesen hatte, und ich beschloß, aus seinem Hause zu entfliehen. Eines Abends, als alles schlafen gegangen war, schrieb ich einen Brief an meinen Herrn und legte ihn auf den Tisch in meinem Zimmer; dann nahm ich meine Kleider und drei Taler Geld und ging leise auf die Straße hinaus. Niemand hatte mich gesehen, und ich ging meines Weges.«

Fortsetzung.

»Neun Jahre hatte ich mein Mütterchen nicht gesehen und ich wußte nicht, ob sie noch lebte, oder ob ihre Gebeine schon in der kühlen Erde ruhten. Ich begab mich in meine Heimat. Als ich in die Stadt kam, fragte ich: ›Wo wohnt Gustav Mauer, der Pächter des Grafen Sommerblatt?‹ und man sagte mir: ›Graf Sommerblatt ist gestorben, und Gustav Mauer wohnt jetzt in der

Hauptstraße und hat einen Likörladen!« Ich zog meine neue Weste an und meinen guten Überrock, ein Geschenk des Fabrikanten, kämmte mir sorgfältig das Haar und ging in den Likörladen meines Papas; Schwester Mariechen saß im Laden und fragte, was ich wünsche. Ich antwortete: »Kann man ein Gläschen Likör bekommen?« Da sagte sie: »Vater, ein junger Mann wünscht ein Gläschen Likör.« Ich setzte mich an ein Tischchen, trank mein Gläschen Likör, rauchte mein Pfeifchen und betrachtete Papa, Mariechen und Johann, der ebenfalls in den Laden gekommen war. Im Gespräch sagte Papa zu mir: »Junger Mann, Sie wissen wahrscheinlich, wo jetzt unsere Armee steht?« Ich antwortete: »Ich komme selbst von der Armee, und sie steht bei Wien!« »Unser Sohn«, sagte Papa, »war Soldat und hat uns schon neun Jahre nicht geschrieben, und wir wissen nicht, ob er lebt oder gestorben ist; meine Frau weint immer um ihn.« Ich rauchte mein Pfeifchen und sagte: »Wie heißt Ihr Sohn und wo dient er? Vielleicht kenne ich ihn.« – »Er heißt Karl Mauer und dient bei den

österreichischen Jägern,« sagte mein Papa.
– »Er ist groß von Wuchs und ein hübscher
Mensch wie Sie«, sagte Schwester
Mariechen. Ich sagte: »Ich kenne Ihren
Karl.« – »Amalia,« rief auf einmal mein
Vater, »komm' doch her, hier ist ein junger
Mann, der unsern Karl kennt,« und meine
liebe Mama trat aus der Hintertür; ich
erkannte sie sofort. »Sie kennen unsern
Karl?« fragte sie, sah mich an, erblaßte und
begann zu zittern. »Ja, ich habe ihn
gesehen,« sagte ich und wagte nicht, meine
Augen zu ihr zu erheben, das Herz wollte
mir aus dem Leibe springen. »Mein Karl
lebt!« rief Mama, »Gott sei Dank! wo ist
mein lieber Karl? Ich würde ruhig sterben,
wenn ich noch einmal ihn, meinen
geliebten Sohn, sehen könnte, aber Gott
will es nicht so!« und sie begann zu weinen.
Ich ertrug es nicht; »Mamachen,« rief ich,
»ich bin Ihr Karl!« und sie sank mir in die
Arme.«

Karl Iwanowitsch schloß die Augen und
seine Lippen zitterten.

»»Mutter,« sagte ich, »ich bin Ihr Sohn, ich bin Ihr Karl,« und sie stürzte mir in die Arme,« wiederholte er, als er sich ein wenig beruhigt und die großen Tränen, die über seine Wangen rollten, getrocknet hatte.

»Aber es war Gott nicht gefällig, daß ich meine Tage in der Heimat beschließen sollte; mir war Mißgeschick beschieden. Das Unglück verfolgte mich überall, ich blieb nur drei Monate in der Heimat. Eines Sonntags saß ich im Kaffeehause, kaufte mir ein Glas Bier, rauchte mein Pfeifchen und unterhielt mich mit meinen Bekannten über Politik, über den Kaiser Franz, über Napoleon, über den Krieg, und jeder sagte seine Meinung. Neben uns saß ein unbekannter Herr in grauem Überrock, trank Kaffee, rauchte ein Pfeifchen und sprach nicht mit uns; er rauchte sein Pfeifchen und schwieg still. Als der Nachtwächter 10 Uhr verkündete, nahm ich meinen Hut, zahlte und ging heim. Um Mitternacht klopfte jemand an unsere Tür. Ich erwachte und rief: »Wer da?« – »Macht auf!« – Ich antwortete: »Sagt, wer Ihr seid,

und ich werde aufmachen!« – »Macht auf im Namen des Gesetzes!« sprach es hinter der Tür. Und ich machte auf. Zwei Soldaten mit Gewehren standen an der Tür, und in mein Zimmer trat der unbekannte Herr im grauen Überrock, der neben uns im Kaffeehaus gesessen hatte; es war ein Spion. »Kommen Sie mit,« sagte der Spion. – »Gut,« sagte ich. Ich zog meine Stiefel und meine Pantalons an, nahm meine Hosenträger und ging im Zimmer umher. In meinem Herzen kochte es; ich sagte mir: »Er ist ein Schurke;« als ich zur Wand kam, an der mein Degen hing, ergriff ich plötzlich den Degen und rief: »Du bist ein Spion, verteidige dich!« Ich gab ihm einen Hieb rechts, einen Hieb links und einen auf den Kopf. Der Spion fiel um. Ich nahm meinen Mantelsack und meinen Beutel und sprang zum Fenster hinaus. Ich kam nach Ems und wurde dort mit dem General Sazin bekannt, er gewann mich lieb, verschaffte mir vom Gesandten einen Paß und nahm mich mit sich nach Rußland, wo ich seine Kinder erziehen sollte. Als der General Sazin starb, berief mich Ihr Mütterchen zu

sich; sie sagte mir: ›Karl Iwanowitsch, ich übergebe Ihnen meine Kinder, haben Sie sie lieb, und ich werde Sie nie verlassen, ich werde für Ihr Alter sorgen.‹ Jetzt ist sie nicht mehr, und alles ist vergessen; für zwanzigjährige Dienste muß ich jetzt auf meine alten Tage aus die Straße hinaus, mir mein Stück trockenes Brot suchen. Gott sieht alles und weiß alles, und es ist wohl so sein heiliger Wille; nur um euch tut es mir leid, Kinder!« schloß Karl Iwanowitsch, indem er mich an der Hand zu sich heranzog und mich auf die Stirn küßte.

Die Eins.

Nach Beendigung des Trauerjahres erholte sich Großmama ein wenig von dem Schmerz, der sie betroffen hatte, und empfing von Zeit zu Zeit wieder Gäste, besonders Kinder, unsere Altersgenossen und -genossinnen. An Ljubotschkas Geburtstag, am 13. Dezember, kam noch

vor dem Mittagessen die Fürstin Kornakow mit ihren Töchtern, Frau Walachin mit Ssonitschka, Ilinka Grapp und die beiden jüngeren Brüder Iwin.

Das Geräusch der Stimmen, des Gelächters und Hin- und Herlaufens drang von unten, wo sich die ganze Gesellschaft versammelte, zu uns herauf; wir aber durften nicht eher zu den andern, als bis der Vormittagsunterricht beendet war. Auf dem Stundenplan, der im Schulzimmer hing, hieß es: *Lundi, de 2 à 3, maître d'histoire et géographie*, und diesen *maître d'histoire* mußten wir abwarten, anhören und hinausbegleiten, bevor wir frei waren. Es war schon zwanzig Minuten über zwei und der Geschichtslehrer war noch immer weder zu hören, noch auf der Straße zu sehen, die er kommen mußte und die ich entlang schaute, mit dem heißen Wunsch, ihn niemals zu erblicken.

»Es scheint, Lebedew kommt heute nicht,« sagte Wolodja, sich auf einen Augenblick

von Smaragdows Lehrbuch, nach welchem er seine Aufgabe lernte, losreißend.

»Gott geb's, Gott geb's! Ich weiß tatsächlich nichts; allein mir scheint, er kommt schon,« setzte ich traurig hinzu.

Wolodja stand auf und trat ans Fenster.

»Nein, das ist er nicht, das ist irgend ein Herr,« sagte er, »warten wir noch bis halb drei,« fügte er hinzu, indem er sich reckte und sich gleichzeitig den Kopf kratzte, wie er das gewöhnlich zu tun pflegte, wenn er für einen Augenblick von der Arbeit ausruhte; »wenn er auch um halb drei noch nicht da ist, dann kann man es St. Jérôme sagen und die Bücher fortlegen.«

»Wenn er doch nicht käme!« sprach ich, mich ebenfalls reckend, und schüttelte über meinem Kopf das Lehrbuch Kaidanows, welches ich mit beiden Händen hielt.

Aus Langeweile schlug ich das Buch an der Stelle auf, die uns aufgegeben war, und

begann zu lesen. Die Aufgabe war groß und schwer, ich wußte nichts und sah ein, daß es mir unmöglich sein würde, auch nur etwas davon zu behalten, um so mehr, als ich mich in jenem aufgeregten Zustande befand, in welchem die Gedanken sich weigern, sich auf irgend einen Gegenstand zu konzentrieren.

Nach der vorigen Aufgabe aus der Geschichte, die mir stets als der langweiligste und schwerste Gegenstand erschienen war, hatte Lebedew mich bei St. Jérôme verklagt und mir im Aufgabenhefte ein Zwei gegeben, was für sehr schlecht galt. In den russischen Schulen gilt 1 als die schlechteste, 5 als die beste Note. (Anm. d. Übers.) St. Jérôme hatte mir damals gesagt, wenn ich in der nächsten Stunde weniger bekäme als drei, so werde er mich streng bestrafen; jetzt war diese nächste Stunde gekommen und ich hatte, offen gestanden, große Angst.

Ich war so beschäftigt mit dem Lesen der Aufgabe, daß das Geräusch des

Galoschenausziehens im Vorzimmer mich plötzlich auffahren ließ. Ich hatte kaum Zeit, mich umzusehen, da erschien auch schon in der Tür das pockennarbige, mir widerwärtige Gesicht und die nur zu bekannte, plumpe Gestalt des Lehrers in blauem, zugeknöpftem Frack mit den Gelehrtenknöpfen.

Der Lehrer legte bedächtig seine Mütze auf das Fensterbrett, die Hefte auf den Tisch, schlug mit beiden Händen seinen Frack zurück (als wenn das sehr notwendig gewesen wäre), und setzte sich pustend auf seinen Platz.

»Nun, meine Herren,« sagte er, indem er seine schweißigen Finger aneinander rieb, »lassen Sie uns zuerst das durchnehmen, was ich in der vorigen Stunde gesagt habe, und dann will ich mich bemühen, Sie mit den weiteren Ereignissen des Mittelalters bekannt zu machen.«

Das bedeutete: sagt eure Aufgaben her.

Während Wolodja ihm mit der Freiheit und Sicherheit antwortete, welche denen eigen ist, die ihre Aufgabe wissen, ging ich ohne jede Ursache auf die Treppe hinaus, wo Mimi, die stets die Ursache meines Unglücks war, plötzlich vor mir stand.

»Sie hier?« fragte sie und sah mich drohend an.

Ich fühlte mich durch und durch schuldig, sowohl weil ich nicht im Schulzimmer war, als auch weil ich mich an einem so unzeitgemäßen Orte befand. Daher schwieg ich, senkte den Kopf und bewies durch meine ganze Erscheinung die rührendste Reue.

»Nein, das ist doch unglaublich!« sagte Mimi, »was machen Sie hier?«

Ich schwieg.

»Nein, das wird nicht so bleiben,« sprach sie und klopfte mit den Fingerknöcheln auf

das Treppengeländer, »ich werde alles der Gräfin erzählen.«

Es fehlten nur noch fünf Minuten auf drei, als ich ins Unterrichtszimmer zurückkehrte. Der Lehrer tat, als hätte er weder meine Abwesenheit noch meine Anwesenheit bemerkt, und erklärte Wolodja die Aufgabe für die nächste Stunde. Als er nach Beendigung seiner Auseinandersetzungen die Bücher zusammenlegte und Wolodja ins Nebenzimmer ging, um die Stundenmarke zu holen, kam mir der freudige Gedanke, daß alles vorüber sei und daß er mich vergessen habe.

Doch plötzlich wandte er sich mit dem Lächeln eines Bösewichtes zu mir.

»Ich hoffe, Sie haben Ihre Aufgabe gelernt,« sagte er, sich die Hände reibend.

»Jawohl, ich habe sie gelernt,« antwortete ich.

»Sagen Sie mir gefälligst etwas über den Kreuzzug Ludwigs des Heiligen,« sprach er, sich auf dem Stuhle schaukelnd und nachdenklich seine Füße anblickend; »erzählen Sie mir erst etwas von den Ursachen, die den französischen König veranlaßten, das Kreuz zu nehmen,« fuhr er fort, wobei er die Augenbrauen in die Höhe zog und mit dem Finger auf das Tintenfaß zeigte; »dann erklären Sie mir die allgemeinen, charakteristischen Merkmale dieses Kreuzzuges,« – und er machte mit der Hand eine Bewegung, als wolle er etwas fangen – »und endlich den Einfluß dieses Kreuzzuges auf die europäischen Staaten im allgemeinen,« und er schlug mit den Heften links auf den Tisch, – »und auf das französische Königreich im besonderen,« schloß er und schlug nun rechts auf den Tisch und neigte auch den Kopf nach rechts.

Ich schluckte ein paarmal, räusperte mich, legte den Kopf auf die Seite und schwieg; dann ergriff ich eine Feder, die auf dem

Tische lag, begann an ihr zu zupfen und schwieg weiter.

»Geben Sie mir, bitte, die Feder,« sagte der Lehrer, die Hand darnach ausstreckend, »ich werde sie brauchen. Nun?«

»Lud – – Kön – – – Ludwig der Heilige war – war – war ein guter und kluger König.«

»Wie?«

»König. Er faßte den Plan, nach Jerusalem zu gehen und übergab die Zügel der Regierung seiner Mutter.«

»Wie hieß sie?«

»B–B–Blanka.«

»Wie? Bulanka?«

Ich lächelte ungeschickt und verlegen.

»Nun, wissen Sie nicht noch etwas?« fragte er spöttisch.

Ich hatte nichts zu verlieren; ich räusperte mich also und begann vorzuerzählen, was mir gerade in den Sinn kam. Der Lehrer schwieg, fegte mit der Feder, die er mir fortgenommen hatte, den Staub vom Tisch, sah unverwandt an meinem Ohr vorbei und wiederholte: »Gut, sehr gut;« ich fühlte, daß ich nichts wußte, daß ich mich ganz falsch ausdrückte, und es kränkte mich furchtbar, daß der Lehrer mich nicht unterbrach und mich nicht korrigierte.

»Warum faßte er denn den Plan, nach Jerusalem zu gehen?« fragte er, meine Worte wiederholend.

»Darum – weil – dazu – da er –«

Ich kam vollständig in Verwirrung, verstummte und fühlte, daß ich, wenn dieser Bösewicht von Lehrer auch ein ganzes Jahr schweigen und mich fragend ansehen würde, dennoch nicht imstande wäre, auch nur einen Laut hervorzubringen. Der Lehrer sah mich etwa drei Minuten an, dann zeigte sich auf seinem Gesicht

plötzlich der Ausdruck tiefer Trauer, und mit gefühlvoller Stimme sagte er zu Wolodja, der eben wieder ins Zimmer trat:

»Reichen Sie mir, bitte, das Heftchen, damit ich Ihnen die Noten geben kann.«

Wolodja reichte ihm das Aufgabenbuch und legte vorsichtig die Stundenmarke daneben.

Der Lehrer öffnete das Buch, tauchte behutsam die Feder ins Tintenfaß und schrieb mit schöner Handschrift für Wolodja in die Rubrik Fortschritte und Betragen eine Fünf; dann hielt er die Feder über der Rubrik, in welcher meine Nummer stehen sollte, blickte mich an, schüttelte die Tinte ab und dachte nach.

Plötzlich machte seine Hand eine kaum merkliche Bewegung, und in der Rubrik Fortschritte erschienen eine schön geschriebene Eins und ein Punkt; eine zweite Bewegung – und in der Rubrik Betragen erschienen eine zweite Eins und ein Punkt.

Nachdem er das Heft sorgfältig geschlossen hatte, stand der Lehrer auf und ging zur Tür, als wenn er meinen Blick, in dem sich Verzweiflung, flehentliche Bitte und Vorwurf ausdrückten, gar nicht bemerkte.

»Michael Larionowitsch,« sagte ich.

»Nein,« antwortete er, sofort verstehend, was ich ihm sagen wollte, »so darf man nicht lernen, ich will das Geld nicht umsonst einstecken.«

Er zog die Galoschen an, warf den Kamelottemantel um und hüllte sich mit großer Sorgfalt in den Schal, als hätte man sich noch um irgend etwas sorgen können, nach dem, was mir passiert war! Für ihn war es ein Federstrich, für mich ein großes Unglück.

»Ist die Stunde zu Ende?« fragte St. Jérôme, ins Zimmer tretend.

»Ja.«

»War der Lehrer mit euch zufrieden?«

»Ja,« sagte Wolodja.

»Welche Note haben Sie bekommen?«

»Fünf.«

»Und Nikolaus?«

Ich schwieg.

»Mir scheint, eine Vier,« sagte Wolodja.

Er verstand, daß ich gerettet werden mußte, und sei es auch nur für den heutigen Tag. Mag die Strafe kommen, aber nur nicht heute, wo wir Gäste hatten.

»Voyons, messieurs (St. Jérôme hatte die Gewohnheit, bei jedem Wort voyons zu sagen), faites votre toilette et descendons.«

Das Schlüsselchen.

Wir hatten uns kaum unten mit den Gästen begrüßt, als wir zu Tisch gebeten wurden. Papa war sehr guter Laune (es war eine Zeit, in welcher er beim Spiel gewann), hatte Ljubotschka ein teures, silbernes Service geschenkt und erinnerte sich während des Mittagessens, daß er bei sich im Seitenflügel noch eine Bonbonniere hatte, die für das Geburtstagskind bestimmt war.

»Anstatt den Diener zu schicken, geh' lieber du hinüber, Koko,« sagte er zu mir. »Die Schlüssel liegen auf dem großen Tisch in der Muschel, weißt du? Nimm sie also und öffne mit dem größten Schlüssel die zweite Schublade rechts; dort wirst du ein Kästchen und Konfekt in Papier finden. Bringe das alles her.«

»Soll ich dir auch Zigarren bringen?« fragte ich, weil ich wußte, daß er nach dem Mittagessen immer darnach schickte.

»Gut, bringe sie, aber paß auf, daß du bei mir nichts anrührst!« rief er mir nach.

Nachdem ich die Schlüssel an der bezeichneten Stelle gefunden hatte, wollte ich schon die Schublade öffnen, als mich der Wunsch packte zu erfahren, wozu der winzige Schlüssel, der am selben Bunde hing, wohl diente.

Auf dem Tisch lag zwischen tausenderlei verschiedenen Sachen eine gestickte Briefmappe mit daranhängendem Schloß, und ich wollte versuchen, ob der kleine Schlüssel dazu paßte. Der Versuch war von vollem Erfolge gekrönt: die Briefmappe öffnete sich, und ich fand darin einen ganzen Haufen Papiere. Das Gefühl der Neugier riet mir mit solcher Überzeugungskraft, nachzuschauen, was für Papiere das waren, daß ich die Stimme des Gewissens überhörte und den Inhalt der Mappe zu untersuchen begann.

Das kindliche Gefühl bedingungsloser Achtung vor allen älteren Leuten und besonders vor Papa war so stark in mir, daß mein Verstand sich unbewußt dagegen sträubte, irgend welche Folgerungen aus

dem, was ich sah, zu ziehen; ich fühlte nur,
daß Papa in einer ganz besonders schönen,
für mich unerreichbaren Sphäre leben
müsse, und daß mein Versuch, die
Geheimnisse seines Lebens zu
durchdringen, so etwas wie
Tempelschändung war.

Daher hinterließen die Entdeckungen, die
ich fast zufällig in Papas Mappe machte, in
mir gar keine klaren Vorstellungen außer
dem dunklen Bewußtsein, daß ich häßlich
gehandelt hatte. Ich fühlte mich beschämt
und verlegen.

Unter dem Einflusse dieses Gefühls wollte
ich die Briefmappe so schnell als möglich
schließen, aber es war mir offenbar
beschieden, an jenem denkwürdigen Tage
Unglück jeder Art zu erfahren: nachdem ich
den Schlüssel in das Schlüsselloch gesteckt
hatte, drehte ich ihn nach der falschen Seite
um. Im Glauben, daß ich nun zugeschlossen
habe, zog ich den Schlüssel heraus und – o
Schreck! – hielt nur den Griff des
Schlüssels in der Hand. Vergeblich bemühte

ich mich, ihn mit dem im Schloß stecken
gebliebenen Teil zu vereinigen und diesen
durch irgend einen Zauber herauszuziehen.
Ich mußte mich schließlich mit dem
schrecklichen Gedanken vertraut machen,
daß ich ein neues Verbrechen begangen
hatte, welches noch heute bei Papas
Rückkehr in sein Arbeitszimmer an den Tag
kommen mußte.

Mimis Anklage, die Eins und das
Schlüsselchen! Schlimmeres konnte mir
nicht zustoßen. Großmama – für Mimis
Anklage, St. Jérôme – für die Eins, Papa –
für das Schlüsselchen. Und all dieses mußte
spätestens heute abend über mich
hereinbrechen.

»Was wird aus mir werden? Aaach, was
habe ich angerichtet!« sagte ich laut, auf
dem weichen Teppich des Arbeitszimmers
hin und her gehend; »eh,« sprach ich dann
zu mir selber, indem ich das Konfekt und
die Zigarren nahm, »was kommen soll, das
kommt doch!« und ich lief hinüber.

Dieser fatalistische Ausspruch, den ich in meiner Kindheit von Nikolaj gehört hatte, übte in allen schweren Stunden des Lebens einen wohltätigen, zeitweilig beruhigenden Einfluß auf mich aus. Beim Betreten des Saales befand ich mich in etwas erregter und unnatürlicher, aber äußerst lustiger Stimmung.

Die Verräterin.

Nach dem Mittagessen begannen die *petits jeux*, an denen ich den lebhaftesten Anteil nahm. Als wir Katze und Maus spielen, lief ich ungeschickt an die Gouvernante der Kornakows, die mit uns spielte, heran, trat ihr zufällig aufs Kleid und zerriß es. Da ich bemerkte, daß es allen Mädchen und besonders Ssonitschka großes Vergnügen bereitete, zu sehen, wie die Gouvernante aufgeregt ins Mädchenzimmer ging, um ihr Kleid zu nähen, beschloß ich, ihnen dieses Vergnügen noch einmal zu

bereiten. Infolge dieses lebenswürdigen Vorsatzes begann ich gleich nach der Rückkehr der Gouvernante um sie herumzugaloppieren und setzte diese Evolutionen so lange fort, bis ich Gelegenheit fand, wieder mit dem Absatz in ihr Kleid zu geraten und es zu zerreißen. Ssonitschka und die Prinzessinnen konnten kaum das Lachen zurückhalten, was meiner Eigenliebe ungemein schmeichelte; aber St. Jérôme, der wahrscheinlich meine Streiche bemerkt hatte, trat an mich heran, runzelte die Stirn (was ich nicht ausstehen konnte) und sagte, meine Ausgelassenheit werde kein gutes Ende nehmen, und wenn ich mich nicht artig benehmen würde, so werde er mich trotz des Feiertages bestrafen.

Aber ich befand mich in dem erregten Zustande eines Menschen, der mehr verloren hat, als er besitzt, der sich vor der Abrechnung fürchtet und verzweifelt immer neue Karten setzt ohne Hoffnung, sein Geld wiederzugewinnen, nur um sich selbst keine Zeit zur Besinnung zu lassen. Ich lächelte frech und ging von ihm fort.

Nach Katze und Maus schlug jemand ein Spiel vor, das wir, glaube ich, »lange Nase« nannten; das Spiel bestand darin, daß zwei Reihen Stühle einander gegenüber aufgestellt wurden und die Herren und die Damen sich in zwei Parteien teilten und einander abwechselnd auswählten.

Die jüngste Prinzessin wählte jedesmal den jüngsten Iwin, Katjenka wählte entweder Wolodja oder Ilinka, Ssonitschka aber jedesmal Sserjoscha. Zu meinem größten Erstaunen genierte sie sich nicht im geringsten, wenn Sserjoscha geradewegs auf sie zuschritt und ihr gegenüber Platz nahm; sie lachte mit ihrem lieben, hellen Lachen und nickte mit dem Köpfchen zum Zeichen, daß er recht geraten habe. Mich aber wählte niemand. Meine Eigenliebe war äußerst gekränkt, denn ich begriff, daß ich überflüssig, »überzählig« sei, daß bei mir jedesmal gesagt werden mußte: »Wer ist noch übrig geblieben?« – »Ach, Nikolenka, also nimm du ihn.« Daher schritt ich jedesmal, wenn an mich die Reihe kam, schnurstracks zu meiner Schwester oder zu

einer der häßlichen Prinzessinnen, und leider irrte ich mich dabei niemals; Ssonitschka aber schien so beschäftigt mit Sserjoscha Iwin, daß ich für sie gar nicht existierte. Ich weiß nicht, mit welcher Begründung ich sie in Gedanken »Verräterin« nannte, da sie mir doch niemals versprochen hatte, mich zu wählen und nicht Sserjoscha; aber ich war fest überzeugt, daß sie gegen mich ganz abscheulich gehandelt hatte.

Nach dem Spiel bemerkte ich, daß die »Verräterin«, die ich verachtete, von der ich aber kein Auge lassen konnte, mit Sserjoscha und Katjenka in eine Ecke ging, wo sie geheimnisvoll miteinander flüsterten. Ich schlich mich hinter das Klavier, um ihre Geheimnisse zu entdecken, und sah folgendes: Katjenka hielt ihr Battisttuchlein an zwei Ecken wie eine Schutzwand, um die Köpfe von Sserjoscha und Ssonitschka zu verbergen. »Nein, Sie haben verloren, jetzt müssen Sie zahlen,« sagte Sserjoscha. Ssonitschka stand mit herabhängenden Armen, aber

schuldbewußt vor ihm und erwiderte errötend: »Nein, ich habe nicht verloren, nicht wahr, Mlle. Catherine?« – »Ich liebe die Wahrheit,« antwortete Katjenka, »Sie haben die Wette verloren, ma chère.«

Kaum hatte Katjenka diese Worte ausgesprochen, als Sserjoscha sich vorbeugte und Ssonitschka einen Kuß gab. – einen Kuß, gerade auf ihre rosigen Lippen. Und Ssonitschka lachte auf, als hätte das gar nichts zu bedeuten, als wäre es sehr lustig. Entsetzlich!! O, die listige Verräterin!

Verblendung.

Ich empfand plötzlich Verachtung für das ganze weibliche Geschlecht im allgemeinen und für Ssonitschka im besonderen. Ich redete mir ein, daß diese Spiele gar nichts Lustiges an sich hätten, daß sie sich nur für »Mädels« schickten, und mich packte die unwiderstehliche Lust, mich auszutoben

und irgend einen so kühnen Streich auszuführen, daß alle staunen sollten. Die Gelegenheit dazu sollte nicht lange ausbleiben.

St. Jérôme hatte ein paar Worte mit Mimi gesprochen und dann das Zimmer verlassen; ich hörte seine Schritte zuerst auf der Treppe, dann über uns in der Richtung des Klassenzimmers. Ich kam auf den Gedanken, daß Mimi ihm vielleicht gesagt, wo sie mich während der Stunde gefunden hatte, und daß er nun hinaufgegangen sei, im Ausgabenbuch nachzusehen. Ich vermutete damals in St. Jérôme gar kein anderes Lebensziel als den Wunsch, mich zu strafen. – Ich habe irgendwo gelesen, daß Kinder zwischen zwölf und vierzehn Jahren, d. h. in den Jahren der Entwicklungszeit, eine besondere Neigung zur Brandstiftung und sogar zum Morde haben. Wenn ich an mein Knabenalter zurückdenke und besonders an den Gemütszustand, in welchem ich mich an jenem, für mich unglücklichen Tage befand, verstehe ich vollkommen die Möglichkeit

des schrecklichsten Verbrechens ohne einen Zweck, ohne den Wunsch zu schaden, nur *so* aus Neugier, aus dem unbewußten Verlangen, etwas zu tun. Es gibt Augenblicke, in welchen die Zukunft dem Menschen in so düsterem Lichte erscheint, daß er sich fürchtet, seinen geistigen Blick auf sie zu richten, daß er die Tätigkeit des Verstandes in sich anhält und sich selbst zu überzeugen sucht, daß das Zukünftige nicht sein wird und das Vergangene nicht war. Zu solchen Augenblicken, wenn der Gedanke die willenlose Stimmung nicht im voraus beurteilt, und wenn als einzige Triebfeder des Lebens die Sinneninstinkte übrig bleiben, begreife ich, daß ein unerfahrenes Kind, das besonders zu diesem Gemütszustände veranlagt ist, ohne Zögern und ohne Furcht mit einem Lächeln der Neugier an das eigene Haus Feuer legt und einen Brand anfacht, an das Haus, in dem seine Brüder, sein Vater, seine Mutter, die es alle zärtlich liebt, schlafen. Unter dem Einflüsse einer ebensolchen, zeitweiligen Geistesabwesenheit – man möchte sagen Zerstreutheit – schwingt der

siebzehnjährige Bauernbursche beim
Anblick der Schneide des eben
geschliffenen Beiles neben der Bank, auf
welcher mit dem Gesicht nach unten sein
alter Vater schläft, plötzlich das Beil und
sieht mit stumpfer Neugier zu, wie das Blut
aus dem zerschnittenen Hals unter die Bank
rinnt; unter dem Einflüsse dieser selben
Gedankenlosigkeit und instinktiven
Neugier empfindet der Mensch eine Art von
Genuß darin, sich an den äußersten Rand
eines Abhanges zu stellen und zu denken:
wie, wenn ich mich da hinunterstürze?
Oder eine geladene Pistole an seine Stirn zu
halten und zu denken: wie, wenn ich den
Hahn losdrücke? Oder eine angesehene
Persönlichkeit, für welche die ganze
Gesellschaft kriechende Verehrung hegt,
anzusehen und dabei zu denken: wie, wenn
ich jetzt hingehe, ihn an der Nase fasse und
sage: ›Nun mein Lieber, komm einmal
mit‹?

Unter dem Einflüsse einer ebensolchen
inneren Aufregung und
Gedankenabwesenheit handelte ich, als St.

Jérôme herunterkam und mir sagte, daß ich heute kein Recht hätte, hier zu sein, weil ich mich schlecht betragen und schlecht gelernt hatte, ich solle daher sofort hinaufgehen: ich streckte die Zunge gegen ihn heraus und erklärte, daß ich nicht gehen werde.

Im ersten Augenblick konnte St. Jérôme vor Erstaunen und Wut kein Wort hervorbringen.

» C'est bien,« sagte er, indem er mir nachschritt, »ich habe Ihnen schon wiederholt eine Strafe versprochen, vor welcher Ihre Großmama Sie immer wieder behütet hat; jetzt aber sehe ich, daß man Sie nur mit Prügel zum Gehorsam zwingen kann, und heute haben Sie sie vollauf verdient.«

Er sagte das so laut, daß alle Anwesenden seine Worte hören mußten. Das Blut strömte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zu meinem Herzen, ich fühlte, wie laut es schlug, wie mein Gesicht sich entfärbte und

wie meine Lippen unwillkürlich zu zittern begannen; ich muß in jenem Augenblick zum Erschrecken ausgesehen haben, denn St. Jérôme trat, meinem Blick ausweichend, schnell an mich heran und faßte mich bei der Hand; aber kaum fühlte ich die Berührung seiner Hände, so wurde mir so schlecht zumute, daß ich außer mir vor Wut meine Hand losriß und ihm mit meiner ganzen kindlichen Kraft einen Schlag versetzte.

»Was geht mit dir vor?« fragte Wolodja, der mit Entsetzen und Staunen meine Tat gesehen hatte, und kam zu mir heran.

»Laß mich,« schrie ich unter Tränen;
»niemand von euch liebt mich, niemand versteht, wie unglücklich ich bin; ihr seid häßlich, unausstehlich,« fügte ich in einem Wutanfalle, zur ganzen Gesellschaft gewandt, hinzu.

Aber in diesem Augenblick trat St. Jérôme mit entschlossenem und blassem Gesicht wieder an mich heran, und bevor ich mich

verteidigen konnte, hatte er mich mit festem Griff gefaßt, hielt meine beiden Arme wie mit Klammern fest und zog mich mit sich fort. Mir schwindelte vor Erregung; ich weiß nur, daß ich mit Kopf und Knien verzweifelt um mich stieß, solange ich noch Kraft hatte. Ich erinnere mich, daß meine Nase mehrmals an die Beine eines andern schlug, daß mir ein Rockzipfel in den Mund geriet, daß ich rund um mich her die Anwesenheit verschiedener Beine merkte und den Geruch von Staub und Violette empfand, dem Parfüm von St. Jérôme.

Fünf Minuten später schlug hinter mir die Tür der Bodenkammer zu.

»Wassilij,« sagte St. Jérôme in widerwärtig feierlichem Tone, »bring die Rute!«

Phantasien.

Hätte ich es mir damals wohl vorgestellt, daß ich nach all dem Unglück, welches mich betroffen, am Leben bleiben würde, und daß eine Zeit kommen werde, wo ich ganz ruhig an all dies zurückdenke?

Wenn ich mich an das erinnerte, was ich getan hatte, so konnte ich mir nicht vorstellen, was mit mir geschehen werde, aber ich ahnte unklar, daß ich unrettbar verloren sei.

Anfangs herrschte unter und neben mir völlige Stille, oder wenigstens schien's mir so bei meiner außerordentlichen inneren Erregung, aber allmählich unterschied ich verschiedene Laute. Wassilij kam von unten herauf, warf ein Etwas, das wie ein Besen aussah, auf das Fensterbrett und legte sich gähmend auf die große Truhe. Von unten schallte die laute Stimme von August Antonowitsch herauf (wahrscheinlich sprach er von mir), dann wurden Kinderstimmen hörbar, Gelächter, Gelaufe, und nach einigen Minuten ging alles im Hause wieder seinen Gang, als ob niemand

wüßte und dachte, daß ich in der dunklen
Bodenkammer saß.

Ich weinte nicht, aber es lag mir etwas wie
ein Stein auf dem Herzen. Gedanken und
Vorstellungen jagten einander in meiner
erregten Einbildung; aber die Erinnerung an
das Unglück, das mich betroffen hatte,
unterbrach immer wieder ihre wunderliche
Kette, und ich geriet von neuem in das
endlose Labyrinth der Ungewißheit über
das mir bevorstehende Schicksal, der
Verzweiflung und Angst,

Ich geriet auf den Gedanken, daß irgend ein
mir nicht bekannter Grund meiner
Unbeliebtheit, ja selbst Verhaßtheit
existieren müsse. (In jener Stunde war ich
fest überzeugt, daß alle – von Großmama
bis zum Kutscher Philipp – mich haßten
und sich an meinem Leiden ergötzten.)
»Wahrscheinlich bin ich nicht der Sohn
meines Vaters und meiner Mutter, nicht
Wolodjas Bruder, sondern eine
unglückliche Waise, ein Findling, der aus
Barmherzigkeit aufgenommen worden ist,«

sagte ich mir, und dieser absurde Gedanke gewährt mir nicht nur einen gewissen wehmütigen Trost, sondern erscheint mir auch vollkommen wahrscheinlich.

Es tut mir wohl zu denken, daß ich unglücklich bin, nicht durch meine Schuld, sondern weil das schon von Geburt an mein Schicksal ist, und daß mein Geschick dem des unglücklichen Karl Iwanowitsch gleicht.

»Warum aber dies Geheimnis noch länger verbergen, wenn es mir selbst bereits gelungen ist, es zu durchschauen?« sage ich mir, »gleich morgen gehe ich zu Papa und sage ihm: ›Papa, vergebens verbirgst du mir das Geheimnis meiner Geburt, – ich kenne es!‹ Er wird sagen: ›Was soll man machen, mein Freund, früher oder später hättest du's ja doch erfahren, – du bist nicht mein Sohn, aber ich habe dich an Sohnes Statt angenommen, und wenn du dich meiner Liebe würdig erzeigen wirst, werde ich dich nie verlassen.‹ Und ich werde antworten: ›Papa, obgleich ich nicht das Recht habe,

dich mit diesem Namen zu nennen, so spreche ich ihn jetzt zum letztenmal aus; ich habe dich immer geliebt und werde dich immer lieben, ich werde nie vergessen, daß du mein Wohltäter bist, aber ich kann nicht länger in deinem Hause bleiben. Hier hat mich niemand lieb und St. Jérôme hat sich verschworen, mich zu vernichten. Er oder ich muß dein Haus verlassen, weil ich nicht für mich einstehe, – ich hasse diesen Menschen so sehr, daß ich zu allem bereit bin. Ich werde ihn töten. Ja, ich sag's: Papa, ich werde ihn töten!« Papa wird mich zu beruhigen suchen, aber ich werde mit der Hand abwehren und ihm sagen: »Nein, mein Freund und Wohltäter, wir können nicht beisammen bleiben, laß mich fort.« Und ich werde ihn umarmen und werde – ich weiß nicht, warum – in französischer Sprache sagen: »Oh mon père, oh mon bienfaiteur, donne-moi pour la dernière fois ta bénédiction et que la volonté de Dieu soit faite!« Und bei diesem Gedanken schluchze ich, in meiner dunklen Bodenkammer auf dem Koffer sitzend, laut auf. Plötzlich aber

erinnere ich mich wieder der
schmachvollen Strafe, die mich erwartet,
die Wirklichkeit erscheint mir im wahren
Lichte, und die Phantasiebilder zerflattern
im Augenblick.

Dann wieder stelle ich mir vor, ich sei
schon frei, nicht mehr daheim. Ich werde
Husar und ziehe in den Krieg. Von allen
Seiten stürmen die Feinde heran, ich
schwinge den Säbel und töte einen, – ein
zweiter Streich, und ich töte den zweiten,
dritten. Endlich sinke ich zu Boden, durch
Wunden und Anstrengung erschöpft, und
schreie: »Sieg!« Der General kommt
herangeritten und fragt: »Wo ist er – unser
Retter?« Man zeigt auf mich, er fällt mir
um den Hals und ruft unter Freudentränen:
»Sieg!« Ich werde wieder gesund und
spaziere, eine schwarze Binde um den Arm,
über den Twerschen Boulevard. Ich bin
General! Und da begegnet mir der *Kaiser*
und fragt: »Wer ist dieser verwundete junge
Mann?« Man sagt ihm, daß das der
berühmte Held Nikolaj sei. Der Kaiser tritt
auf mich zu und sagt: »Ich danke dir. Ich

will alles tun, um was du mich bitten wirst.« Ich verneige mich ehrfurchtsvoll, stütze mich auf den Säbel und sage: »Ich bin glücklich, großer Kaiser, daß ich mein Blut für mein Vaterland vergießen durfte, und wäre auch gern dafür gestorben; aber wenn du so gnädig bist, mir eine Bitte zu gewähren, so bitte ich um eines: erlaube mir, meinen Feind, den Ausländer St. Jérôme, zu vernichten. Ich will meinen Feind St. Jérôme vernichten!« Und ich trete drohend vor St. Jérôme hin und spreche: »Du bist schuld an meinem Unglück, – à genoux!« Aber plötzlich fällt es mir ein, daß in jedem Moment der wirkliche St. Jérôme mit der Rute eintreten kann, und ich sehe mich nicht mehr als General, der das Vaterland rettet, sondern wieder als das kläglichste, bemitleidenswerteste Geschöpf.

Bald kommt mir der Gedanke an Gott, und ich frage ihn dreist, warum er mich strafe. »Ich habe doch, glaube ich, nie vergessen, morgens und abends zu beten, warum also leide ich?« – Bald bilde ich mir ein, daß ich unbedingt sterben werde, und ich stelle mir

lebhaft St. Jérômes Erstaunen vor, wenn er in der Bodenkammer statt meiner eine Leiche finden werde. Mich der Erzählungen Natalia Ssawischnas erinnernd, daß die Seele des Verstorbenen vor vierzig Tagen das Haus nicht verläßt, schwebe ich in Gedanken nach meinem Tode unsichtbar durch alle Zimmer von Großmamas Haus und belausche Ljubotschkas aufrichtiges Weinen, Großmamas Bedauern und Papas Gespräch mit August Antonowitsch. »Er war ein prächtiger Junge!« wird Papa mit Tränen in den Augen sagen. – »Ja,« wird St. Jérôme erwidern, »aber ein großer Taugenichts.« – »Sie sollten die Toten achten!« wird Papa rufen, »Sie waren die Ursache seines Todes, Sie haben ihn eingeschüchtert, er konnte die Demütigung nicht ertragen, die Sie ihm zgedacht hatten. Fort von hier, Bösewicht!«

Und St. Jérôme wird in die Knie sinken, weinen und um Verzeihung bitten. – Nach vierzig Tagen entschwebt meine Seele in den Himmel; dort erblicke ich etwas wunderbar Schönes, Weißes,

Durchsichtiges, Langes, und ich fühle, daß es meine Mutter ist. Dieses weiße Etwas umfließt mich, liebkost mich; aber ich bin unruhig und erkenne meine Mutter nicht recht. »Wenn du's wirklich bist,« sage ich, »so zeige dich mir deutlicher, damit ich dich umarmen kann.« Und ihre Stimme antwortet mir: »Hier sind wir alle so, ich kann dich nicht besser umfassen. Ist dir dabei denn nicht wohl?« – »Doch, mir ist sehr wohl, aber du kannst mich nicht kitzeln, und ich kann deine Hände nicht küssen –« – »Das ist nicht nötig, hier ist's auch so sehr schön,« sagt sie, und ich fühle, daß es wirklich sehr schön ist, und fliege mit ihr immer höher und höher. Dann ist mir, als erwachte ich, und ich finde mich wieder auf dem Koffer in der dunklen Bodenkammer, mit tränennassen Wangen, gedankenlos die Worte wiederholend: »Und wir fliegen höher und höher.« Ich mache lange alle möglichen Anstrengungen, um mir über meine Lage klar zu werden, aber vor meinem geistigen Auge erscheint in diesem Augenblick nur eine schrecklich finstere, undurchdringliche Ferne. Ich

bemühe mich, zu den wonnevollen,
glücklichen Traumbildern zurückzukehren,
welche durch das Bewußtsein der
Wirklichkeit unterbrochen worden waren;
aber zu meinem Erstaunen sehe ich, sobald
ich meine Gedanken den früheren Pfad
führen will, daß sie sich nicht
weilerspinnen lassen und – was am
allererstaunlichsten ist – daß sie mir nicht
den geringsten Genuß mehr bereiten.

Kommt Zeit, kommt Rat.

Ich verbrachte die Nacht in der
Bodenkammer und niemand kam zu mir;
erst am andern Morgen, das heißt am
Sonntage, wurde ich in die kleine Kammer
neben dem Unterrichtszimmer geführt und
wieder eingeschlossen. Ich begann zu
hoffen, daß meine Strafe sich auf
Einsperrung beschränken werde, und unter
der Einwirkung eines süßen, stärkenden
Schlummers, des hellen Sonnenscheins, der

auf den Eisblumen des Fensters spielte, und
des Alltagslärmes auf den Straßen
beruhigten sich meine Gedanken
allmählich. Trotzdem war die Einsamkeit
sehr drückend: ich hatte das Verlangen,
mich zu bewegen, jemand alles zu erzählen,
was sich in meiner Seele angehäuft hatte,
und kein lebendes Wesen war in meiner
Nähe! Diese Lage wurde noch
unerträglicher, als ich – so unangenehm es
mir auch war – nicht umhin konnte
mitanzuhören, wie St. Jérôme, in seinem
Zimmer auf und niedergehend, in aller
Ruhe lustige Weisen pfiff. Ich war völlig
überzeugt, daß er gar keine Lust hatte, zu
pfeifen, und daß er es einzig und allein
daher tat, weil er mich quälen wollte.

Um zwei Uhr gingen St. Jérôme und
Wolodja nach unten, und Nikolaj brachte
mir das Mittagessen; als ich mit ihm ein
Gespräch anknüpfte über das, was ich
angestellt hatte und was meiner wartete,
sagte er:

»Ach, gnädiger Herr, machen Sie sich keine Sorgen: kommt Zeit, kommt Rat!«

Obgleich dieses Sprichwort, das auch in späteren Zeiten mehr als einmal meinen Mut aufrecht erhalten hat, mich ein wenig tröstete, so machte mich gerade der Umstand, daß man mir nicht Brot und Wasser allein geschickt hatte, sondern ein ganzes Mittagmahl und sogar Rosenkuchen, sehr bedenklich. Hätte man mir keinen Kuchen geschickt, so hatte das bedeutet, daß man mich mit Arrest bestrafen wollte; nun aber stellte es sich heraus, daß ich noch gar nicht bestraft sei, daß man mich nur als einen schädlichen Menschen von den andern entfernt hatte, und daß mir die Strafe noch bevorstehe. Während ich mich mit der Lösung dieser Frage abmühte, drehte sich ein Schlüssel im Schloß meines Kerkers, und St. Jérôme trat mit strenger Amtsmiene ins Zimmer.

»Kommen Sie mit zu Großmama,« sagte er, ohne mich anzublicken.

Ich wollte vor dem Verlassen des Zimmers meine Rockärmel putzen, an denen Kreideflecken waren, aber St. Jérôme erklärte das für völlig überflüssig, als befände ich mich bereits in einem so kläglichen moralischen Zustande, daß es gar nicht der Mühe wert sei, mich um mein Äußeres zu kümmern.

Als St. Jérôme mich an der Hand durch den Saal führte, sahen mich Katjenka, Ljubotschka und Wolodja mit ganz demselben Ausdruck an, mit dem wir die Sträflinge anzusehen pflegten, die an jedem Montag vor unseren Fenstern vorübergeführt wurden. Und als ich an Großmamas Lehnstuhl herantrat, um ihr die Hand zu küssen, wandte sie sich von mir ab und versteckte die Hand unter der Mantille.

»Ja, mein Lieber,« sagte sie nach ziemlich langem Schweigen, während dessen sie mich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blick gemessen hatte, daß ich nicht wußte, wo ich meine Augen und Arme lassen sollte; »ich kann wohl sagen, daß Ihnen viel

an meiner Liebe gelegen ist und daß Sie mir wirklich Freude machen. Mr. St. Jérôme, der sich auf meine Bitte Ihrer Erziehung angenommen hat,« fügte sie hinzu, jedes Wort lang dehnend, »will jetzt nicht mehr in meinem Hause bleiben. Weswegen? – Ihretwegen, mein Lieber. Ich hatte gehofft, Sie würden dankbar sein,« fuhr sie nach kurzer Pause fort, in einem Ton, der bewies, daß ihre Rede wohl vorbereitet war, »für seine Sorgfalt und Mühe, Sie würden seine Verdienste zu würdigen wissen, aber Sie, ein Milchbart, ein Bengel, Sie haben es gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben! Sehr gut! Sehr schön!! Ich fange nun auch an zu glauben, daß Sie nicht imstande sind, eine feine Behandlung zu würdigen, daß für Sie andere, niedrige Maßregeln angewandt werden müssen. – Bitt' sofort um Verzeihung!« fügte sie in streng befehlendem Tone hinzu, indem sie auf St. Jérôme zeigte, »hörst du?«

Ich sah nach der Richtung, nach der Großmamas Hand wies, und als ich St. Jérômes Rock erblickte, wandte ich mich

ab und rührte mich nicht von der Stelle,
wobei mich wieder Herzbeklemmungen
überkamen.

»Nun? hören Sie vielleicht nicht, was ich
sage?« Ich zitterte am ganzen Körper,
rührte mich aber nicht von der Stelle.

»Koko!« sagte Großmama, da sie wohl
meine innere Qual bemerkte, »Koko!«
sagte sie weniger in befehlendem als in
zärtlichem Tone, »bist *du* das?«

»Großmama! um keinen Preis bitte ich ihn
um Verzeihung –« sagte ich und
verstummt plötzlich, weil ich fühlte, daß
ich die Tränen, die mich zu ersticken
drohten, nicht hätte zurückhalten können,
wenn ich noch ein Wort gesagt hätte.

»Ich befehle es dir, ich bitte dich. Was hast
du nur?«

»Ich – ich – will – nicht – kann nicht!«
stammelte ich, und das verhaltene
Schluchzen, das meine Brust beengte,

durchbrach plötzlich alle Schranken und drängte sich in verzweifelter Stürme hervor.

» C'est ainsi que vous obéissez à votre seconde mère, c'est ainsi que vous reconnaissez ses bontés!« sprach St. Jérôme mit tragischer Stimme, » à genoux!«

»Mein Gott, wenn *sie* das sehen würde!« sagte Großmama, sich von mir abwendend und die hervorquellenden Tränen trocknend, »wenn sie sehen würde ... Alles ist zu etwas gut! Ja, sie hätte diesen Kummer nicht überlebt, hätte ihn nicht überlebt!«

Und Großmama weinte immer heftiger. Auch ich weinte, aber ich dachte nicht daran, um Verzeihung zu bitten.

» Tranquillisez-vous au nom du ciel, madame la comtesse,« sagte St. Jérôme.

Aber Großmama hörte nicht mehr auf ihn, sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, und ihr Weinen ging bald in krampfartiges hysterisches Schluchzen über. Mit erschreckten Gesichtern stürzten Mimi und Gascha ins Zimmer, es verbreitete sich der Geruch irgend welcher Essenzen, und im ganzen Hause entstand plötzlich ein Laufen und Flüstern.

»Freuen Sie sich an Ihrem Werk!« sagte St. Jérôme, indem er mich nach oben führte.

Mein Gott, was hatte ich angerichtet! was für ein entsetzlicher Verbrecher war ich doch!

Kaum war St. Jérôme hinuntergegangen, nachdem er mir befohlen hatte, in mein Zimmer zu gehen, als ich – ohne mir Rechenschaft über mein Tun zu geben – die große Treppe hinablief, die auf die Straße führte.

Ob ich für immer aus dem Hause fliehen, ob ich mich ins Wasser stürzen wollte, weiß

ich nicht mehr; ich weiß nur, daß ich, das Gesicht mit den Händen bedeckend, um niemand zu sehen, immer weiter treppabwärts lief.

»Wohin?« fragte mich plötzlich eine bekannte Stimme; »dich suchte ich gerade, mein Täubchen!«

Ich wollte vorbeilaufen, aber Papa ergriff mich am Arm und sagte streng: »Komm einmal mit, mein Lieber! Wie konntest du dich unterstehen, die Briefmappe in meinem Arbeitszimmer anzurühren?« fragte er, indem er mich mit sich ins kleine Divanzimmer zog. »Na? warum schweigst du? Na?« setzte er hinzu, mich beim Ohr nehmend.

»Verzeih!« sagte ich, »ich weiß selbst nicht, was über mich gekommen war.«

»So, du weißt nicht, was über dich gekommen war, du weißt nicht, weißt nicht, weißt nicht, weißt nicht –« wiederholte er, bei jedem Wort an meinem Ohr ziehend;

»wirst du noch einmal deine Nase
hinstecken, wo sie nicht hingehört? wirst
du? wirst du?«

Obgleich mein Ohr gräßlich schmerzte,
weinte ich nicht und ein angenehmes
moralisches Gefühl erfüllte mich. Kaum
hatte Papa mein Ohr freigegeben, als ich
seine Hand ergriff und sie unter Tränen mit
Küssen bedeckte.

»Schlage mich noch!« schluchzte ich,
»stärker, schmerzhafter! Ich bin ein
Taugenichts, ein schlechter, ein
unglücklicher Mensch!«

»Was hast du?« fragte er, mich leicht von
sich schiebend.

»Nein, ich gehe um keinen Preis von dir!«
rief ich, mich an seinen Rock klammernd.
»Alle hassen mich, ich weiß es, aber um
Gottes willen, höre du mich an, schütze
mich, oder jage mich aus dem Hause! Ich
kann nicht mit ihm zusammenbleiben, *er*
sucht, mich in jeder Weise zu demütigen, er

befiehlt, daß ich vor ihm auf den Knien liegen soll, er wollte mich prügeln! Ich ertrage das nicht, ich bin kein Kind, ich überlebe das nicht, ich werde sterben, ich werd' mir selbst das Leben nehmen! *Er* hat Großmama gesagt, ich sei ein nichtsnutziger Bube, jetzt ist sie krank, sie wird durch meine Schuld sterben – ich – kann – mit ihm – um Gottes–willen, prügeln du – wa–rum – quä–len –«

Die Tränen drohten mich zu ersticken, ich sank auf den Divan und ließ – unfähig, weiterzusprechen – den Kopf auf Papas Knie fallen, wobei ich so heftig schluchzte, daß es mir schien, ich müsse gleich sterben.

»Wovon sprichst du, Kerlchen?« fragte Papa voller Teilnahme und beugte sich über mich.

» *Er* ist mein Tyrann, – mein Peiniger – ich will sterben – niemand liebt mich!« konnte ich kaum noch hervorstoßen, dann fiel ich in Krämpfe.

Papa nahm mich auf seine Arme und trug mich ins Schlafzimmer. Ich schlummerte ein.

Als ich erwachte, war's schon sehr spät; eine Kerze brannte neben meinem Bette, und im Zimmer saßen unser Hausarzt, Mimi und Ljubotschka. Ich sah es ihren Gesichtern an, daß sie um meine Gesundheit besorgt waren. Aber ich fühlte mich so wohl und so leicht nach dem zwölfstündigen Schlafe, daß ich gleich aus dem Bett gesprungen wäre, wenn es mir nicht leid getan hätte, ihnen die Überzeugung von meiner schweren Krankheit zu rauben.

Haß.

Ja, es war das echte Gefühl des Hasses, – nicht jenes Hasses, von dem nur in Romanen die Rede ist und an den ich nicht glaube, eines Hasses, der angeblich Genuß darin findet, einem Menschen Böses zu tun,

– sondern des Hasses, der uns einen unüberwindlichen Widerwillen einflößt gegen einen Menschen, der eigentlich unsere Achtung verdient, eines Hasses, der uns seine Haare, seinen Hals, seinen Gang, seine Stimme, alle seine Gliedmaßen, alle seine Bewegungen widerwärtig macht, und uns zugleich mit unbegreiflicher Gewalt zu ihm hinzieht und uns zwingt, mit unruhiger Aufmerksamkeit die geringste seiner Handlungen zu verfolgen. Dieses Gefühl empfand ich für St. Jérôme.

St. Jérôme lebte nun schon eineinhalb Jahre bei uns. Wenn ich jetzt kaltblütig an diesen Menschen zurückdenke, so finde ich, daß er ein guter Franzose war, aber ein Franzose im höchsten Grade. Er war nicht dumm, recht gebildet, und erfüllte gewissenhaft seine Pflichten gegen uns, aber er besaß die allen seinen Landsleuten eigenen und dem russischen Charakter so entgegengesetzten Merkmale des leichtfertigen Egoismus, der Eitelkeit, Keckheit und des aufdringlichen Selbstvertrauens. Alles das mißfiel mir ungemein. Es versteht sich von selbst, daß

Großmama ihm ihre Ansicht über Körperstrafen klargemacht hatte, und er wagte es nicht, uns zu schlagen; ungeachtet dessen drohte er besonders mir häufig mit Prügeln und sprach dabei das Wort *fouetter* (fast wie *foüatter*) so widerwärtig und mit solcher Betonung, als würde es ihm das größte Vergnügen gewähren, mich zu schlagen.

Ich fürchtete den Schmerz der Strafe nicht im geringsten, hatte ihn auch nie empfunden, aber der bloße Gedanke, daß St. Jérôme mir einen Schlag versetzen könnte, verursachte mir das quälende Gefühl unterdrückter Verzweiflung und Wut.

Es war vorgekommen, daß Karl Iwanowitsch, wenn er sich ärgerte, sich persönlich mit Hilfe des Lineals oder der Hosenträger mit uns auseinandersetzte, aber daran kann ich ohne den geringsten Zorn zurückdenken. Selbst in der Zeit, von der ich spreche (als ich vierzehn Jahre alt war), hätte ich, falls es Karl Iwanowitsch

eingefallen wäre, mich zu hauen, kaltblütig seine Schläge ertragen. Karl Iwanowitsch hatte ich lieb, ich konnte mich seiner erinnern, solange ich überhaupt denken konnte, und ich hatte mich gewöhnt, ihn als Mitglied unserer Familie zu betrachten, St. Jérôme aber war ein stolzer, von sich eingenommener Mensch, für den ich nichts fühlte außer der unwillkürlichen Achtung, die mir alle »Großen« einflößten. Karl Iwanowitsch war ein komischer alter Mann, ein »Instruktor«, den ich von ganzem Herzen liebte, den ich aber trotzdem in meiner kindlichen Auffassung der gesellschaftlichen Stellung mir unterordnete. St. Jérôme dagegen war ein gebildeter, hübscher, junger Geck, der danach strebte, sich allen gleichzustellen.

Karl Iwanowitsch schalt und bestrafte uns stets kaltblütig; man merkte, daß er das für eine zwar unumgängliche, aber unangenehme Pflicht hielt. St. Jérôme dagegen liebte es, sich mit der Rolle des Erziehers zu drapieren; wenn er uns strafte, so merkte man es ihm an, daß er es mehr zu

seinem Vergnügen als zu unserm Nutzen tat. Er ließ sich von seiner eigenen Größe hinreißen. Seine prunkvollen französischen Phrasen, die er mit starker Betonung der Endsilben, mit *accent circonflex*, sprach, waren mir unbeschreiblich widerlich. Wenn Karl Iwanowitsch sich ärgerte, sagte er: »Puppenkomödie, ausgelassener Bengel, spanische Fliege;« St. Jérôme nannte uns *mauvais sujet, vilain garnement* usw., Benennungen, die meine Eigenliebe verletzten.

Karl Iwanowitsch ließ uns mit dem Gesicht zur Wand knien, und die Strafe bestand in dem physischen Schmerz, den diese Stellung verursachte; St. Jérôme schrie, die Brust vorstreckend und eine großartige Handbewegung machend: »*A genoux, mauvais sujet!*« und befahl, mit ihm zugewandtem Gesicht niederzuknien und um Verzeihung zu bitten. Die Strafe bestand in der Demütigung.

Ich wurde nicht bestraft, und es wurde überhaupt mit keinem Wort erwähnt, was

vorgefallen war; aber ich konnte all das während der zwei Tage Erduldete nicht vergessen: Verzweiflung, Scham, Angst und Haß. Obgleich St. Jérôme sich seit jenem Tage anscheinend nicht mehr um mich kümmerte, konnte ich mich nicht daran gewöhnen, ihn gleichmütig anzusehen. Jedesmal, wenn unsere Blicke sich zufällig begegneten, glaubte ich, daß in meinen Augen eine allzu deutliche Feindseligkeit zu lesen sei, und beeilte mich, einen gleichmütigen Ausdruck anzunehmen; doch dann schien es mir wieder, daß er meine Verstellung durchschaue, ich wurde rot und wandte mich ab.

Kurz, es war für mich unsagbar schwer, zu ihm irgend welche Beziehungen zu unterhalten.

Wolodja.

Ja, je weiter ich in der Schilderung jener Zeit meines Lebens vorrücke, desto

schwerer und mühevoller wird sie mir;
selten, selten finde ich in den Erinnerungen
aus jener Zeit Augenblicke eines wahren,
warmen Gefühles, wie es den Anfang
meines Lebens so hell und beständig
durchstrahlt hatte. Unwillkürlich möchte
ich die Wüste meiner Knabenjahre
schneller durchlaufen und zu der
glücklichen Zeit gelangen, als abermals das
wahrhaft zärtliche, edle Gefühl der
Freundschaft mit hellem Licht das Ende
dieses Lebensabschnittes beleuchtete und
den Grund legte zu der neuen, von
Herrlichkeit und Poesie durchdrängten Zeit
des Jünglingsalters.

Ich will nicht Stunde für Stunde meinen
Erinnerungen folgen, sondern nur einen
schnellen Blick auf die wichtigsten von
ihnen werfen, von der Zeit an, zu welcher
ich in meiner Beichte gekommen bin, bis zu
meiner Begegnung mit einem
ungewöhnlichen Menschen, der auf meinen
Charakter und meine Sinnesrichtung einen
entscheidenden und wohltätigen Einfluß
ausübte.

Wolodja bezieht in den nächsten Tagen die Universität. Die Lehrer unterrichten ihn schon allein und ich höre mit Neid und unwillkürlicher Achtung, wie er, kräftig mit der Kreide an die schwarze Tafel klopfend, Funktionen, Sinusen, Koordinationen und so weiter auseinandersetzt, Dinge, die mir als der Ausdruck unerreichbarer Weisheit erscheinen. An einem Sonntag nachmittag versammeln sich in Großmamas Zimmer alle Lehrer, zwei Professoren, und es wird in Gegenwart von Papa und einigen Gästen eine Probe des Universitätsexamens abgehalten, wobei Wolodja zu Großmamas größter Freude ungewöhnliche Kenntnisse verrät; auch mir werden Fragen aus einigen Gegenständen vorgelegt, aber ich beantworte sie sehr schlecht, und die Professoren geben sich merkliche Mühe, meine Unwissenheit vor Großmama zu verbergen, was mich noch mehr in Verlegenheit bringt, übrigens widmet man mir wenig Aufmerksamkeit: ich werde erst fünfzehn Jahre alt, folglich habe ich noch ein Jahr bis zur Prüfung. Wolodja kommt nur zum Mittagessen herunter und verbringt

die ganzen Tage und selbst die Abende oben bei seinen Büchern, nicht gezwungen, sondern auf eigenen Wunsch; er ist sehr ehrgeizig und möchte das Examen nicht mittelmäßig bestehen, sondern vorzüglich.

Und nun ist der Tag des ersten Examens da. Wolodja legt einen blauen Frack mit Bronzeknöpfen an, eine goldene Uhr und Lackstiefel. An der Freitreppe hält Papas Phaeton, Nikolaj wirft die Lederdecke zurück, und Wolodja fährt mit St. Jérôme zur Universität; die Mädchen, besonders Katjenka, blicken mit freudigen, entzückten Gesichtern durchs Fenster auf Wolodjas schlanke Gestalt, als er in den Wagen steigt; Papa sagt: »Gebe Gott, gebe Gott!« und Großmama, die sich auch mühsam ans Fenster geschleppt hat, macht mit Tränen in den Augen so lange das Zeichen des Kreuzes hinter Wolodja her, bis der Phaeton hinter der Ecke der Nebengasse verschwunden ist, und flüstert dabei etwas vor sich hin.

Wolodja kehrt zurück. Alle fragen ihn voller Ungeduld: »Nun? Gut? Welche Note?« Aber man sieht es schon seinem fröhlichen Gesichte an, daß alles gut gegangen ist; Wolodja hat eine Fünf bekommen. Am nächsten Tage wird er mit den gleichen Glückwünschen und mit der gleichen Angst hinausgeleitet und mit der gleichen Ungeduld und Freude wieder empfangen; so vergehen neun Tage. Am zehnten Tag steht die letzte, schwerste Prüfung bevor, – Religion; alle stehen am Fenster und erwarten ihn mit noch größerer Ungeduld; es ist schon zwei Uhr und Wolodja ist noch nicht da.

»Mein Gott, Kinder, sie kommen, sie kommen!« schreit Ljubotschka, das Gesicht an die Fensterscheibe drückend.

Und wirklich, im Phaeton neben St. Jérôme sitzt Wolodja, aber nicht mehr im blauen Frack und der grauen Mütze, sondern in der Studentenuniform mit gesticktem, blauem Kragen, einem Dreimaster auf dem Kopf und einem vergoldeten Degen an der Seite.

»O, wenn du das erlebt hättest!« ruft Großmama, als sie Wolodja in der Uniform erblickt, und fällt in Ohnmacht.

Wolodja kommt mit strahlendem Gesicht ins Vorzimmer gelaufen, küßt mich und umarmt mich, Ljubotschka, Mimi und Katjenka, die dabei bis über die Ohren errötet. Wolodja ist außer sich vor Freude, und wie hübsch er ist in dieser Uniform! Wie gut steht ihm der blaue Kragen zu dem eben hervorsprossenden, schwarzen Schnurrbärtchen! Was hat er für eine dünne, feine Taille und für einen vornehmen Gang! An diesem denkwürdigen Tage speisen alle in Großmamas Zimmer, aus allen Gesichtern strahlt die Freude, und während des Mahles, als die süße Speise gereicht wird, bringt der Haushofmeister mit gemessen wichtiger und doch lustiger Miene, in eine Serviette gehüllt, eine Flasche Champagner. Zum erstenmal nach mamans Tode trinkt Großmama Champagner; sie leert, Wolodja beglückwünschend, einen ganzen Pokal

und weint wieder vor Freude, wenn sie ihn ansieht.

Von nun an fährt Wolodja schon allein in eigener Equipage aus, empfängt bei sich seine Bekannten, raucht, besucht Bälle, und ich selbst habe sogar gesehen, wie er einmal in seinem Zimmer mit seinen Bekannten zwei Flaschen Champagner geleert hat, und wie sie bei jedem Glase auf das Wohl gewisser, geheimnisvoller Personen anstießen und sich darum stritten, wer le fond de la bouteille bekommen sollte. Er speist jedoch regelmäßig zu Hause, setzt sich nach dem Diner wie früher in das Divanzimmer und plaudert beständig geheimnisvoll mit Katjenka; aber soviel ich, als beim Gespräch Unbeteiligter, verstehen kann, sprechen sie nur von den Helden und Heldinnen der Romane, die sie gelesen haben, von Eifersucht, von Liebe, und ich kann gar nicht begreifen, was sie in solchen Gesprächen Unterhaltendes finden und warum sie so verständnisvoll lächeln und so lebhaft debattieren.

Ich bemerke überhaupt, daß zwischen Katjenka und Wolodja, außer der selbstverständlichen Freundschaft zwischen Jugendgespielen, irgendwelche seltsame Beziehungen existieren, die sie von uns andern entfernen und miteinander geheimnisvoll verbinden.

Papa.

Papa ist besonders gut aufgelegt, seit Wolodja die Universität besucht, und kommt häufiger als gewöhnlich zu Großmama zu Mittag, Übrigens ist der Grund seiner Heiterkeit, wie ich durch Nikolaj erfahren habe, der, daß er in letzter Zeit außerordentlich viel im Spiel gewonnen hat. Es kommt sogar vor, daß er des Abends, bevor er in den Klub geht, zu uns herüberkommt, sich an das Klavier setzt, uns um sich her versammelt und mit seinen weichen Schuhen den Takt schlagend (er kann Absätze nicht leiden und

trägt sie nie), Zigeunerlieder singt. Man muß dann das komische Entzücken seines Lieblings Ljubotschka beobachten, die ihn vergöttert. Zuweilen kommt er in das Unterrichtszimmer und hört mit strenger Miene zu, wie ich meine Aufgaben hersage; aber an einigen Worten, durch die er mich korrigieren will, merke ich, daß er wenig von dem weiß, worin ich unterrichtet werde. Zuweilen blinzelt er heimlich und macht uns ein Zeichen, wenn Großmama brummig ist und sich ohne Grund über alle ärgert. »Na, heute haben *wir' s* bekommen, Kinder,« sagt er dann; überhaupt steigt er allmählich in meinen Augen von der unerreichbaren Höhe, auf welche ihn meine kindliche Einbildungskraft gestellt hatte, herab. Ich küsse zwar mit demselben aufrichtigen Gefühl der Liebe und Verehrung seine große, weiße Hand, aber ich erlaube mir schon viel über ihn nachzudenken, seine Handlungen zu beurteilen, und es kommen mir über ihn unwillkürlich Gedanken, deren Auftauchen mich erschreckt. Nie werde ich einen Fall vergessen, der mir viele solche Gedanken

eingab und mir viele seelische Leiden bereitete.

Einmal kam er spät abends in schwarzem Frack und weißer Weste in den Salon, um Wolodja, der sich eben in seinem Zimmer ankleidete, zu einem Ball abzuholen. Großmama wartete im Schlafzimmer, daß Wolodja sich ihr zeige (sie hatte die Gewohnheit, ihn vor jedem Ball zu sich zu rufen, ihn zu segnen, zu mustern und ihm gute Lehren zu geben). Im Saale, der nur von einer Lampe erhellt war, gingen Mimi und Katjenka auf und ab, Ljubotschka saß am Klavier und übte das zweite Konzert von Field, das Lieblingsstück von *maman*.

Nie habe ich bei jemand eine solche Familienähnlichkeit gefunden, wie zwischen meiner Schwester und meiner Mutter; diese Ähnlichkeit lag nicht im Gesicht, nicht in der Figur, sondern in irgend etwas Angreifbarem: in den Händen, in der Art zu gehen und besonders in der Stimme und in gewissen Ausdrücken. Wenn Ljubotschka sich ärgerte und sagte: »Eine

ganze Ewigkeit läßt man uns nicht fort,« so sprach sie die Worte »eine ganze Ewigkeit«, die auch *maman* oft zu sagen pflegte, so, daß man *maman* zu hören glaubte, so gedehnt: ga – anze Ewigkeit! Aber am auffallendsten war diese Ähnlichkeit im Klavierspiel und in allen Handgriffen dabei: sie ordnete ganz ebenso ihr Kleid, blätterte ganz ebenso mit der linken Hand von oben die Noten um, schlug ebenso im Ärger mit der Faust auf die Tasten, wenn ihr eine schwere Passage lange nicht gelingen wollte, und sagte dabei: »Ach, mein Gott!« Und sie zeigte dieselbe Zartheit und Sauberkeit des Spieles, jenes herrlichen Fieldschen Spieles, das man so trefflich *jeu perlé* genannt hat und dessen Schönheit die Kunststücke der modernen Klaviervirtuosen nicht vergessen machen können.

Papa kam mit schnellen, kleinen Schritten ins Zimmer und trat an Ljubotschka heran, die bei seinem Anblick zu spielen aufgehört hatte.

»Nein, spiel' nur, Ljuba, spiel'«, sagte er, sie auf den Stuhl niederdrückend, »du weißt, wie gern ich dir zuhöre.«

Ljubotschka spielte weiter, und Papa saß lange, den Kopf in die Hand gestützt, ihr gegenüber, dann zuckte er schnell mit der Schulter, stand auf und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen; wenn er an das Klavier kam, blieb er jedesmal stehen und sah Ljubotschka lange aufmerksam an. An seinen Bewegungen und am Gange merkte ich, daß er aufgeregt war. Nachdem er einige Male durch den Saal gegangen war, blieb er hinter Ljubotschkas Stuhl stehen und küßte sie auf das schwarze Haar, dann wandte er sich schnell um und nahm seine Wanderung wieder aus. Als Ljubotschka zu Ende gespielt hatte und sich mit der Frage an ihn wandte: »War es gut?« nahm er schweigend ihren Kopf in beide Hände und küßte sie auf Stirn und Augen mit einer Zärtlichkeit, wie ich sie nie bei ihm gesehen hatte.

»Ach, mein Gott, du weinst!« sagte
Ljubotschka plötzlich, ließ seine Uhrkette
los und sah ihm mit großen, erstaunten
Augen ins Gesicht; »verzeih' mir,
Herzenspapa, ich hab' ganz vergessen, daß
das mamans Stück war.«

»Nein, mein Liebling, spiele es nur öfter,«
sagte er mit vor Erregung zitternder
Stimme, »wenn du wüßtest, wie wohl es
mir tut, mit dir zu weinen.«

Er küßte sie noch einmal, gab sich Mühe,
seine innere Erregung zu überwinden,
zuckte mit der Schulter und ging zur Tür,
die über den Korridor in Wolodjas Zimmer
führte.

»Woldemar, bist du bald fertig?« rief er,
mitten im Korridor stehen bleibend. In
diesem Augenblick ging Mascha, das
Stubenmädchen, an ihm vorüber; beim
Anblick des gnädigen Herrn senkte sie die
Augen und wollte ihm ausweichen; er hielt
sie an. »Du wirst immer hübscher,« sagte
er, sich zu ihr neigend.

Mascha errötete und senkte den Kopf noch tiefer. »Erlauben Sie,« flüsterte sie.

»Woldemar, was ist? Kommst du bald?« wiederholte Papa, sich aufrichtend und sich räuspernd, als Mascha vorüber war und er mich erblickte. —

Ich liebe meinen Vater, aber der menschliche Verstand führt ein vom Herzen unabhängiges Dasein und birgt oft Gedanken in sich, die das Gefühl beleidigen und ihm unbegreiflich und hart erscheinen; und solche Gedanken kommen mir, obgleich ich mich bemühe, sie zu vertreiben.

Großmama.

Großmama wird von Tag zu Tag schwächer; ihre Glocke, die Stimme der brummigen Gascha und das Zuschlagen der Tür ertönen immer häufiger aus ihrem Zimmer; sie empfängt uns nicht mehr in

ihrem Boudoir im Voltaire-Stuhl, sondern in ihrem Schlafzimmer im hohen Bett mit den spitzenbesetzten Kissen. Wenn ich ihr guten Morgen wünsche, bemerke ich auf ihrer Hand eine blaßgelbe, glänzende Geschwulst, und das Zimmer ist von dem schweren Geruch erfüllt, den ich vor fünf Jahren im Zimmer meiner Mutter empfunden habe; der Doktor kommt dreimal am Tage zu ihr, und es haben schon mehrere Konsultationen stattgefunden, aber ihr Charakter und das stolze, zeremonielle Benehmen gegen alle im Hause und besonders gegen Papa hat sich nicht im geringsten verändert. Sie dehnt die Worte ganz ebenso wie früher, zieht die Augenbrauen hoch und sagt zu ihm: »Mein Lieber.«

Aber seit einigen Tagen läßt man uns nicht mehr zu ihr, und eines Vormittags schlägt St. Jérôme mir während der Unterrichtszeit vor, mit Ljubotschka und Katjenka spazieren zu fahren. Obgleich ich, in den Schlitten steigend, bemerke, daß die Straße vor Großmamas Fenster mit Stroh bedeckt

ist und daß fremde Männer in blauen Kitteln an unserem Tor stehen, so kann ich's mir doch nicht erklären, warum man uns zu so ungewöhnlicher Stunde spazieren schickt. Während der ganzen Spazierfahrt befinden Ljubotschka und ich uns aus irgend welchem Grunde in jener besonders fröhlichen Stimmung, in welcher jeder gewöhnliche Zufall, jedes Wort, jede Bewegung zum Lachen reizen.

Ein Hausierer ergreift seine Mulde und läuft im Trab über die Straße, – und wir lachen; ein zerlumpter Fuhrknecht jagt, die Enden der Leine schwingend, hinter unserem Schlitten her, – und wir lachen; Philipps Peitsche bleibt an den Schlittenkufen hängen, er dreht sich um und sagt: »Ach, na!« – und wir sterben vor Lachen. Mimi sagt ärgerlichen Gesichtes, daß nur die Dummen ohne Grund lachen, und Ljubotschka, ganz rot von der Anstrengung des unterdrückten Lachens, sieht mich von unten herauf an, unsere Blicke begegnen sich, und wir brechen in ein solch homerisches Gelächter aus, daß

uns Tränen in die Augen treten und wir die Ausbrüche des Lachens, das uns zu ersticken droht, nicht zurückhalten können. Sobald wir uns ein wenig beruhigen, sehe ich Ljubotschka an und sage ein gewisses Wörtchen, das bei uns seit einiger Zeit in Mode ist und stets Lachen hervorruft, und wir lachen wieder los.

Als wir uns auf der Heimfahrt dem Hause nähern, öffne ich eben den Mund, um Ljubotschka eine herrliche Grimasse zu schneiden, als mein Blick auf einen schwarzen Sargdeckel fällt, der an einen Flügel der Eingangstür gelehnt ist, und mein Mund bleibt in derselben verzerrten Stellung.

»Votre grand-mère est morte,« sagt St. Jérôme, der uns entgegenkommt, bleichen Antlitzes.

Die ganze Zeit, solange Großmamas Leiche im Hause ist, empfinde ich das drückende Gefühl der Todesangst, das heißt der Leichnam erinnert mich lebhaft und

unangenehm daran, daß auch ich einmal sterben muß, – ein Gefühl, das man grundlos mit der Trauer zu verwechseln pflegt. Ich traure nicht um Großmama, und es gibt wohl niemand, der aufrichtig um sie trauert; obgleich das Haus von Trauergästen überfüllt ist, so bedauert doch niemand, daß sie gestorben ist, mit Ausnahme einer einzigen Person, deren übergroßer Schmerz mich unsagbar in Erstaunen setzt, und diese eine Person ist das Stubenmädchen Gascha. Sie geht auf den Dachboden, schließt sich dort ein, hört nicht auf zu weinen, verwünscht sich selbst, rauft sich das Haar, hört auf keinen Zuspruch und behauptet, nur der Tod bleibe ihr nach dem Verlust der geliebten Herrin als einziger Trost.

Ich wiederhole, daß die Unwahrscheinlichkeit in Sachen des Gefühls das sicherste Merkmal der Wahrheit ist.

Großmama ist nicht mehr. Aber in unserem Hause leben noch die Erinnerungen an sie, und es wird viel über sie gesprochen. Diese

Gespräche beziehen sich hauptsächlich auf das Testament, das sie vor ihrem Hinscheiden gemacht hat und das niemand kennt außer ihrem Busenfreunde, dem Fürsten Iwan Iwanowitsch. Bei Großmamas Dienstboten bemerke ich einige Aufregung; ich höre häufig Verhandlungen darüber, wer an wen übergehen werde, und ich gestehe, unwillkürlich denke ich mit Freuden daran, daß wir eine Erbschaft antreten werden.

Sechs Wochen später erzählt mir Nikolaj, der stets der Neuigkeitskrämer in unserem Hause ist, daß Großmama ihr ganzes Vermögen Ljubotschka hinterlassen und bis zu deren Verheiratung die Verwaltung nicht Papa, sondern dem Fürsten Iwan Iwanowitsch übertragen habe.

Ich.

Es bleiben mir nur noch wenige Monate bis zum Eintritt in die Universität: ich lerne gut; ich erwarte nicht nur ohne Furcht

meine Lehrer, ich finde sogar einiges Vergnügen am Lernen.

Es macht mich froh, klar und deutlich die gelernte Aufgabe herzusagen. Ich bereite mich für die mathematische Fakultät vor und ich habe diese Wahl – aufrichtig gesagt – nur deshalb getroffen, weil mir die Worte Sinus, Tangente, differential, integral ungemein gefallen. Ich bin viel kleiner als Wolodja, breitschultrig, fleischig und häßlich wie früher und ärgere mich darüber wie früher; ich bemühe mich, als Original zu erscheinen. Nur eines tröstet mich: daß Papa einmal zu mir gesagt, ich besäße eine »kluge Fratze«, und ich glaube fest daran.

St. Jérôme ist zufrieden mit mir und lobt mich, und nicht nur, daß ich ihn nicht mehr hasse, sondern, wenn er zuweilen sagt, daß es mit »meinen Fähigkeiten, mit meinem Verstande« eine Schande sei, dies oder jenes nicht zu tun, so ist mir sogar, als wenn ich ihn liebte.

Ich beginne allmählich von den Fehlern meines Knabenalters zu genesen mit Ausnahme des Hauptfehlers, der mir viel Schlimmes im Leben zufügen sollte, – meiner Neigung zum Philosophieren.

Wolodjas Freunde.

Ogleich ich im Kreise von Wolodjas Bekannten eine Rolle spielte, die meine Eigenliebe kränkte, liebte ich es doch, in seinem Zimmer zu sitzen, wenn er Besuch hatte, und schweigend alles, was dort geschah, zu beobachten. Öfter als alle andern kamen zu Wolodja der Adjutant Dubkow und der Student Fürst Nechljudow. Dubkow war klein, sehnig, brünett, nicht mehr in der ersten Jugend und etwas kurzbeinig, aber nicht grade häßlich und immer lustig; er war einer jener beschränkten Menschen, die grade durch ihre Beschränktheit besonders angenehm sind, die nicht imstande sind, die Dinge von

verschiedenen Seiten zu betrachten, und selten in Begeisterung geraten. Die Urteile dieser Menschen sind immer einseitig und fehlerhaft, aber stets aufrichtig und mit sich fortreißend; sogar ihr engherziger Egoismus erscheint gewissermaßen entschuldbar und liebenswürdig. Außerdem besaß Dubkow für Wolodja und mich eine doppelte Anziehungskraft: das militärische Äußere, und was die Hauptsache war, das Alter, mit welchem die Jugend gewöhnlich den Begriff der Wohlanständigkeit (*comme il faut*) verbindet, die man in diesen Jahren sehr hoch schätzt; Dubkow war in der Tat das, was man *un homme comme il faut* zu nennen pflegt. Das Einzige, was mich unangenehm berührte, war, daß Wolodja sich manchmal vor ihm wegen meiner unschuldigsten Handlungen und vor allem wegen meiner Jugend zu schämen schien.

Nechljudow war nicht hübsch: die kleinen grauen Augen, die niedrige, steile Stirn, die unverhältnismäßig langen Arme und Beine konnten nicht schön genannt werden: hübsch war an ihm nur der ungewöhnlich

hohe Wuchs, die zarte Gesichtsfarbe und die schönen Zähne. Aber sein Gesicht erhielt einen so originellen und energischen Ausdruck durch die schmalen, glänzenden Augen und das wechselnde, bald strenge, bald kindliche und unsichere Lächeln, das man ihn nicht übersehen konnte.

Er schien sehr schamhafter Natur zu sein, denn jede Kleinigkeit ließ ihn bis über die Ohren erröten; aber seine Schüchternheit glich nicht der meinigen; je mehr er errötete, desto mehr Entschlossenheit drückte sein Gesicht aus, es war, als ärgere er sich selbst über seine Schwäche.

Ogleich er mit Dubkow und Wolodja sehr befreundet schien, merkte man doch, daß nur der Zufall sie zusammengeführt hatte. Ihre Anschauungen waren äußerst verschieden: Wolodja und Dubkow hatten förmlich Angst vor allem, was ernsten Betrachtungen und Empfindsamkeiten ähnlich war, Nechljudow dagegen war Enthusiast im höchsten Grade und ließ sich, allem Spott zum Trotz, oft in Betrachtungen

über philosophische Fragen und über Gefühle ein; Wolodja und Dubkow sprachen gern von den Gegenständen ihrer Liebe (und sie pflegten zuweilen in mehrere zugleich verliebt zu sein und beide in dieselben), Nechljudow dagegen wurde jedesmal ernstlich böse, wenn man auf seine Liebe zu einer gewissen »Rothaarigen« anspielte.

Wolodja und Dubkow erlaubten sich häufig liebevoll über ihre Verwandten zu spötteln, Nechljudow dagegen konnte man in Wut bringen, wenn man von seiner Tante, der er eine Art begeisterter Vergötterung widmete, in ungünstiger Weise sprach.

Fürst Nechljudow fiel mir gleich beim ersten Male auf, sowohl durch sein Gespräch, als durch sein Äußeres. Aber obgleich ich in seiner Sinnesrichtung viel Gemeinsames mit meiner eigenen empfand, oder vielleicht grade deshalb, – das Gefühl, das er mir einflößte, als ich ihn zum ersten Male sah, war durchaus kein freundliches.

Mir mißfiel sein schneller Blick, die harte Stimme, das stolze Aussehen und vor allem die völlige Gleichgültigkeit, die er mir bezeugte. Oft überkam mich während des Gespräches große Lust, ihm zu widersprechen, zur Strafe für seinen Stolz wünschte ich ihn mit meinen Einwürfen zu besiegen, ihm zu beweisen, daß ich gescheit sei, obgleich er mir keine Aufmerksamkeit schenken wolle; aber meine Schüchternheit hielt mich davon zurück.

Betrachtungen.

Wolodja lag mit ausgestreckten Beinen auf dem Divan und las, den Kopf in die Hand gestützt, einen französischen Roman, als ich gewohnheitsgemäß nach dem Nachmittagsunterricht in sein Zimmer kam. Er erhob für einen Moment den Kopf, um mich anzublicken und las dann weiter; – es war die einfachste und natürlichste Bewegung, und doch machte sie mich

erröten. Mir schien, als drücke sein Blick die Frage aus, weshalb ich komme, und das schnelle Neigen des Kopfes den Wunsch, die Bedeutung des Blickes vor mir zu verbergen. Diese Sucht, der allereinfachsten Gebärde eine Bedeutung beizulegen, war der charakteristische Zug meines Wesens in jenem Alter. Ich ging an den Tisch und nahm ebenfalls ein Buch, aber bevor ich zu lesen begann, fiel es mir ein, es sei doch lächerlich, daß wir, nachdem wir uns den ganzen Tag nicht gesehen, kein Wort miteinander sprachen.

»Bleibst du heute abend zu Hause?«

»Ich weiß nicht. Warum?«

»So,« sagte ich und da ich merkte, daß das Gespräch nicht in Gang kommen wollte, nahm ich das Buch und begann zu lesen.

Seltsam, unter vier Augen konnten wir Stunden und Stunden schweigend verbringen, aber es genügte die Anwesenheit einer dritten Person, selbst

einer schweigsamen, um zwischen uns die interessantesten und mannigfaltigsten Gespräche anzuregen. Wir empfanden, daß wir uns gegenseitig zu genau kannten, – und zu viel oder zu wenig einander kennen, verhindert gleicher Weise die Annäherung.

»Ist Wolodja zu Hause?« ertönte im Vorzimmer Dubkows Stimme.

»Ja,« sagte Wolodja, zog die Füße vom Divan und legte das Buch auf den Tisch.

Dubkow und Nechljudow traten in Mantel und Hut ins Zimmer.

»Was ist, Wolodja, fahren wir ins Theater?«

»Nein, ich habe keine Zeit,« antwortete Wolodja errötend.

»Ach was nicht noch! komm' nur, bitte!«

»Ich habe ja auch keine Karte.«

»Karten bekommst du, soviel du willst, an der Kasse.«

»Wart', ich komm' gleich,« antwortete Wolodja ausweichend und ging achselzuckend hinaus.

Ich wußte, daß Wolodja große Lust hatte, ins Theater zu gehen, wozu ihn Dubkow aufforderte, daß er sich nur deshalb weigerte, weil er kein Geld hatte, und daß er hinausgegangen war, um bei dem Haushofmeister fünf Rubel bis zum nächsten Monatsgelde zu leihen.

»Guten Tag, Diplomat!« sagte Dubkow, indem er mir die Hand reichte.

Wolodjas Freunde nannten mich »Diplomat«, weil die selige Großmama einmal nach dem Diner, als man über unsere Zukunft sprach, in ihrer Gegenwart geäußert hatte, Wolodja müsse zum Militär, mich aber hoffe sie, als *Diplomaten* zu sehen in schwarzem Frack und mit einer Frisur à la coq, die nach ihrer Meinung eine unumgängliche Vorbedingung für den Diplomatenstand war.

»Wohin ist Wolodja gegangen?« fragte mich Nechljudow.

»Ich weiß es nicht,« sagte ich und errötete bei dem Gedanken, daß sie wahrscheinlich errieten, warum Wolodja hinausgegangen war.

»Wahrscheinlich hat er kein Geld! Nicht wahr? O Diplomat!« fügte er bekräftigend hinzu, mein Lächeln richtig auslegend. »Ich habe auch kein Geld, und du, Dubkow?«

»Wollen sehen!« antwortete Dubkow, sein Geldtäschchen hervorziehend und äußerst sorgfältig das darin enthaltene Kleingeld mit seinen kurzen Fingern befühlend. »Da ist ein Fünfkopekenstück, da ein Zwanziger, und sonst – huiii!« sagte er mit komischer Handbewegung.

In diesem Augenblick trat Wolodja ins Zimmer.

»Na, fahren wir?«

»Nein.«

»Wie du komisch bist!« rief Nechljudow,
»warum sagst du nicht, daß du kein Geld
hast? Nimm meine Karte, wenn du willst.«

»Und du selbst?«

»Er wird zu seinen Cousins in die Loge
gehen,« sagte Dubkow.

»Nein, ich werde überhaupt nicht gehen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht gern in der Loge sitze, wie
du weißt.«

»Warum nicht?«

»Ich mag nicht, es ist mir unbehaglich.«

»Immer die alte Geschichte! Ich begreife
nicht, wie du dich unbehaglich fühlen
kannst, wo alle dich gern sehen. Das ist
lächerlich, *mon cher!*«

»Was soll ich anfangen, si je suis timide! Ich bin überzeugt, du bist noch nie im Leben rot geworden, ich aber erröte alle Augenblicke bei der geringsten Kleinigkeit!« sagte er und wurde auch dabei rot.

»Savez-vous, d'où vient votre timidité? – d'un excès d'amour propre, mon cher!« sagte Dubkow in gönnerhaftem Ton.

»Wieso excès d'amour propre?« antwortete Nechljudow empfindlich, »im Gegenteil, ich geniere mich deshalb so leicht, weil ich zu wenig amour propre habe! Ich bilde mir immer ein, daß ich ein unangenehmer, langweiliger Gesellschafter bin, daher –«

»Zieh' dich an, Wolodja!« sagte Dubkow, indem er Wolodja bei den Schultern faßte und ihm den Rock auszog; »Ignaz, der gnädige Herr muß sich anziehen!«

»Daher passiert es mir oft –« fuhr
Nechljudow fort. Aber Dubkow hörte nicht
mehr auf ihn. »Trala – ta – ra – ra – la – la
–« trällerte er vor sich hin.

»Du hast mir nicht geantwortet,« sagte
Nechljudow, »aber ich werde dir beweisen,
daß Schüchternheit durchaus nicht der
Eigenliebe entspringt.«

»Du wirst es beweisen, wenn du mitgehst.«

»Ich habe gesagt, daß ich nicht mitgehe.«

»Nun, so bleib hier und leg' deine Beweise
dem Diplomaten vor; wenn wir
heimkehren, wird er's uns erzählen.«

»Ich werd's auch beweisen!« sagte
Nechljudow mit kindischem Eigensinn,
»kommt nur bald zurück!«

»Was meinen Sie: leide ich an Eigenliebe?«
fragte er, sich zu mir setzend.

Obgleich ich mir über diesen Punkt eine
feste Meinung gebildet hatte, war ich durch

die unerwartete Anrede so verlegen, daß ich nicht gleich antworten konnte.

»Ich denke wohl,« sagte ich, wobei ich fühlte, daß meine Stimme zitterte und eine schnelle Röte mein Gesicht bedeckte bei dem Gedanken, nun sei der Augenblick gekommen, ihm zu beweisen, daß ich »klug« sei; »ich denke, jeder Mensch besitzt Eigenliebe, und was der Mensch auch tun mag – es geschieht alles aus Eigenliebe.«

»Und was ist denn nach Ihrer Meinung Eigenliebe?« fragte Nechljudow mit einem, meiner Meinung nach etwas verächtlichen Lächeln.

»Eigenliebe,« erwiderte ich, »ist die Überzeugung, daß ich besser und klüger bin als alle.«

»Ja wie können denn alle Menschen diese Überzeugung haben?«

»Ich weiß nicht, ob's recht ist oder nicht, aber niemand gesteht es ein; ich bin überzeugt, daß ich der klügste Mensch auf der Welt bin, und ich bin auch überzeugt, daß Sie von sich ganz dieselbe Überzeugung haben.«

»Nein, ich bin der erste, der eingesteht, daß er Leute getroffen hat, die er für klüger hielt als sich selbst.«

»Das kann nicht sein,« antwortete ich bestimmt.

»Denken Sie denn in der Tat so?« fragte Nechljudow, indem er mich scharf ansah.

»Im Ernst,« erwiderte ich.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke, dem ich auch sofort Ausdruck lieh.

»Ich will's Ihnen beweisen. Warum lieben wir uns selbst mehr als die andern? – Weil wir uns für besser, für liebenswerter halten als die andern. Wenn wir finden würden,

daß die andern besser sind als wir, so würden wir sie auch mehr lieben als uns selbst, – und das kommt niemals vor. Und selbst wenn es vorkommen sollte, so habe ich doch recht!« fügte ich mit unwillkürlichem Lächeln der Selbstzufriedenheit hinzu.

Nechljudow schwieg einen Augenblick.

»Sieh' mal an! Ich hätte nie gedacht, daß Sie so gescheit sind!« sagte er dann mit so gutmütigem, liebem Lächeln, daß es mir plötzlich war, als sei ich außerordentlich glücklich.

Das Lob wirkt so mächtig nicht nur auf das Gefühl, sondern auch auf den Verstand des Menschen, daß es mir unter diesem angenehmen Eindruck war, als sei ich bedeutend klüger geworden, und die Gedanken sammelten sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in meinem Kopf. Von der Eigenliebe kamen wir unmerklich auf die Liebe zu sprechen, und das schien ein unerschöpfliches Thema zu

sein. Dem unbeteiligten Zuhörer wären unsere Ansichten und Betrachtungen wahrscheinlich wie blühender Unsinn erschienen, – so unklar und einseitig waren sie, – für uns aber hatten sie hohe Bedeutung. Unsere Seelen waren so harmonisch gestimmt, daß diese leiseste Berührung einer Saite des einen im Herzen des andern einen Widerhall weckte. Grade dieser übereinstimmende Klang der verschiedenen Saiten, die wir im Gespräch anschlugen, bereitete uns Genuß. Es war uns, als fehle es uns an Worten und an Zeit, um einander alle die Gedanken mitzuteilen, die nach Ausdruck verlangten.

Anfang der Freundschaft.

Von jener Zeit an bildeten sich zwischen Dmitrij Nechljudow und mir recht seltsame, aber äußerst angenehme Beziehungen. In Gegenwart von anderen Leuten beachtete er mich fast gar nicht; kaum aber waren wir

allein, so setzten wir uns in ein gemütliches Eckchen und begannen zu philosophieren, alles um uns her vergessend und gar nicht bemerkend, wie die Zeit verflog.

Wir sprachen von unserm künftigen Leben, von den Künsten, vom Militärdienst, von Heirat und Kindererziehung, und es fiel uns niemals ein, daß alles, was wir sprachen, ein furchtbarer Unsinn war. Es fiel uns nicht ein, weil der Unsinn, den wir sprachen, ein lieber, vernünftiger Unsinn war, und in der Jugend schätzt man noch die Vernunft, glaubt man noch an sie. In der Jugend sind alle Seelenkräfte auf das Zukünftige gerichtet, und dieses Zukünftige nimmt unter dem Einfluß der Hoffnung, die nicht auf der Erfahrung der Vergangenheit beruht, sondern auf der eingebildeten Möglichkeit des Glückes, so verschiedenartige, lebendige und bezaubernde Formen an, daß schon die bloßen Begriffe und die Mitteilung der Phantasien von künftigem Glück ein wirkliches Glück dieses Alters bilden. Bei den metaphysischen Betrachtungen, die das

Hauptthema unserer Gespräche bildeten, liebte ich den Zeitpunkt, wo die Gedanken einander schneller und schneller folgen und, immer abstrakter werdend, schließlich einen solchen Grad von Nebelhaftigkeit erreichen, daß es unmöglich wird, sie in Worten auszudrücken, und daß man im Glauben, das zu sagen, was man denkt, etwas ganz anderes sagt. Ich liebte jenen Augenblick, in dem man, immer höher und höher in das Gebiet des Denkens aufsteigend, plötzlich die ganze Unbegrenztheit dieses Gebietes erkennt und die Unmöglichkeit des weiteren Vordringens einsieht.

Einst während der Butterwoche Der russische Fasching. (Anm. d. Übers.) war Nechljudow von verschiedenen Vergnügungen so in Anspruch genommen, daß er, obgleich er mehrere Male täglich zu uns ins Haus kam, kein einziges Mal mit mir sprach, und das kränkte mich so, daß er mir wieder als hochmütiger, unsympathischer Mensch erschien. Ich wartete nur auf eine Gelegenheit, ihm zu

beweisen, daß mir an seiner Gesellschaft nicht das geringste liege und daß ich durchaus keine besondere Zuneigung für ihn empfinde.

Als er das erste Mal nach der Butterwoche wieder ein Gespräch mit mir anknüpfen wollte, sagte ich, ich müsse meine Aufgaben machen, und ging nach oben; aber nach einer Viertelstunde ward die Tür des Unterrichtszimmers geöffnet und Nechljudow trat ein.

»Störe ich Sie?« fragte er.

»Nein,« erwiderte ich, obgleich ich eigentlich gern gesagt hätte, daß ich wirklich zu arbeiten habe.

»Warum sind Sie denn aus Wolodjas Zimmer gegangen? Wir haben doch schon so lange nicht philosophiert. Und ich habe mich schon so daran gewöhnt, daß es mir förmlich abgeht.«

Mein Ärger war im Augenblick verflogen und Dmitrij war in meinen Augen wieder derselbe gute und liebe Mensch.

»Sie wissen wohl, warum ich fortgegangen bin?« sagte ich.

»Vielleicht,« antwortete er, neben mir Platz nehmend, »allein wenn ich's auch errate, so kann ich's doch nicht sagen. Sie aber können es.«

»Ich will's auch sagen: ich ging fort, weil ich Ihnen böse war, – das heißt ich war nicht böse, aber gekränkt. Die Sache ist einfach die, daß ich immer fürchte, Sie verachten mich, weil ich noch sehr jung bin.«

»Wissen Sie, warum wir uns so nahe getreten sind?« sagte er, mit einem gutmütigen und klugen Blick mein Geständnis beantwortend, »warum ich Sie lieber habe als Menschen, mit denen ich besser bekannt bin und mehr Gemeinsames habe? Ich habe das gleich durchschaut. Sie

haben eine bewundernswerte, seltene Eigenschaft – die Aufrichtigkeit.«

»Ja, ich spreche immer grade das aus, was ich mich zu bekennen schäme,« bestätigte ich, »aber nur dem gegenüber, dem ich vertraue.«

»Ja, aber um einem Menschen zu vertrauen, muß man mit ihm völlig befreundet sein, und wir zwei sind noch nicht Freunde, Nikolaj; erinnern Sie sich, was wir von der Freundschaft gesagt haben: wahre Freunde müssen Vertrauen zueinander haben.«

»Das Vertrauen, daß Sie das, was ich Ihnen sage, niemand weitersagen,« erwiderte ich; »und gerade die wichtigsten und interessantesten Gedanken sind doch die, die wir um keinen Preis anderen verraten möchten. Und so häßliche, niedrige Gedanken sind das! Wenn wir wüßten, daß wir sie eingestehen müßten, würden sie nie wagen, uns in den Sinn zu kommen.«

»Wissen Sie, was mir einfällt, Nikolaj?«
fragte er, indem er aufstand und sich
lächelnd die Hände rieb; »*machen wir's so*,
und Sie werden sehen, wie nützlich es für
uns beide sein wird; geben wir uns das
Wort, einander alles zu bekennen. Wir
werden einander kennen lernen und uns
voreinander nicht genieren; und um die
andern nicht fürchten zu müssen, geben wir
uns das Wort, *niemals*, mit *niemand* und
nichts übereinander zu sprechen. Machen
wir's!«

»Gut,« erwiderte ich.

Und wir »machten es« in der Tat. Was
daraus wurde, will ich später erzählen.

Kapp sagt, bei jeder Zuneigung gebe es
zwei Parteien: die eine liebt, die andere läßt
sich lieben, die eine küßt, die andere hält
die Wange hin. Das ist ganz richtig; bei
unsrer Freundschaft war ich der Küssende,
und Dmitrij der, welcher die Wange hinhält,
aber auch er wäre bereit gewesen, der
Küssende zu sein. Wir liebten gleichmäßig,

weil wir einander kannten und schätzten;
aber das verhinderte nicht, daß er Einfluß
auf mich übte und daß ich mich ihm
unterordnete.

Es versteht sich von selbst, daß ich mir
unter Nechljudows Einfluß auch
unwillkürlich seine Sinnesrichtung
aneignete, deren Wesen in der entzückten
Verehrung des Tugendideals bestand und in
der Überzeugung, daß der Mensch dazu
bestimmt sei, sich beständig zu
vervollkommen. Die ganze Menschheit
veredeln, alle Laster und alles Unglück der
Menschen austilgen, erschien mir damals
als etwas Erreichbares: sehr leicht und
einfach erschien es mir auch, mich selbst zu
bessern, mir alle Tugenden anzueignen und
glücklich zu sein.

Übrigens – Gott allein weiß, ob diese edlen
Jugendträume wirklich lächerlich waren,
und wer daran schuld ist, daß sie sich nicht
verwirklichten.